

**Deutscher
Reporterpreis
2015**

**Die 14 nominierten Texte
in der Kategorie
„Beste Reportage“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Stuff, Britta: „Hallo, hier ist Norbert“ (0031)	03
2) Shafy, Samiha: Die deutsche Straße (0196)	17
3) Goos, Hauke: Stirb nicht! (0239)	29
4) Feldenkirchen, Markus: Das Wunschkind (0254)	44
5) Ehlers, Fiona: Unter Sachsen (0333)	56
6) Ahr, Nadine: Herr Vahl hört auf (0424)	66
7) Simon, Jana: Der Junge, der in den Krieg ging (0527)	83
8) Sußebach, Henning: Marke Söder (0557)	106
9) Stock, Jonathan: Die Löwen vom Sindschar (0632)	125
10) Koch, Erwin: Eine große Schuld (1067)	137
11) Hubschmid, Maris: Mehr als Schläge (1128)	152
12) Wiechmann, Jan Christoph: Drei Krieger (1220)	160
13) Steinberger, Karin: Das Zeugenhaus (1283)	175
14) Strittmatter, Kai: Der Sprung (1284)	185

„Hallo, hier ist Norbert“

Der ehemalige Sozialminister Norbert Blüm wird 80. Vorher reist er noch einmal in die Vergangenheit – und ruft alle Nummern aus seinem Telefonbuch an.

Von Britta Stuff, DER SPIEGEL, 11.07.2015

Tag eins

Es ist ein früher Nachmittag im Mai, als Norbert Blüm seinen ehemaligen Büroleiter fragt: "Sag mal, Peter, hat sich die Welt für dich verändert?"

Blüm sitzt in seinem Arbeitszimmer, im ersten Stock seiner Stadtvilla in Bonn, dem alten Machtzentrum der Bundesrepublik.

An allen vier Wänden türmen sich Bücher, eine Biografie über Hitler, "Helmut Kohl: Die CDU", "Das große Buch der Heinzelmännchen". Sein Schreibtisch ist ein ausgezogener Esstisch, rechts stehen "Briefbögen Norbert Blüm" in einem Karton, davor ein Globus, am Äquator verhindert ein Tesafilmstreifen, dass die Welt auseinanderbricht.

In der Mitte des Tisches steht das Telefon. Das Kabel ist verdreht, Norbert Blüm muss mit dem Ohr ganz nah an den Apparat.

Er sagt: "Hömma, macht der Juncker das gut?"

Und: "Ich sag dir, mit Controlling kriegste die Welt auch nicht neu erfunden."

Oder: "Na gut, so reden wir alte Leut."

Und zum Schluss: "Nein, ich will nichts Bestimmtes. Ich sitz nur hier im Schaukelstuhl, Wärmflasche an den Füßen, hab mein Hörgerät angemacht und wollt mal durchrufen. Mach's gut."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Welt hat sich für Peter Clever durchaus verändert, er ist mit 60 Jahren Mitglied der Hauptgeschäftsführung der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. "Na, der war ja jetzt sehr bestrebt, von seinen Erfolgen zu reden", sagt Blüm, nachdem er aufgelegt hat.

Norbert Blüm hat sich was vorgenommen. Er wird bald 80, und er will in die Vergangenheit reisen, vielleicht auch ein wenig zu sich selbst. Sein Reiseplan liegt vor ihm auf dem Tisch. Er trägt seit 40 Jahren dieses Buch mit sich rum, das "total gammelige Ding", wie seine Frau es nennt, in dem sein Leben in Zahlen steckt. Er weiß nicht mehr, wann und wo er es gekauft hat, manchmal denkt er, es war schon immer da.

Während dieses Buch in Norbert Blüms Aktentasche steckte, fiel die Mauer, die Bonner Republik wurde zur Berliner, Flugzeuge rasten ins World Trade Center, Facebook wurde erfunden. Deutschland bekam eine Kanzlerin.

Norbert Blüm, Sohn eines Kraftfahrzeugschlossers, geboren am 21. Juli 1935 in Rüsselsheim, war Sozialminister, war stellvertretender Bundesvorsitzender der CDU, wurde Rentner.

Es beginnt bei A wie Ackermann und endet bei Z wie Ziercke. Merkel steht über Möllemann, Schröder bei Scharping. Ein paar Hundert Nummern, sie führen zu alten Erfolgen und Niederlagen, zu alten Gegnern und Weggefährten und manchmal ins Nichts.

Er will ein bisschen Struktur in die Reise bringen, am besten bei A anfangen, die A-Blätter liegen lose zwischen den Seiten verteilt, der Kleber hat nicht mehr gehalten.

"Report Baden-Baden', das war mal eine ganz große Nummer, ist Ihnen das noch ein Begriff?", fragt Norbert Blüm am Anfang dieses Tages, und ohne auf die Antwort zu warten, führt er den Hörer zum Ohr.

"Hallo, hier ist Norbert. Lieber Franz, der Heilige Geist führt mich zu dir, ich hab hier so mein Telefonbuch liegen und mach mal einen Lebensrundlauf und denk, musst doch mal den Franz anrufen, also wie geht's dir denn?"

Franz Alt ist der ehemalige Moderator von "Report Baden-Baden", und es geht ihm gut, er schreibt gerade an drei Büchern, eins über den Dalai Lama, eins über den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

aramäischen Jesus und eins über den Papst, und als er noch mal nachfragt, wie er Norbert Blüm helfen kann, sagt der: "Gar nicht, ich reise nur durch mein Telefonbuch."

Auf dem Tisch, an den Globus gelehnt, steht eine alte Autogrammkarte, Blüm schaut über den Rand seiner Brille, hält mit der rechten Hand den Bügel und den Kopf leicht schräg, die Karte sagt: "Schaut her, ich bin lustig."

Er ist auch lustig.

Er drückt die Tasten des Telefons, als wäre der Auslösemechanismus ganz tief unten verborgen, als müsste man ihn mit aller Kraft bedienen. Er setzt sich so, dass er aus dem Zimmer schauen kann, er drückt das Kreuz durch. Beim zweiten Klingeln ist ihm meist was eingefallen, und er muss lächeln.

"Guten Tag, ist da Fritz Bohl? Hier ist ein einfacher Staatsbürger, der gern mal mit einem bedeutenden Politiker über längst vergangene Zeiten sprechen würde."

"Hallo, mein Name ist Stan Libuda, ich bin der legendäre Stürmer, der Außenflanken geschossen hat, die bis heute noch nicht wieder die Erde erreicht haben, sprech ich mit Walter Eschweiler, dem WM-Schiedsrichter?"

"Verzeihung, ist da Frank Elbe, der größte Botschafter, den Deutschland je im diplomatischen Dienst gesehen hat?"

Es sind vor allem Männer, die er anruft, es waren Männer, die Deutschland geführt haben, als Norbert Blüm noch kein Rentner war. Manchmal kann er seine Schrift nicht lesen, manchmal ist ein Anruf eine Sackgasse, dann stöhnt er. Kein Anschluss unter dieser Nummer. Einmal geht statt Frank Elstner "Mirka Schleifmittel" dran, Zahnarztpraxis Dr. Vogel statt Justus Frantz. Als er den Radrennfahrer Rudi Altig anrufen will, klingelt Bofrost an der Tür, und irgendwann, als das Telefon nicht so will wie er, sagt er zum Hörer: "Du zeigst ja schon Ermüdungserscheinungen."

"Komisch, keiner wundert sich wirklich, dass ich einfach so anrufe", sagt Blüm. "Würden Sie sich nicht wundern, wenn ich Sie einfach so anrufen würde?"

Tag zwei

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Neben der Klingel zu Blüms Haus ist ein Schild montiert: "Hier war Goethe nie". Gerade war der Mann vom Denkmalschutz da, vor dem Haus will Blüm einen Unterstand für seine neuen E-Bikes bauen, das muss er sich erst genehmigen lassen.

E-Bikes sind praktisch, sagt Norbert Blüm. Selbst wenn man eigentlich nicht mehr kann, kann man noch Rad fahren.

Er sagt auch: Heute müssen wir aber ernst machen mit dem Anrufen.

Norbert Blüm hat diesen wunderbaren Dialekt, er sagt "a-rufe" statt "anrufen" und "hömma" wenn er "hör mal" meint.

Er hat eine Liste gemacht, mit Menschen, die er unbedingt erreichen will, darunter sind die Großen und die Kleinen, als müsste er einen Raum sorgfältig ausleuchten, mit Scheinwerfern, aber auch mit Kerzen.

Genscher, Seehofer, Juncker, Booms, H. P. Blüm.

"Ich kenn alle Arten von Leuten", sagt Norbert Blüm, "nicht nur Politiker."

Draußen ist es zum ersten Mal in diesem Jahr wirklich heiß geworden, und im Arbeitszimmer durchsucht Blüm sein Telefonbuch. Er will heute ein paar Anrufer laut stellen – und ihnen sagen, dass mitgehört wird.

"Gauweiler, soll ich Gauweiler anrufen?"

"Warum nicht?"

Anruf elf.

"Peter! Ich ruf dich nur so an, wie geht's dir denn?"

"Mir geht's gut", sagt Peter Gauweiler.

"Hömma, machst du noch was mit der CSU?"

"Nix. Also, wir haben einfach Dinge beschlossen, die wir bei der Merkel nicht durchkriegen, da gab es dann Theater, und dann müssen die Leute eben auf mich verzichten."

"Haste recht", sagt Norbert Blüm. Und nachdem er aufgelegt hat: "Solche Typen muss es auch geben."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es gibt alle möglichen Typen. Es gibt Heiner Geißler, Anruf 13, der gerade ein Buch über Luther geschrieben hat. Mit dem kann er sich schnell darüber einig sein, dass es heutzutage in der Politik nur noch Einzelkämpfer gibt. Es gibt Justus Frantz, der die Ostpolitik von Merkel bedenklich findet, es gibt Jürgen Rüttgers, der eigentlich im Alphabet noch nicht dran wäre, zu dem Blüm aber springt, weil er ihm plötzlich in den Sinn kommt. "Was machste, CDU-mäßig?" – "Nichts mehr." – "Ich auch nicht."

Beim 33. Anruf regt sich Norbert Blüm ein bisschen auf. Die machen doch die Rente kaputt.

Walter Hirrlinger, ehemaliger Präsident des Sozialverbands VdK, ist dran, und Blüm sagt: "Ich meine, wir waren auch nicht perfekt, das konnten wir ja nicht sein, aber was die nun mit Riester machen, ist doch ein Unding."

Wenn er sich wirklich aufregt, ballt er eine Faust, aus der nur der Zeigefinger Richtung Himmel zeigt, er sagt: "Walter, eines werd ich dir nie vergessen: Bei der Pflegeversicherung hast du gestanden wie eine Eins." Und als seine Augen ein bisschen feucht werden, sagt er schnell: "Du siehst, Walter, im Prinzip braucht die Welt uns noch. Und sei es nur, damit wir uns haben. Mach's gut."

Norbert Blüm beginnt seine Gespräche meist mit einem Witz, und er beendet sie ganz plötzlich, oft mitten im Satz:

"Siehste, wir alten Säcke sind noch immer gut für die Weltrevolution."

Oder: "Große Worte für alte Männer."

Oder: "Na ja, wir können ja sabbeln, wie wir wollen, auf uns hört ja keiner mehr."

Jedes Gespräch dauert nur ein paar Minuten. Dauert es doch länger, rutscht Blüm auf seinem Stuhl hin und her.

Er kann nicht gut still sitzen.

Zum Beispiel in der Mittagspause bei einem Italiener um die Ecke. Er ist Stammgast. Die Tochter des Wirts hat Geburtstag, sie sitzt in der anderen Ecke des Raumes. Er schaut immer wieder zu ihr, und irgendwann steht er auf, er nimmt einen Strauß Blumen aus einer Vase auf dem Tisch, auf dem Weg greift er aus einer anderen

Vase eine italienische Flagge, er läuft durch das Restaurant auf sie zu und singt laut: "Happy Birthday".

Er sagt, Stille sei nie sein Ding gewesen.

Er muss an diesem Abend zu "Stern TV", die Redaktion hat ihn mit versteckter Kamera nach Katar geschickt, um dort die Not der WM-Arbeiter zu dokumentieren, und Norbert Blüm wird an diesem Abend sagen, was für eine Schweinerei das alles sei und dass so jemand wie der Blatter unmöglich Fifa-Chef bleiben könne.

Die Reise nach Katar hat er gemacht, zwei Wochen nachdem ihm ein Herzschrittmacher eingesetzt worden war.

Er ruft bei einem ehemaligen Mitarbeiter an, "wir können ja nicht nur die Promis anrufen".

Er sagt: "Blüm hier, ist Ihr Mann zu sprechen?"

Und dann: "Oh das tut mir leid, machen Sie es gut."

Die Frau hatte gesagt, dass ihr Mann nicht mehr sprechen kann. "Ich glaube, sie meint, er ist gestorben", sagt Norbert Blüm und wird für einen Moment ganz blass und starrt auf das Telefon, als wäre es die Mordwaffe.

Tag drei

"Ich glaub, ich war ganz gut bei ‚Stern TV‘", sagt Norbert Blüm, "haben Sie's gesehen?"

Es ist ein Feiertag, Christi Himmelfahrt, und Norbert Blüm sagt, dass er natürlich nicht alle aus diesem Buch anrufen kann.

Da sind zum einen die Toten, die dort stehen, als müsste man nur ihre Nummer wählen, um sie wieder sprechen zu können, und die noch immer in diesem Buch stehen, weil Blüm ihre Namen nicht durchstreichen kann.

Möllemann.

Schockenhoff.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Eltern.

Da sind die Vielbeschäftigten.

Schäuble, den kann man nicht stören, Merkel auch nicht.

Da sind die, mit denen er nicht mehr spricht.

Kohl zum Beispiel.

Norbert Blüm und Helmut Kohl waren einst enge Freunde, Blüm war fünfmal Minister unter ihm, und er nennt ihn bis heute einen "großen Politiker". Sie sind zerstritten, seit Blüm dafür gestimmt hat, dass der Altbundeskanzler nach der Spendenaffäre den Ehrenvorsitz der CDU abgeben muss.

"Ich konnte damals nicht anders", sagt Blüm.

Er kann noch heute nicht anders.

Blüm hat ihn danach angerufen, die Büroleiterin Juliane Weber ging ran, im Hintergrund hörte er Kohl brüllen, und Frau Weber sagte: "Er ruft dich zurück."

Blüm sagt, eigentlich denke er selten an Kohl, nur eine Sache sei schon etwas merkwürdig.

Er träumt von ihm, immer wieder.

Doch er sagt, er kann ihn unmöglich anrufen, da könne er noch so viel von ihm träumen. Blüm wartet bis heute auf den Rückruf.

Die Vergangenheit umgibt ihn wie eine warme Decke: Im Regal versteckt sich der Nell-Breuning-Preis, auf dem Tisch dient ein Zinnbecher als Gefäß für Scheren, auf ihm steht: "Herrn Bundesminister Norbert Blüm in Würdigung seiner hervorragenden Verdienste um das deutsche Gastgewerbe".

Auf den obersten Regalbrettern, dicht an dicht: tönerner Bier- und Weinkrüge aus ganz Deutschland. Blüm sagt, dass es eine Zeit in der Politik gab, in der man bei jedem Fest, in jeder Dorfhalle, in jedem Bierzelt einen solchen Krug geschenkt bekam. Und weil er sie nicht wegwerfen konnte, hatte er irgendwann eine Bier- und Weinkrugsammlung.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In der Ecke, in einem Sessel mit abgewetztem Rücken, liest er morgens seine Zeitung.

Er überblättert K und reist ins Saarland. Es ist nicht ganz leicht rauszufinden, welche Nummer die richtige ist, bei den meisten stehen viele: dienstlich, privat, Handy, Fax, alte Nummern, neue Nummern, und Norbert Blüm sagt, so sei das mit den wichtigen Leuten: Die haben nie nur eine Nummer.

"Ist da die Zentrale für sozialistische Gesinnungsprüfung und Gehirnerweichung? Hömma, ich hab dich laut gestellt, ich will dir nur sagen, der SPIEGEL hört mit."

"Alles Arschlöcher."

Es ist Oskar Lafontaine, und Norbert Blüm lacht.

"Du, ich ruf alle meine Freunde an und hör mal, wie es denen geht. Was sagst du denn zur Entwicklung der Linken?"

"Na ja, das sind die Einzigen, die noch nicht zur Einheitspartei gehören."

Wenn Norbert Blüm lacht, dann hält er sich eine Hand aufs Herz.

"Hömma, der Gabriel, wie findest du den? Das ist doch jemand, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, oder?"

"Na ja. Rechten Fleck. Für mich ist der eher ein Rechter", sagt Lafontaine.

Dann lachen sie. Früher waren sie Gegner, und heute ist es egal, auf welcher Seite sie mal gekämpft haben und wer wem welche Verwundungen zugefügt hat. Sie waren einfach gemeinsam Teil eines Kampfes, und sie waren wer in diesem Kampf. Es geht dann noch ein bisschen um Schröder und die Riester-Rente, sie reden über eine Kollegin ("Kein großes Licht, aber wenigstens macht sie nichts kaputt") und über die Zeit, als Blüm die Koalitionsverhandlungen wochenlang aufgehalten hat, weil er eine Senkung des Spitzensteuersatzes auf 53 Prozent verhindern wollte. Und dann fragt Norbert Blüm: "Willst du nicht mal wieder ein Buch schreiben?"

"Ach weißte, Norbert, man muss im Leben auch akzeptieren, dass man nur Marginalien bewegen kann."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Blüm sagt: "Ich weiß nicht. Meinste?" Und dann macht er wieder einen Scherz: "Na, wie auch immer, grüß deine Alte, ich meine deine Neue. Du hast ja 'ne Neue."

"Du kannst ruhig Sahara sagen."

Anruf 43: "Sag mal, ich hab ewig nichts mehr vom Peter gehört."

Anruf 48: "Weißte schon, der Ackermann ist gestorben?"

Anruf 49: "Was macht der Rudi? Noch klar im Kopp?"

Anruf 66: "Lieber Bruder, das Gretchen hat mich grad aus dem Himmel angerufen, ich soll mich um ihren Lieblingssohn kümmern."

Die Frau von Norbert Lammert sagt, dass ihr Mann unterwegs sei, generell viel zu viel, manchmal flehe sie ihn an, dass er sich schonen müsse.

Frank Elstner ist auf Kur.

Ein ehemaliger Pater aus Trier löst seinen Haushalt auf – und weiß nicht, ob man Bücher einfach wegwerfen darf.

Der Schauspieler Peter Sodann sagt, er sei ein Mann, der mit dem Rücken zur Wand stehe, seit die Linke ihn zum Bundespräsidenten machen wollte. Er sagt, er verstehe die Politik nicht mehr.

"Norbert, die quatschen und quatschen und passieren tut nüscht."

Er will nun eine Akademie gegen das Vergessen gründen. Und alle Bücher sammeln, die je in der DDR erschienen sind. Er habe schon vier Millionen.

Das Fax hinter Blüm summt, er hat sich von seiner Sekretärin ein paar Nummern schicken lassen, die er gerade nicht finden konnte.

"Die Ackermann wär gut, oder? Den Ackermann kennen Sie, oder? Der hat die Öffentlichkeitsarbeit für den Kohl gemacht."

Klingeln.

Klingeln.

"Ist nicht da. Blöd."

"Ackermann."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Spricht dort die berühmte Johanna Ackermann, der Liebling aller Männer?"

"Ja, Nobbi!"

"Ja, wie geht's dir denn?"

"Ja, mir geht's gut, und dir?"

"Haste dich in deine neuen Verhältnisse eingelebt?"

"Na ja, das war schon eine Umstellung."

"Weil der Eduard nicht mehr da ist?"

"Ja."

"Du darfst dich nicht hängen lassen", sagt Norbert Blüm, und er sagt es nicht hart, sondern so, als würde er eigentlich etwas anderes sagen wollen, als würde er sagen wollen: "Das tut mir alles so leid" – und es nicht sagen kann.

Sie sprechen dann ein bisschen darüber, wie es so ist im Altersheim. Sie sagt, dass man sich an alles gewöhnen könne, aber eines sei dann doch schwer: Neulich seien innerhalb kürzester Zeit 14 Menschen gestorben, erst eine Grippewelle, dann ein Magen-Darm-Virus. Und die Neuen seien sicher nett, aber sie kämen quasi nie aus ihren Zimmern.

Er ruft noch den Bernhard an. Der lag ein Jahr im Koma, nach einer Blutvergiftung, und Blüm sagt: "Was machst du denn für Sachen, Blutvergiftung, in unserem Alter, das macht man doch nicht." Bernhard sagt, dass es ihm schon seit Jahren häufiger mal passiere, dass eine Krankheit komme und er sich nicht mehr so schnell davon erholen könne. Sie sprechen über Kämpfe, die sie zusammen geschlagen haben, sie sagen sich, dass sie in einer großen Zeit Politik gemacht haben, sie sagen: Das haben wir gut gemacht. Vier Wochen später stirbt Bernhard Jagoda, der ehemalige Chef der Bundesanstalt für Arbeit, und die Nachrufe in den Zeitungen beweisen, dass einem die Vergangenheit wirklich niemand nehmen kann, dass sie einem gehört, für immer.

Tag vier

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Blüm, ist der Herr Kauder zu sprechen?"

"Ach, im Wahlkreis unterwegs?"

"Ja, gut, dann versuche ich auf dem Handy, ja?"

Klingeln.

"Hier ist dein Fan Norbert Blüm! Ich mach grad so ein Spiel, ich ruf all meine Freunde an."

Die Themen: Die Riester-Rente ("Macht alles kaputt") und die Frage, ob Fraktionsvorsitzender ein schöner Beruf ist.

Blüm: "Ich wär ja gern Fraktionsvorsitzender gewesen, Volker, das ist ein toller Job. Ich meine, als Präsident biste Frühstücksdirektor, als Kanzler eine Vermittlungsmaschine, aber Fraktionsvorsitzender!" Und Volker Kauder antwortet: "Ja, ich mache das schon auch gern. Aber wenn man seinen Job so versteht wie ich, dass man sich nicht mit der Chefin öffentlich streiten soll, dann ist es auch nicht immer einfach."

Das Gespräch hat nur eine Minute gedauert, Volker Kauder, amtierender Fraktionsvorsitzender der Union, ist einer der wenigen, die das Gespräch beenden, bevor Blüm es tun kann.

Blüms Telefonbuch sieht vernarbt aus. Seine Frau hat irgendwann versucht, es mit schwarzem Klebeband zu reparieren, das Band rollt sich an den Seiten auf. Bei R und S fehlen die Register, sie sind nach vielem Berühren rausgefallen. Einmal ist ein pinker Stift im Buch ausgelaufen, manche Seiten sind voll mit Kritzeleien: Blumen, Kästchen, abstrakte Figuren, die Namen stehen kreuz und quer in Rot, Blau, Grün und Schwarz. Blüms Handschrift hat sich mit den Jahren geändert, manchmal sieht sie aus, als wollte sie sich ducken, manchmal macht sie sich groß, als gälte es, eine Nummer in Stein einzumeißeln.

Wo früher das Büro Lafontaine ranging, meldet sich jetzt das Vorzimmer von Schäuble. Bei Stoiber steht nur die Amtsnummer, oder wie Blüm sagen würde: als der Stoiber noch der Stoiber war.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er reist zu Genscher – "Hans-Dietrich, wie geht's dir denn?" Genscher hat sich eine Prellung am Rückenwirbel zugezogen, als er die Entfernung zwischen Gesäß und Stuhl nicht richtig eingeschätzt hat.

"Ja, mach dir nichts draus, Hans-Dietrich, du hast einfach mehr Ahnung von Politik als von Physik."

Er reist zu Franz Steinkühler, dem ehemaligen Vorsitzenden der IG Metall, der fragt, ob Blüm das Ende der Ehe zwischen Mann und Frau auch so schlimm finde – "oder bist du etwa auch schon schwul, Norbert?"

Das Alphabet ist inzwischen komplett vergessen, Blüm sieht sein Telefonbuch durch, als müsste da noch ein Schatz gehoben werden, er fragt: "Juncker? Wollen wir Juncker anrufen?", und er tut auch so, als ginge es gar nicht mehr um ihn: "Wallraff? Wär der was für Sie?"

Er sagt, dass man mittags eine Pause machen muss, weil die Leute da schlafen.

"Guten Tag, Blüm hier, könnte ich den Herrn Ministerpräsidenten Seehofer sprechen?"

"Tut mir leid, Herr Blüm, der Herr Ministerpräsident ist im Urlaub, kann ich was ausrichten?"

"Wenn er Lust hat, soll er mich mal anrufen."

"Gerne. Haben Sie denn ein spezielles Thema?"

"Joa, das Wetter wär schön."

Er hat den Hörer gerade aufgelegt, da klingelt es. "Stern TV", schon wieder.

"Neue Entwicklungen im Fall Blatter soso, ja, da könnte ich schon kommen, also heute sagen Sie ... okay, ich komme!", sagt Blüm, und nachdem er aufgelegt hat, fragt er: "Meinen Sie, ich muss da hin?"

"Ich weiß nicht genau."

"Ich glaub, ich muss da hin."

Norbert Blüms Telefon klingelt fast ununterbrochen, seine Nummer steht im Telefonbuch. Sie fragen, ob dort "Dr. Norbert Blüm" spricht, sie haben

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sorgerechtsprobleme, Ärger mit Unterhaltszahlungen, sie suchen jemanden, der ihnen helfen kann oder zumindest zuhört. Sie denken: Der war doch mal Minister. Aber er kann meist nichts tun und sagt schnell: "Sie sind bei mir leider falsch." Eine Geheimnummer will er nicht.

Unten in der Küche hängt sein Leben an der Wand, Blüm als Kind, salutierend im Matrosenanzug, Familienbilder in Sonnenblumenfeldern, längst vergessene Vorfahren auf ovalen gerahmten Porträts, und Blüm sagt, dass das auch schwer sei, in einem Moment sei man einer der meistgefragten Menschen Deutschlands und im nächsten soll man dann was sein? Rentner?

Und was soll man zu sagen haben? Nichts?

In der Schreibtischunterlage liegt ein Blatt Papier, er kann es nur schwer ablösen, die Tinte hat sich über die Jahre mit der Folie verbunden, aber dann liest er die erste und die vorletzte Strophe vor, bewusst getragen, "Der alte Mann im Frühling", Brecht:

Ach, in meinen Jugendjahren / War der Frühling schöner noch als heut. / Daß die schönen Mädchen schöner waren / Ist das letzte, was uns Alte freut.

Aber daß die Sonne immer kälter / Wo sie doch dereinst so herrlich war / Ist nicht gut, denn wird man merklich älter / Liebt man Sonne mehr mit jedem Jahr.

Dann lacht Blüm, und alles Getragene ist weg, er wirft das Blatt weg und fragt: "Wolln wir noch einen?", als müssten wir jetzt einen Schnaps trinken.

Anruf 115, der letzte.

"Hier ist Norbert Blüm, ist dort Bio? Ich wollt mich nur mal nach dir erkundigen."

Alfred Bioleks Stimme erfüllt den Raum.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Ach, das ist nett, wie geht es dir denn? Ach, ich hab dich öfter in der Zeitung gesehen. Du machst ja so viel und ich gar nichts mehr. Ich bin jetzt auch schon 80, im Juli werd ich 81."

"Ich werde 80, ich folge dir auf den Spuren."

"Ja, wir sind beides alte Säcke!"

"Ja, na wunderbar! Lass uns doch mal treffen."

"Das machen wir."

Blüm sagt, das sage man eben so, einfach weil es sich gehört. Möglicherweise trifft man sich nie wieder. Aber man hat es gesagt und genau so gemeint in diesem Moment.

Doch eigentlich will er meist niemanden treffen. Er ist nicht zum letzten Klassentreffen gegangen, er geht nicht oft zu Veranstaltungen, zumindest nicht mehr so oft wie früher.

"Warum haben wir das alles gemacht, Herr Blüm?"

"Warum, fanden Sie's nicht gut?"

Er sieht besorgt aus.

"Doch, aber warum?"

"Ist doch auch gut, dass man einander noch mal sagt: Du warst wichtig. Oder?"

Norbert Blüm war 16 Jahre lang Bundesminister, er hat drei Kinder, und er sagt, dass er sich nicht mehr ganz sicher ist, ob er wirklich wichtig war.

Die deutsche Straße

Die Welthungerhilfe hat einen Weg durch den Urwald gebaut, der vom Kriegsgebiet Nord-Kivu bis an den Kongo-Fluss führt. Das Projekt zeigt die Grenzen von Entwicklungshilfe.

Von Samiha Shafy, DER SPIEGEL, 14.03.2015

Hinter Goma am Kivu-See beginnt sie, die Straße, sie ist nassschwarz und voller Löcher; die einzige Straße, die von hier aus westwärts in den Urwald führt. Rechts von ihr plätschert ein Bach, Frauen knien im Wasser, schrubben Kleider, füllen Kanister, manche tragen ein Baby auf dem Rücken. Die Morgensonne dringt schwach durch die Regenwolken. Auf der Straße steht ein Mann, sein Name ist Georg Dörken.

Dörken ist kräftig gebaut, er hat große Hände, einen ergrauenden Haarkranz und einen imposanten Schnauzbart. Im Ohr trägt er einen Goldstecker, ein Geschenk seiner Frau. Auf sein Poloshirt ist das Logo seines Arbeitgebers gedruckt: Deutsche Welthungerhilfe e. V., eine der größten Hilfsorganisationen der Bundesrepublik.

Für Dörken, 62, ist dies seine Straße; die Welthungerhilfe hat große Teile unter seiner Leitung gebaut, neun Jahre lang, zwischen 2002 und 2011. Für die Straße hat er in seiner Zeit als Programmdirektor für den Kongo sein Leben riskiert. Er wurde beschossen, von Kindersoldaten bedroht, beinahe entführt. Einmal stoppte sein Wagen haarscharf vor einer Panzerabwehrmine, ein anderes Mal überlebte er eine Notlandung, bei der sein Flugzeug auf ein Auto krachte. Mehrmals musste er fliehen und ausgeflogen werden. Während er zuschaute, wie seine Straße in den Dschungel hineinwuchs, wurden daheim im fernen Deutschland seine Tochter und sein Sohn erwachsen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dörken hatte mit dem Bau der Straße ein großes Ziel vor Augen: den Ostkongo zu retten und einen Bürgerkrieg zu beenden, in dem wohl mehr Menschen gestorben sind als in allen Kriegen seit dem Zweiten Weltkrieg zusammen.

Nun will er sie noch einmal bereisen, diese deutsche Straße durch ein kaputtes Land, von Goma nach Kisangani. Er will sehen, ob die Hoffnung, die die Straße verkörpert, Wirklichkeit geworden ist. Ob sie dem zweitgrößten Land Afrikas und einem der ärmsten Länder der Welt tatsächlich so etwas wie Wohlstand und Frieden bringen kann.

Die Demokratische Republik Kongo steht auf der von der Zeitschrift "Foreign Policy" veröffentlichten Liste der "Fragile States", der zerfallenden Staaten, auf Platz vier. Auf dem Human Development Index, mit dem die Uno die Entwicklung in 187 Staaten misst, liegt sie vor Niger auf dem vorletzten Platz. Wenn ein Land wirklich dringend Hilfe braucht, dann der Kongo.

Und wenn man verstehen möchte, was die globale Entwicklungshilfe, ein Geschäft von 135 Milliarden Dollar im Jahr, bewirken kann und warum sie so oft an Grenzen stößt, dann lohnt es sich, in dieses Land zu blicken.

Dörken geht ein paar Schritte auf seiner Straße, er streckt und dehnt seine Glieder, um sich für die Fahrt zu wappnen, dann steigt er in einen von zwei weißen Geländewagen und gibt das Kommando zum Aufbruch. Er reist mit drei kongolesischen Mitarbeitern: zwei Fahrern und einem Sicherheitsbeauftragten. Eine Waffe hat er nicht dabei, auch keine kugelsichere Weste. Er wolle nicht umgelegt werden, nur weil irgendein Rebell scharf auf seine Weste sei, hat er vor der Abreise gesagt.

Die Fahrt auf den ersten Kilometern der Nationalstraße N2, mit 15 oder 20 Stundenkilometern, fühlt sich an wie der Ritt auf einem bockigen Pferd. Das ist nicht Dörkens Schuld, dieser Teil der Straße ist ein Erbe der belgischen Kolonialzeit, die 1960 endete. "Wenn die Belgier etwas hinterlassen haben, dann eine tolle Verkehrsinfrastruktur", sagt Dörken. "Aber seither wurde hier nichts mehr gemacht."

Das erste Stück, das die Welthungerhilfe gebaut hat, beginnt bei Kilometer 29 in der Kleinstadt Sake. Von da aus soll Dörkens Reise weiter nach Nordwesten führen,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mitten durch den kongolesischen Krieg, durch Dschungel und Dörfer aus Lehmhütten, 613 Kilometer weit bis zum Ende der Straße. Dort, in der Stadt Kisangani, fließt der mächtige Strom, den das Land im Namen trägt: der Kongo.

Auf der Straße sind vor allem Fahrzeuge von Hilfsorganisationen zu sehen, Ärzte ohne Grenzen, Caritas, und hin und wieder rote Motorradtaxis aus chinesischer Produktion. Die Menschen, auch die Kinder, tragen ihre Lasten meist an einem Band, das sie über die Stirn legen. Vornübergebeugt, ihr Bündel auf dem Rücken, stapfen sie durch den Schlamm der Straße. Wer mehr Glück hat, besitzt ein Fahrrad oder ein Tchoukoudou, ein Holzbrett auf zwei Rädern. Von einem Ort zum nächsten zu gelangen ist eine Mühsal. Dazu kommen Mangelernährung, dreckiges Wasser, Seuchen und der Krieg. Kongolesische Männer werden im Durchschnitt 48 Jahre alt, Frauen 52.

Die Provinz Nord-Kivu mit der Hauptstadt Goma, wo Dörkens Straße beginnt, war einst die Kornkammer des Landes. Das Klima ist mild, die Erde fruchtbar. Doch vor 21 Jahren brachte der Völkermord in Ruanda einen Konflikt über die Grenze. Er wird "Afrikas Weltkrieg" genannt, weit über fünf Millionen Menschen sollen bis heute durch ihn gestorben sein. Die Kornkammer ist verwüstet, ihre Bewohner hungern.

Und sie sind abgeschnitten vom Rest des Landes, denn der Ostkongo besitzt lediglich 2794 Kilometer asphaltierte Straßen. Das sind 642 206 Kilometer weniger als in der siebenmal kleineren Bundesrepublik Deutschland. Es fahren so gut wie keine Züge; wer es sich leisten kann, reist mit dem Flugzeug. Die meisten gehen zu Fuß.

Sogar die Polizei. Jeanne Mawiza Trambisa, die Polizeichefin von Sake, sagt, sie hätte gern ein Auto. Oder wenigstens ein Motorrad. Vor dem Hauptquartier der Polizei, direkt an der Straße gelegen, stehen die Überreste von zwei Polizeiwagen neben vier verrosteten Motorrädern. Sie habe kein Geld, um ein neues Gefährt zu kaufen, klagt Trambisa in ihrem winzigen Büro. Dörken sitzt vor ihr auf einem Plastikstuhl und hört zu. Die Kommissarin, eine wuchtige Erscheinung in traditioneller Kleidung mit farblich passendem Kopftuch, hat 33 Polizeistationen und 467 Ordnungshüter unter sich. Aber was nützt ihr das, wenn ihre Polizisten zu Fuß auf Verbrecherjagd gehen müssen?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eine Straße, so dachten sich im Jahr 2001 die deutschen Helfer von der Welthungerhilfe, könnte den Menschen hier eine Perspektive geben. Die fruchtbaren Böden rund um Goma sind ja nicht zerstört, sie müssten nur bewirtschaftet werden. Wenn es eine Möglichkeit gäbe, Kaffee, Getreide und Gemüse aus Nord-Kivu nach Nordwesten zum Fluss Kongo zu transportieren, könnten die Waren verschifft und verkauft werden.

Und vielleicht, so überlegten die Deutschen weiter, ließen sich marodierende Rebellenbanden eher davon überzeugen, ihre Waffen niederzulegen, wenn sie eine Alternative zum Morden und Plündern hätten - warum nicht Straßenbau, Landwirtschaft, Handel? Auf diese Weise würde die Straße nicht nur Hunger bekämpfen, sondern Frieden ermöglichen.

Es war eine Idee von bestechender Logik, geboren aus dem deutschen Glauben an Ordnung und Struktur - und an eine höhere Instanz, die dafür sorgt. In Deutschland ist das der Staat. Im Ostkongo sollte es, da der Staat nicht funktionierte, die Welthungerhilfe sein.

Die Welthungerhilfe hatte bis dahin noch nie eine Straße gebaut. Es war nicht Dörkens Idee gewesen, doch auch er fand das Projekt einleuchtend, als er im folgenden Jahr, 2002, seine Stelle als Programmdirektor antrat. Zwar hatte Dörken, der zuvor für die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit im Kongo gearbeitet hatte, keine Ahnung von Straßenbau; sein Fachgebiet ist die tropische und subtropische Landwirtschaft. Doch wenn er hier etwas erreichen wollte, so glaubte er, musste er es versuchen.

Also ging er mit seinen neuen Mitarbeitern in die Dörfer und warb für die Idee. Der Anfang war ermutigend: Hunderte Rebellen folgten ihrem Aufruf, tauschten ihre Kalaschnikows gegen Macheten und schlugen eine Schneise in den Urwald.

Und heute, ein paar Jahre später?

Hilfsorganisationen können den Staat nicht auf Dauer ersetzen. Die Hoffnung der Helfer ist, dass der Staat fortführt, was sie begonnen haben. Dass er also die Straße nicht nur unterhält, sondern auch dafür sorgt, dass sie sicher ist.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die häufigsten Probleme in Sake, sagt Jeanne Mawiza Trambisa, die Polizeichefin von Sake, seien Gewaltverbrechen und Diebstähle. Immerhin würden weniger Frauen vergewaltigt, seit Ende 2013 die Rebellentruppe M23 verjagt wurde. "Ich ernte die Früchte der Monusco", sagt die Kommissarin. Die Monusco ist die 21 000 Mann starke Stabilisierungsmission der Vereinten Nationen. Die längste Zeit ihres 15-jährigen Einsatzes im Kongo verschanzte sie sich in ihren Lagern, während um sie herum geplündert, vergewaltigt und gemordet wurde. Frieden sichern, das war hier vor allem ein Euphemismus für Nichtstun. Doch seit Sommer 2013 ist eine Interventionsbrigade im Einsatz, die die bewaffneten Gruppen bekämpft. Zusammen mit der kongolesischen Armee schlug sie die M23 zurück, jetzt ist sie vor allem gegen die Rebellen der FDLR im Einsatz.

Alle Probleme, die ihr gemeldet würden, gebe sie weiter an die nächste Uno-Basis, sagt Polizeichefin Trambisa, "denn ohne die Monusco könnten wir nichts erreichen." Als die M23 ihre Stadt besetzt habe, so erzählt sie, sei sie in einen anderen Ort geflohen. Nach der Befreiung hätten die Blauhelme sie zurück nach Sake eskortiert. "Mit zwölf Fahrzeugen", sagt die Polizeichefin und gluckst vergnügt. "Seither gelte ich hier als große Dame."

Als Georg Dörken ihr zum Abschied die Hand reicht, umklammert er mit der linken Hand das Gelenk seiner rechten Hand - eine Geste des Respekts für die große Dame. Die Polizeichefin lächelt. Doch Dörkens Stimmung hat sich verfinstert: Erstens gibt es in Sake bis heute keinen Staat, der die Aufgaben der Helfer übernehmen könnte; es gibt nur die Uno. Und zweitens rät die Uno davon ab, hinter Sake auf der Straße weiterzufahren.

Dort liegt in diesen Tagen die Front. Die Uno hat diesen Abschnitt der Straße, 163 Kilometer von Sake bis Walikale, auf ihren Karten rot markiert, als Gefahrenzone. Wer Richtung Walikale fahren wolle, sagt der für die Region zuständige Oberst, brauche eine Eskorte. Außerdem sei die Straße kaum befahrbar - erst vor drei Tagen sei ein Konvoi steckengeblieben.

Dörken beschließt, zumindest die ersten acht Kilometer in der Gefahrenzone weiterzufahren, um zu sehen, was Afrikas Weltkrieg befeuert. Dort zweigt ein Pfad

nach Norden ab, eine noch irrwitzigere Belastungsprobe für die Geländewagen, am Ende des Pfads liegt eine Coltanmine.

Der Kongo könnte ein reiches Land sein, beschenkt von der Natur: nicht nur mit Wasser, fruchtbarer Erde und einer einzigartigen Artenvielfalt, sondern auch mit dem Erz Coltan, das für Computer und Mobiltelefone gebraucht wird, außerdem mit Gold, Diamanten, Zinn, Kupfer, Uran und Erdöl. Doch die Bodenschätze sind zum Treibstoff des Krieges geworden.

Die Coltanmine in Bibatama ist ein roter Höllenschlund zwischen sanften Hügeln. Man muss nahe an den Abgrund herantreten, um die Arbeiter unten zu erkennen, winzige Figuren mit Helm und Schaufel, die an den Hängen herumklettern. Ein kurviger Trampelpfad führt in die Mine hinunter, eine Dreiviertelstunde lang, mehr Rutschen als Gehen.

Der Geologe Eddy Mundenga, der für den Betreiber MH International in Goma arbeitet, schlittert voran. Täglich würden hier zwischen 300 und 400 Kilo Coltan gefördert, sagt er, keuchend und verschwitzt. Die Arbeiter würden nach Leistung bezahlt, drei Dollar am Tag, manchmal mehr, abhängig davon, wie viel Coltan sie herangeschafft haben. Da es keinen anderen Weg gebe, trage jeder am Abend einen Sack mit Erz den Trampelpfad hoch.

Drei Dollar am Tag sind der gesetzliche Mindestlohn, für die meisten Kongolesen ist das eine unrealistische Summe. Das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen beträgt etwa 400 Dollar im Jahr; drei Viertel der Bevölkerung leben in Armut.

Aber die Coltanmine in Bibatama will ein Vorbild sein. Sie bewarb sich als eine der ersten um einen deutschen Qualitätsstempel, verliehen von der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe (BGR). Ihr Betreiber kann dann damit werben, dass er "konfliktfreies" Coltan produziere, dass er keine Kinder und auch keine Erwachsenen ausbeute und sogar die Umwelt schone.

Bis vor ein paar Jahren wurden rund 70 Prozent aller Minen, in denen Coltan, Zinn oder Gold abgebaut wurde, von bewaffneten Gruppen kontrolliert. Heute seien es deutlich weniger, heißt es bei der BGR, vielleicht noch die Hälfte aller Goldminen,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

seit einige Rebellengruppen entwaffnet wurden und wilder Bergbau offiziell verboten ist. Die deutsche Zertifizierung soll es Warlords zusätzlich erschweren, sich mit Schmuggel, Schutzgeldern und illegalen Steuern zu finanzieren. In den vergangenen sechs Jahren hat die BGR rund ein halbes Dutzend Minen zertifiziert. In der Datenbank der Deutschen erfasst sind: 1600 Minen im Kongo.

Georg Dörken schüttelt den Kopf, als er diese Zahl hört. Es ist, auch hier, ein weiter Weg für die Helfer.

Dörken fährt über den Pfad zurück, dann auf die Straße, über Sake nach Goma. Er muss seinen Plan ändern. Daher chartert er ein Propellerflugzeug der Firma "Busy Bee Congo", es soll ihn über die rote Zone hinwegfliegen. Zwischen Goma und Lubutu, dem Flugziel, liegen rund 300 Kilometer Urwald. Eine spektakuläre Landschaft, zügelloses, urzeitliches Grün, durch das sich braune Flüsse winden. Hin und wieder erkennt man aus der Luft einen feinen, roten Strich. Dörkens Straße.

In seinem ersten Leben war Georg Dörken Physiotherapeut. Als er 25 Jahre alt war, besaß er zwei Praxen und eine Sauna in Wuppertal und fragte sich, ob das Leben immer so weitergehen solle. Er verkaufte die Praxen, unternahm eine Weltreise, studierte und ging mit seiner späteren Frau Barbara für den Deutschen Entwicklungsdienst nach Burkina Faso, um die Anbautechniken der Bauern zu verbessern.

Im Februar 1994 schickte ihn die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit in den Kongo, damals hieß das Land noch Zaire; er sollte im Osten ein Naturschutzprojekt leiten, Frau und Kind begleiteten ihn. "Wir sind völlig naiv in diese Krise reingestolpert", erinnert sich Dörken, "mir wurde gesagt, wenn es in Zaire mal unruhig wird, flüchtest du nach Ruanda."

Keine zwei Monate später begann in Ruanda der Völkermord: Extremistische Hutu schlachteten 800 000 Tutsi und gemäßigte Hutu ab. Die Dörkens lebten am Kivu-See, nahe der Grenze. Manchmal hätten sie ihre Stereoanlage aufgedreht, erzählt Dörken, um die Schreie der Sterbenden nicht zu hören. Im See trieben Leichen. Als eine im ugandischen Exil ausgebildete Tutsi-Rebellenarmee Ruanda zurückeroberte, flohen anderthalb Millionen Hutu, darunter viele der Mörder, über die Grenze nach

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zaire. Dörkens Projekt wurde gestoppt, stattdessen sollten er und seine Mitarbeiter nun die Flüchtlingslager am See mit Brennholz versorgen.

Ende 1996 eroberte ein Rebellenbündnis unter der Führung Laurent-Désiré Kabilas den Osten Zaires, um Jagd auf die Massenmörder zu machen. Zwei Tage lang harrten die Dörkens unter Artilleriegefecht aus, dann konnten Barbara und die Kinder ausgeflogen werden. Georg Dörken blieb, er war im Land, als der Diktator Mobutu gestürzt wurde und Kabila, unterstützt von der Tutsi-Regierung in Ruanda, an die Macht kam. Er wurde Zeuge, wie der Krieg abflaute, um danach umso heftiger zu entbrennen.

Irgendwann hatten sich sieben Staaten in Afrikas Weltkrieg verheddert, dazu mindestens 30 Milizen. Im Januar 2001 wurde Kabila ermordet, seither regiert sein Sohn Joseph. Der Konflikt geht weiter: eine kaum mehr zu entwirrende Mischung aus Bürgerkrieg, organisierter Kriminalität und Staatsversagen.

Seine Frau überredete Georg Dörken, nach Deutschland zurückzukommen. Er heuerte bei der Welthungerhilfe an, zunächst in Bonn, doch ab Herbst 2004 war er wieder im Ostkongo. Die Mission von Dörkens Arbeitgeber ist es, Hunger und Armut auf der Welt zu bekämpfen. Normalerweise versorgt die Welthungerhilfe Not leidende Menschen in Krisengebieten mit Nahrungsmitteln, Wasser, Decken und Zelten. Wenn die elementaren Bedürfnisse gestillt sind, versucht sie, Bauern dabei zu helfen, ihre Erträge zu steigern. Aber was, wenn die Situation so verfahren ist wie im Ostkongo?

Sein Arzt hat einmal zu ihm gesagt: "Lieber glücklich im Ostkongo sterben als unglücklich in Bonn." Ein "Krisenjunkie" sei er nicht, betont Dörken, das ist ihm wichtig. "Aber wenn ich diesen Job mache, gibt es Risiken, die ich akzeptieren muss." Er schweigt lange. "Irgendwo bin ich eben Überzeugungstäter."

Das Flugzeug ist in Lubutu gelandet. Auf der Kreuzung im Stadtzentrum steht ein wenig beachteter Verkehrspolizist, der manchmal in seine Trillerpfeife bläst, meist aber nur regungslos auf das Menschengewusel starrt. Hinter der Kreuzung beginnt der Markt, ein Wirrwarr aus engen Gassen. Auf Brettern liegen getrocknete Fische, blutige Fleischstücke und Krimskrams.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Jacqueline Kangakolo sitzt vor ihrem Verkaufsstand, eine ältere Frau, die ein schwarzes Tuch um den Kopf trägt und einen Rock mit Schmetterlingen. Sie erzählt Dörken, die Straße habe ihr nur geholfen, als sie gebaut wurde. Damals hätten die Arbeiter und ihre Angehörigen Geld gehabt, um bei ihr einzukaufen. Doch seit die Straße fertig sei, gebe es kaum noch Jobs. Ärzte ohne Grenzen habe das Krankenhaus in Lubutu geschlossen. Und aus diesen Gründen, sagt Kangakolo, habe sie weniger Kundschaft.

Die Marktfrau ist Dörkens Kronzeugin dafür, dass sich auch seine zweite Hoffnung nicht erfüllt hat: Mehr Handel gibt es durch die Straße nicht, zumindest nicht hier und nicht so, dass die Marktfrauen von Lubutu davon profitieren.

Er schätze die kongolesischen Frauen, sagt Dörken nachher. Wenn er um sich schaue, "sehe ich Frauen, die arbeiten, und Männer, die herumstehen".

Von Lubutu aus kann man auf der Straße ein Stück weit zurückfahren, 205 Kilometer sind es von hier bis nach Walikale. Dort verläuft derzeit die rot markierte Grenze der Uno. Stundenlang sind auf dieser Strecke keine anderen Autos zu sehen. Kinder mit vom Hunger aufgedunsenem Bauch winken und rufen, sobald sie die Fahrzeuge der Welthungerhilfe erblicken. Wäsche liegt zum Trocknen auf der Straße aus, daneben ruhen Hühner und Ziegen. Deshalb ist ein besonderer Fahrstil nötig: wild hupend, im Slalom um Vieh und Schlaglöcher herum.

Wenn man die ganze Strecke von Goma nach Lubutu fahren könnte, sagt Dörken, dann gäbe es hier Verkehr: Lastwagen, die Lebensmittel zum Fluss Kongo transportieren. Das Problem aber ist, erstens, dass der Krieg nicht zu Ende ist. Und zweitens, dass die Straße noch immer keine kongolesische Straße ist, sondern eine deutsche Sisyphusarbeit. Ein Stück wird gebaut, dann ziehen die Helfer weiter. Bald klaffen erste Löcher im Asphalt, der Urwald nagt an den Rändern, und irgendwann gibt es keine Straße mehr.

Die Welthungerhilfe baut nun von Lubutu aus gen Süden weiter, die Wartung dieser neuen, makellosen Straße aus roter Erde übernimmt sie bis März 2016. Und danach? Dörken zögert. "Da wage ich, ehrlich gesagt, keine Prognose", sagt er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ursprünglich hatten er und seine Leute ein System für den Unterhalt der Straße eingerichtet. Sie gründeten "Straßenkomitees" in den Dörfern, die Schranken errichteten und Gebühren für die Nutzung sammelten. Mit den Einnahmen sollten Schäden an der Straße repariert werden. Das System habe prima funktioniert, sagt Dörken, bis die kongolesische Regierung der Welthungerhilfe 2006 das Mandat für den Unterhalt entzogen habe. Seither würden zwar immer noch fleißig Gebühren kassiert, aber nicht mehr investiert. Die Straße zerfalle.

Ist das nicht frustrierend? "Ja, natürlich!", ruft Dörken, für einen Moment verliert er seine ironische Distanz. Dann, wieder beherrscht, fasst er das ganze große Problem der Entwicklungshilfe in einen Satz: "Wir warten darauf, dass der Staat seine Aufgaben übernimmt."

Bei Kilometer 10 vor Lubutu liegt das Dorf Tingi-Tingi, eine Ansammlung von Lehmhütten links und rechts der Straße. Hier lebt ein junger Mann, der wie so viele junge Männer im Ostkongo zum Rebellen wurde. Dörkens Mitarbeiter haben den Kontakt zu ihm vermittelt. Dörken selbst fühlt sich nicht ganz wohl bei der Sache. Doch auch er möchte wissen, wer diese Rebellen sind, die verhindern, dass die schöne Idee seiner Straße Wirklichkeit werden kann.

François Amangeni, 34, ist ein kleiner, drahtiger Mann mit weit aufgeknöpftem Hemd und grüner Jogginghose. Er war 14 Jahre alt, als der Krieg nach Tingi-Tingi kam. Amangeni steht breitbeinig auf der Straße und verschränkt die Arme, er spricht leise, schnell, mit gesenktem Blick. Erst kamen die kongolesischen Soldaten, sie erschossen seinen Bruder und vergewaltigten seine Schwester. Seine Familie floh in den Wald, sie tranken aus einem Bach, aber sie hatten fast nichts zu essen. Seine Tante starb an Durchfall.

Den Soldaten Mobutus folgten ruandische Flüchtlinge. Danach kam Kabilas Rebellenbündnis, es war die blutigste Welle der Gewalt, sie gipfelte im Massaker von Tingi-Tingi. "Die Ruander kamen und fanden die Flüchtlinge", sagt Amangeni. "Sie töteten sehr viele, bestimmt Zehntausende." Überall seien die Massengräber, sagt Amangeni und deutet in den Wald.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Amangeni schloss sich einer der vielen lokalen Milizen an, genannt Maji-Maji, um die Ruander zu bekämpfen. Stolz zeigt er seine Narben von Rasierklingschnitten auf Brust und Armen - Erkennungsmerkmale der Maji-Maji. Sie schlichen sich an Checkpoints der ruandischen Armee heran und feuerten schnell. Wie viele Menschen er getötet hat, weiß er nicht. Es sei ihnen immer darum gegangen, ihr Gebiet zu verteidigen, sagt Amangeni. Ein Jahr und sieben Monate lang habe er gekämpft, dann kehrte er zu seiner Familie zurück.

Er hat jetzt zwei Frauen und vier Kinder, aber kein Einkommen, sie pflanzen Maniok, Reis und Bananen an. "Wenn wieder jemand kommt, der uns bedroht", sagt François Amangeni, "bin ich sofort bereit, wieder zu den Maji-Maji zu gehen." Doch viele andere sind bei den Maji-Maji geblieben, sie kämpfen jetzt nicht mehr gegen Eindringlinge, das Plündern und Morden ist ihr Lebensunterhalt geworden.

Auf den letzten Kilometern der Reise, auf halber Strecke zwischen Lubutu und Kisangani, kommt Dörken ein Auto entgegen. Es stoppt, ein Asiate steigt aus. Er mache eine Probefahrt, sagt der Mann, in Kisangani habe er drei Lastwagen mit Sprit, den er in Goma verkaufen wolle. Ob man bis Goma fahren könne?

Für Händler wie diesen hat Dörken ein Jahrzehnt lang an der Straße gearbeitet. Doch nun muss er antworten, dass man leider nur bis Walikale fahren könne. Zu gefährlich sei es dahinter, außerdem sei die Straße dort schon wieder kaputt. Der Geschäftsmann zieht erschrocken die Brauen zusammen, er fragt nochmals, und Dörken wiederholt geduldig seine Antwort, bis der Mann wieder in sein Auto steigt. Dörken fährt weiter, über den Äquator hinweg zum Ende der Straße.

Weit und braun fließt der Kongo dahin. Am Ufer schaukeln Pirogen aus altem Holz, Männer laden Bierkanister von einem Lastwagen ab, Frauen verkaufen Bananen und Fische. Georg Dörken ist am Ziel seiner Reise.

Er neigt nicht zu Sentimentalität, doch dies ist für ihn ein besonderer Moment: Nach 21 Jahren geht seine Zeit im Kongo zu Ende. Einige Wochen nach dieser Reise wird er als Programmdirektor der Welthungerhilfe in die Zentralafrikanische Republik ziehen, in einen anderen Krieg.

Dörken hätte sich, vier Jahre vor der Rente, auch einen friedlicheren Ort aussuchen können als die Zentralafrikanische Republik, aber das wollte er nicht. Er sei kein Entwicklungshelfer mehr, sagt Georg Dörken. Er wolle den Menschen nur noch helfen zu überleben.

Stirb nicht!

Bei dem Versuch, die abgeschottete EU zu erreichen, stranden 113 Menschen aus Niger in der Sahara, ohne Fahrzeuge, ohne Wasser. Sie kämpfen um ihr Leben. Und um das Bild, das sie von Europa haben.

Von Hauke Goos, DER SPIEGEL, 13.10.2014

Dort, wo die Wüste am heißesten ist, verliert ein Erwachsener im Schatten bis zu einen Liter Wasser pro Stunde; deutlich mehr, wenn er sich bewegt. Beträgt der Flüssigkeitsverlust ein halbes Prozent des Körpergewichts, dann verspürt der Betroffene Durst. Ab zwei Prozent vermindert sich die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit, ab fünf Prozent stellen sich Schwindel, Erbrechen und Muskelkrämpfe ein, die Haut verfärbt sich violett. Ab zehn Prozent Gewichtsverlust ist der Mensch desorientiert.

In diesem Stadium sind Menschen bereit, alles zu trinken: Blut, Urin, das Kühlwasser ihres Autos, die Säure aus der Batterie. Es ist leicht, in der Sahara binnen eines Tages zu verdursten.

Die Menschen, die sich am 15. Oktober 2013 auf den Weg nach Europa machen, dahin, wo sie Essen, Reichtum und Glück erwarten, kennen die Gefahren der Wüste. Aber sie gehen hinein.

Als Samani, ein junger Mann aus Niger, 25 Jahre alt, gemeinsam mit 112 anderen Männern, Frauen und Kindern aufbricht, ist er 2500 Kilometer von seinem Ziel entfernt, der Küste des Mittelmeers. Die Flüchtlinge werden nur bis zur algerischen Grenze kommen, die Wüste wird die meisten von ihnen verschlucken. Samani wird überleben, er wird erzählen können von dieser Reise, die in einem besseren Leben enden sollte, einem Leben in Europa.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Samani reist allein. Seit einem Jahr ist er verheiratet, ein Freund seines Vaters hat die Braut für ihn ausgesucht. Anfangs war ihm seine Frau fremd, sagt er, aber nach ein paar Monaten Ehe begann Samani diese Frau zu lieben, auf eine scheue, abwartende Weise.

Leider erwiderte sie seine Liebe nicht, und so hofft er nun auf Europa: darauf, dass der Erfolg in der Fremde sein Ansehen im Dorf hebt, darauf, dass eine Rückkehr, in einem Auto womöglich, in seiner Frau die Liebe entfacht.

Der Weg nach Europa führt durch die Sahara, die größte Wüste der Erde. Die Araber nennen die Sahara "sehr große Wüste" oder auch *bahr bila ma*, "Meer ohne Wasser". Sie erstreckt sich über neun Millionen Quadratkilometer, das ist 26-mal die Fläche Deutschlands, vom Atlantik bis zum Roten Meer.

Vier Tage später, vielleicht auch fünf, genau lässt sich das nicht mehr feststellen, werden 92 jener Menschen tot sein. Ihr Tod ist der Schlusspunkt eines Dramas, das Wochen vorher begonnen hat: mit Abschiedsküssen und Umarmungen, mit guten Wünschen und mit Erwartungen, die nicht zu erfüllen sind.

Was sie durchmachten, erzählen diejenigen, die überlebt haben. Wir haben sie besucht, in ihren Dörfern im Süden Nigers, nahe der Grenze zu Nigeria. In langen Gesprächen haben sie beschrieben, in ihrer Muttersprache Hausa, wie ihre Reise Richtung Europa verlief. Ein alter Mann, der seine Frau, seine Schwiegertochter und zwei seiner Enkel verloren hat, lächelte mitunter, während er erzählte; der Dolmetscher erklärte später, es sei in seinem Stamm Sitte, sich Trauer nicht anmerken zu lassen.

An den Unglücksort sind wir nicht gefahren, die nigrische Regierung warnt Europäer davor, an die algerische Grenze zu reisen. Allerdings gibt es Filmaufnahmen vom Ort der Katastrophe, ein nigrischer Journalist hat sie gemacht, kurz nachdem die Leichen entdeckt worden waren.

Es ist ein afrikanisches Drama, aber seine Ursache ist nicht in Afrika allein zu suchen, in seiner Armut und seinem Elend. Wer solche Dramen verstehen will, sollte genauso nach Europa schauen, auf diesen behaglichen Kontinent, der sich mit sich selbst ganz wohlfühlt, der sich abschottet gegen Menschen, die von draußen kommen, gegen alles, was Probleme macht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Flüchtlinge aus Afrika machen Probleme. Um sie fernzuhalten, hat die EU die Grenzen der "Festung Europa", lautlos fast, nach Süden verschoben, bis hinein ins Innere Afrikas. Es gibt genügend politische Argumente für solche Manöver; um den Terrorismus, das organisierte Verbrechen, den Waffenschmuggel zu bekämpfen, müssten die Länder Nordafrikas ihre Grenzkontrollen hochrüsten, das ist das schlagkräftigste solcher Argumente. Ein Bollwerk ist so entstanden, unüberwindbar für Menschen wie Samani, die bereit sind, alles zurückzulassen, um einem besseren Leben in Europa entgegentzulaufen. Wer dagegen anrennt, riskiert, dabei zu sterben. Aber es ist ein unsichtbares Sterben. Kein spektakuläres Sterben wie das Sterben auf überfüllten Booten, die kurz vor Europas Festland kentern.

Entwicklungshilfe, das bedeutet aus europäischer Perspektive auch, Menschen und Geld nach Afrika zu transferieren, um unerwünschten Zuzug auszutrocknen. In Niger werden Polizei und Justizverwaltung von europäischen Fachleuten geschult, damit die Bevölkerung dableibt. Länder wie Algerien oder Marokko bekommen EU-Gelder, damit sie stärker als bisher gegen Flüchtlinge vorgehen.

Menschen, die es dennoch riskieren, versuchen deshalb, die Kontrollpunkte zu umgehen. Sie verlassen die Haupttrouten kurz vor der Grenze und fahren auf unmarkierten Wegen Richtung Norden, hinein in die Sahara.

Samani und seine Mitfahrer starten in Arlit, einer Stadt im Norden Nigers, sie lebt von französischen Ingenieuren, die hier eine Uranmine betreiben. Die Gruppe hat auf der Straße mit Schleppern um den Preis gefeilscht und irgendwann ihre Habe auf zwei Lastwagen verteilt: Wasserkanister, Kleidung, etwas zu essen. Dann, gegen vier Uhr früh, kurz vor dem Morgengebet, haben sie in der Dunkelheit ihre Plätze eingenommen: die Männer am Rand, die Beine nach außen baumelnd, sie halten sich an Seilen fest, die die Fahrer gespannt haben; in der Mitte Alte, Frauen und Kinder. Außen ist es zugig und staubig, in der Mitte ist es stickig und heiß. Auf dem kleineren Wagen, einem Nissan-Pick-up, ist so wenig Platz, dass die Männer stehen müssen.

24 Menschen fahren auf dem kleinen Wagen, 89 auf dem großen. Frauen sind darunter, Kinder, Kleinkinder, Babys; allein reisende Männer, Ehepaare, ganze Sippen. Das erste Ziel des kleinen Konvois soll Tamanrasset sein, eine Wüstenstadt im Süden Algeriens. Einige planen, in Tamanrasset zu bleiben, jedenfalls erst einmal; an-

dere wollen weiter nach Norden. Sie hoffen auf Arbeit, um sich das Fahrgeld für die nächste Etappe zu verdienen.

Samani hockt auf der Ladefläche des großen Lkw, auf der linken Seite, gleich hinter dem Fahrerhaus. In seinem Rücken steht ein 18-Liter-Kanister mit Wasser, seine Hand umklammert eine Tüte, in die er drei Hemden und drei Hosen gestopft hat. 30 000 CFA-Francs hat er für den Platz bezahlt, umgerechnet knapp 46 Euro, einen Teil des Fahrpreises haben ihm die Schlepper erlassen, weil er mehr Geld nicht besaß. Samani hat sich eine Unterhose gekauft, auf die vorn eine Tasche genäht ist, mit Reißverschluss. In diesem Versteck verwahrt er sein Reisegeld.

Kleidung, das hat sich Samani von Bekannten versichern lassen, kostet in Europa nichts. Europäer verteilen bereitwillig Pullover gegen die Kälte, auch Jacken, das weiß Samani von einem Freund, der es nach Spanien geschafft hat. Europäer, sagt Samani, erneuern jedes Jahr ihren Haushalt. Was sie nicht mehr benötigen, das stellen sie an den Straßenrand.

In Europa, sagt Samani, fahren sogar die Taxichauffeure Mercedes. "Man hört vieles. Viele gute Sachen, auch Sachen, die nicht so gut sind." Dass es auch nicht so Gutes gibt, macht die guten Dinge aus Samanis Sicht glaubwürdig.

Zwei Tage dauert die Fahrt von Arlit nach Tamanrasset. Samani hat Zuckerrohr, Couscous und zwei Packungen Trockenmilch dabei. An den Griff seines Kanisters hat er einen Fetzen Stoff geknotet, zum Zeichen, dass dieses Wasser ihm gehört. Gegen die Sonne schützt er sich, indem er sein Hemd aufknöpft und über den Kopf zieht.

Europäer nähern sich der Sahara meist von oben, per Flugzeug. Man fliegt dann stundenlang über Schattierungen von Orange, kein Haus ist zu entdecken, kein Schatten. Ein endloses Reich aus Sand.

Samani und die anderen, die von Süden her in die Sahara aufbrechen, haben daneben mit einer Hitze zu tun, die den Menschen den Atem nimmt; 50, 55 Grad im Schatten, mitunter 60 Grad.

Was hat jemand hinter sich, der auf eine solche Reise geht? Was sieht er vor sich? Worauf hofft er? Warum machen sich jedes Jahr Zehntausende auf den Weg durch die Sahara, aus Niger, Nigeria, Benin, Togo, Ghana, von der Elfenbeinküste?

Die Lebenserwartung in Niger liegt bei ungefähr 55 Jahren. Die Säuglingssterblichkeit ist hoch, ebenso die Müttersterblichkeit. In den Dörfern gibt es selten elektrischen Strom, nur wenige besitzen einen Generator. Das Wasser wird aus Brunnen geschöpft. Etwa 30 Prozent der jungen Leute verlassen ihr Dorf. Wer es nicht nach Europa schafft, wer ohne Besitz zurückkehrt, gilt als Versager.

Europa, von Afrika aus gesehen, ist vor allem dies: ein Traumland, angenehm klimatisiert, verführerisch ausgeleuchtet, *all you can eat*. Mit einer einfachen politischen Regel: Wer es nach Europa schafft, der darf in dem Land Asyl beantragen, in dem er ankommt.

Meist gehen die Männer. Wenn aber die Not groß genug ist, machen sich auch die Frauen auf den Weg. Solange die Heimat die Hölle ist, erscheint jede Fremde als Paradies. Wie viel Mut ist nötig, sich *nicht* auf den Weg nach Europa zu machen?

Am Nachmittag des ersten Tages erreicht Samani und die anderen auf dem großen Lastwagen eine Nachricht vom Nissan: Es hat eine Tote gegeben, ein Mädchen, drei, höchstens vier Jahre alt. Die Kleine hatte sich immer wieder erbrochen. Es war die erste Autofahrt ihres Lebens, anfangs hatten die Erwachsenen geglaubt, die Übelkeit des Mädchens komme vom Geschaukel.

Die Frauen kleiden die kleine Leiche aus, wickeln sie in Tücher und schieben das Paket in eine Ecke der Ladefläche. Dort bleibt sie erst einmal liegen. Einige stellen ihr Gepäck auf dem toten Mädchen ab. Zwei Stunden lang fahren sie so weiter, dann hat einer der Laster eine Reifenpanne. Der Reifen muss geflickt werden, das kostet Zeit.

Samani, Flüchtling aus Sehnsucht nach Liebe, macht bei diesem Stopp die Bekanntschaft eines jungen Mannes aus einem Nachbardorf, Ali Sani, ebenfalls verheiratet, Vater von fünf kleinen Kindern. Ali Sani hat einen Malariaanfall, das Fieber lässt ihn frieren.

Er fährt auf dem kleineren Laster, dem Pick-up. Schon vor der Panne hätten sie gehört, sagt er, dass ein Metallteil am Reifen scheuert. Offenbar war die Achse gebrochen, jemand hat sie geflickt, aber ohne Sachverstand. Es ist eine gefährliche Verzögerung; jede Panne bedroht das Leben der Fliehenden, die Wasservorräte sind knapp kal-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kuliert. Was passiert, fragen sich die Menschen auf den Lastwagen, wenn noch mal ein Reifen platzt?

Die Fahrer nutzen die Pause, um das Mädchen zu begraben. Weil der Boden steinhart ist, weichen sie ihn mit Wasser aus den Trinkkanistern auf.

Am Abend erreicht der Konvoi einen Brunnen. Sie essen und beten, füllen die Kanister auf, dann schlagen sie ihr Nachtlager auf, so endet der erste Tag.

Als sie am nächsten Morgen aufbrechen wollen, sind bei beiden Lastwagen die Reifen platt. Ali Sani hilft, fiebernd, die Reifen zu wechseln, er hat Angst, dass zu viel Zeit verloren geht.

Am Nachmittag des zweiten Tages, gegen 16 Uhr, überqueren sie die Grenze nach Algerien. Seit Stunden sind sie durch unmarkiertes Gelände gefahren, die Fahrer haben die übliche Route verlassen. Die wenigsten Passagiere haben Papiere dabei, kaum einer von ihnen besitzt ein Visum; weil zudem nur der große Lkw algerische Nummernschilder trägt, wollen die Fahrer versuchen, östlich der Transitstrecke nach Algerien hineinzukommen.

Bald entdecken sie auf einem Hügel algerische Grenzposten. Die Fahrer beschließen, umzukehren und zurück nach Niger zu fahren, sie wollen die Fahrzeuge hinter Steinhügeln verstecken und abwarten; so endet der zweite Tag.

Am nächsten Morgen unternehmen sie einen erneuten Versuch. Wieder müssen sie umkehren. Diesmal verstecken sie die Laster nicht, sondern fahren weiter. Niemand auf den Lastwagen weiß, ob die Fahrer einen anderen Übergang suchen oder ob sie an diesem Morgen beschlossen haben, nach Arlit zurückzukehren.

An diesem dritten Tag wird das Wasser knapp. Wasser, das ist eine der unausgesprochenen Regeln auf den Lkw, wird nicht geteilt. Manche geben den Kindern etwas ab, manche nicht. Jeder ist für sich selbst verantwortlich.

Ali Sani hat zwei Vierliterkanister mitgenommen. Während der Fahrt schweigt er.

Was geht ihm durch den Kopf?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Man denkt an zu Hause", sagt Ali Sani. "An das, was man zurückgelassen hat. Aber auch an Europa, ans Paradies. An die Lösung aller Probleme. Man denkt: Überlebe ich das?"

Gegen 16 Uhr an diesem dritten Tag stirbt auf dem großen Lkw eine Frau; sie war mit ihrer Schwester und mit ihrem dreijährigen Sohn unterwegs. Die Männer heben die Tote, in ihre Kleider gehüllt, auf das Fahrerhaus des Nissan, dort oben binden sie die Leiche fest, mit Gurten, mit denen sonst Kanister befestigt werden.

Und dann, als die Dämmerung hereinbricht, platzen beide Hinterreifen des Nissan. Es ist eine doppelte Explosion, der Pick-up gerät ins Schlingern, beinahe kommt er von der Straße ab. Jeder auf den beiden Lastwagen weiß sofort, was das bedeutet: Die Reise ist an diesem Nachmittag gescheitert.

Die Fahrer legen den Wagen auf Steine, montieren die Vorderräder ab und tragen sie zum großen Lkw. Die Männer, entscheiden sie, sollen mit dem großen Lastwagen zurück zum Brunnen fahren, um Wasser zu holen, Frauen und Kinder sollen beim Wrack warten. Wasser und Lebensmittel können die Männer nicht dalassen; es ist nichts mehr übrig.

Von nun an geht es nicht mehr darum, einen Weg über die Grenze zu finden. Ab jetzt kämpfen die Menschen um ihr Leben.

Zurück am Wrack bleibt auch ein altes Ehepaar, Issoufou Abdou und seine Frau Rahina, sie reisen mit ihrem Sohn, dessen Frau und deren drei Kindern, sechs, fünf und kaum ein halbes Jahr alt. Issoufou Abdou will nach Tamanrasset, wo er auf Lindierung seiner Augenbeschwerden hofft.

Issoufou Abdou, um 1940 arm geboren, ist arm geblieben, er ist arm selbst nach nigrischen Maßstäben. Er besitzt ein paar Kürbisschalen als Trinkgefäße, an einem Haken in seiner Hütte hängen seine drei Kleider. Er hat seine einzige Kuh verkauft, um die Reise nach Norden bezahlen zu können. 98 000 CFA-Francs hat er für das Tier bekommen, 150 Euro. Es ist die erste Reise seines Lebens.

Issoufou Abdou, seine Frau und die drei Enkel sind bis hierhin auf dem großen Lkw gefahren, sein Sohn Mouddha und dessen Ehefrau Rachida haben auf dem Nissan-Pick-up einen Platz gefunden. Rachida ist eine der wenigen in dieser Gruppe,

die lesen und rechnen können. Außerdem spricht sie ein wenig Französisch. In Arlit hat sie mit dem Schlepper über den Preis verhandelt. Umgerechnet 150 Euro hat sie schließlich bezahlt, viel zu wenig normalerweise für vier Erwachsene und drei kleine Kinder. Aber die junge Frau hat es geschafft.

Rachida gehört zu den Ersten, die am Nissan-Wrack, ohne Wasser und Nahrung, das Bewusstsein verlieren. Ihre drei Kinder merken nichts davon, sie sind bei den Großeltern. Die Erwachsenen geben den Kleinen leere Wasserkanister, sie sollen darauf trommeln, Geräusche machen, die Stille vertreiben. Eine Zeit lang hört man das Trommeln und das Schreien des Babys, dann ist wieder Ruhe.

Ali Sani, fiebernd, erschöpft, spürt, wie sein Hals trocken wird. Als er den Rest seines Wassers trinkt, bekommt er Magenkrämpfe. Während der Nacht wartet er darauf, dass der Lkw mit den Männern zurückkommt, er denkt, so erzählt er später, an seine Frau, an seine eigenen Kinder. Irgendwann in dieser Nacht kommt der Moment, an dem er die Hoffnung auf Rettung aufgibt.

Auch Rahina, die Frau des Alten, kauert auf dem Boden. Am Vortag, am Brunnen, hat sie getrunken, bald danach über Bauchschmerzen und Durchfall geklagt. Issoufou Abdou, ihr Mann, hockt neben ihr, er ist selbst so schwach, dass er zittert. Er sieht, wie seine Frau im Sand stirbt. "Allahu akbar", sagt Issoufou Abdou. Gott hat es so gewollt.

Kurze Zeit später stirbt auch Rachida, seine Schwiegertochter, die Mutter seiner drei Enkel, die Frau, auf die er so stolz war, weil sie den Fahrpreis runtergehandelt hatte.

Als der große Lkw am nächsten Tag gegen Mittag auftaucht, mit Wasser aus dem Brunnen, sind 13 Frauen tot. Die Männer bedecken die Leichen mit Sand, für ein Begräbnis reicht ihre Kraft nicht.

An diesem 18. Oktober 2013, vielleicht ist es auch der 19. Oktober, versammeln sich in der südlichen Sahara etwa hundert Menschen um das Wrack des weißen Nissan-Pick-ups. Es ist später Vormittag, seit Stunden steht die Sonne hoch über dem Sand. Kein Baum ist bis zum Horizont zu entdecken, die nächste Straße ist viele Kilometer entfernt. Die Menschen warten auf eine Entscheidung.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Einer der Fahrer macht einen Vorschlag. Sie werden Geld sammeln, sagt er, jeder darf bestimmen, was von seinem Geld gekauft werden soll; sie werden mit dem großen Lkw in die nächste Stadt fahren, sie werden Lebensmittel holen, Wasser, Hilfe. Es ist mehr als ein Vorschlag, eher die Verkündung einer Entscheidung, die längst getroffen ist.

Die Fahrer sind Tuareg, Angehörige eines Nomadenvolks, herablassend gegenüber den Flüchtlingen, die in ihren Augen armselige Bauern sind. Als einer der Männer aus der Gruppe bittet, die Menschen zum Brunnen zu bringen, dorthin, wo wenigstens Wasser ist, tritt einer der Fahrer vor und schlägt ihm ins Gesicht.

Niemand weiß, warum die Fahrer sich weigern, den kleinen Umweg zum Brunnen zu machen. Warum sie niemanden auf der Ladefläche des Lkw mitnehmen. Vielleicht wollen sie keine Zeit verlieren. Vielleicht fürchten sie sich davor, aus der Gruppe der Wartenden jene auswählen zu müssen, die mitfahren dürfen.

Niemand wehrt sich, niemand fasst Mut für einen Aufstand. Keiner der Flüchtenden, sagt Ali Sani später, hatte einen Führerschein. Niemand traute sich zu, die Gruppe in die nächstgelegene Stadt zu führen. Alle fürchten, von den Fahrern in der Wüste zurückgelassen zu werden.

Die Tuareg fahren auf dem großen Laster davon, sie nehmen vier Menschen mit, die mehr Geld bezahlt haben als die anderen und die deshalb im Fahrerhaus reisen durften.

Zurück bleiben etwa hundert Menschen, die jetzt die richtige Entscheidung treffen müssen. Ein paar von ihnen beraten sich, sie sagen: Selbst wenn die Tuareg tatsächlich vorhaben, zurückzukehren - ohne Wasser haben wir keine Überlebenschance.

Und so machen sie sich, Männer, Frauen, Kinder, auf den Weg zu dem Brunnen, an dem sie zuvor getrunken haben. Die Männer sollen den Alten und Schwachen helfen, darauf einigen sie sich, aber bald schon ändern sie den Plan: Die Starken sollen vorangehen, die anderen wollen den Spuren im Sand folgen.

Solange der Weg eben ist, bleiben die beiden Gruppen zusammen. Dann kommen die ersten Sanddünen, steil und kräftezehrend, und treiben die Menschen ausein-

ander, jeder sucht seinen eigenen Weg, um die Aufstiege zu vermeiden. Schon bald verlieren sie sich aus den Augen.

Als Erstes kann ein junges Mädchen nicht mehr. Es setzt sich in den Sand und stirbt.

Viele Frauen, viele Kinder, erzählt Ali Sani später, fallen einfach um. Am Anfang schreien die Frauen noch, die Kinder weinen, aber irgendwann ist Stille. Zu Beginn wird der fiebernde Ali Sani von einer Frau gestützt. Er kennt sie nicht, schweigend gehen sie zusammen. Als die Frau keine Kraft mehr hat, hockt sie sich in den Sand, ein Tuch auf dem Kopf, gegen die Sonne, sie bleibt einfach sitzen. Ali Sani setzt sich neben sie, redet auf sie ein. Irgendwann geht er allein weiter.

Er sieht die anderen vor ihm nicht mehr, er sieht nur noch Dünen. Wenn er läuft, ist die Hitze weniger schlimm, als wenn er stehen bleibt. Im Vorübergehen sieht er Menschen im Sand liegen. Sie liegen einfach da und warten. Auf die Nacht, auf Rettung oder darauf, dass es vorbei ist.

Verliert der menschliche Körper deutlich mehr als zehn Prozent seines Gewichts durch Austrocknung, dann gibt es keine Rettung mehr. Die Zunge schwillt an, der Mensch kann nicht mehr schlucken. Die Haut wird rissig und zieht sich zusammen, die Augen sinken in die Höhlen zurück, das Urinieren bereitet Schmerzen. Das Delirium setzt ein.

Der Körper entnimmt das Wasser, das er braucht, dem Blutkreislauf. Das Blut wird dickflüssig, es kann die Hitze, die im Körper entsteht, nicht mehr an die Oberfläche transportieren. Unter Zuckungen steigt die Körpertemperatur rapide an, das Ende kommt als Erlösung.

Wann bin ich dran?, fragt sich Samani. Er stellt sich vor, dass es einen bestimmten Punkt gibt, an dem ein Menschen stirbt. Wann bin ich an diesem Punkt?

Wer zufällig in der Nähe ist, wenn ein anderer stirbt, versucht ihm Hoffnung zu machen. Halt durch. Stirb nicht. Nicht jetzt.

Was ist das Schlimmste? "Es gibt nichts, was nicht am schlimmsten gewesen wäre", sagt Samani, sagt Issoufou Abdou, sagt Ali Sani. Das Sitzen auf der Ladefläche. Die Hitze. Das Schwanken und Hüpfen der Autos. Der Durst, der so groß wird,

dass man seinen Hals nicht mehr spürt. Der Schluckreflex, die Schmerzen beim Schlucken. Ständig gibt es das Schlimmste, und dann etwas, was noch schlimmer ist.

Samani läuft zusammen mit den anderen Männern los, an seiner Seite ist Mouddha, der Sohn von Issoufou Abdou. Mouddha hält seinen Sohn an der Hand, Dalhibou. Seine beiden Töchter hat er bei einer fremden Frau zurückgelassen, in der zweiten Gruppe.

Bald beginnt der Junge zu jammern. Er hat keine Kraft mehr, seine Schuhe sind kaputt, also tragen Mouddha und Samani den Kleinen abwechselnd auf ihren Schultern.

Es kommt der Augenblick auf diesem Marsch, in dem auch Mouddha die Kraft verlässt. Er schlägt vor, den Jungen zurückzulassen. Seinen Jungen. Wir können ihn nicht hierlassen, antwortet Samani. Sie binden dem Kind Tücher um die Füße, als Schutz gegen den heißen Sand, dann schleppen sie sich weiter, zu dritt. Und Samani trägt den Jungen, irgendwie schafft er es, irgendwoher nimmt er die Kraft, die Mouddha fehlt.

Issoufou Abdou, der Alte, geht weiter hinten, bei den Frauen und Kindern. Er hat danebengesessen, als sie seine Frau verscharrten, er hat zugesehen, als sie Rachida danebenlegten, seine Schwiegertochter. Er sei zu matt gewesen, sagt er, um Schmerz zu empfinden.

Der Alte sucht die beiden Mädchen. Sakina, das ältere, geht an der Hand einer Frau, die er nicht kennt; das Baby wird von jemandem getragen, er weiß nicht, von wem.

Eine Zeit lang sieht er seine Enkelin vor sich, der Abstand vergrößert sich, irgendwann verschwindet sie zwischen den Dünen. Er sieht sie nie wieder.

Wenig später entdeckt er das Baby. Es liegt auf dem Rücken, leblos, bereits zur Hälfte mit Sand bedeckt.

An diesem 18. oder 19. Oktober 2013 scheint die Sonne in der südlichen Sahara auf Dutzende winzige dunkle Punkte, die in der riesigen, orangefarben leuchtenden Wüste, abseits der bekannten Route, vorwärtskriechen. Immer wieder bleibt einer der Punkte stehen, für immer; würde man lange genug warten, dann könnte man sehen,

wie der Punkt langsam blasser wird, bis er sich schließlich im großen sandfarbenen Ganzen auflöst, als hätte es ihn nie gegeben.

So endet der vierte Tag.

Am fünften Tag erreichen die Ersten den Brunnen. Ali Sani, immer noch fiebernd, kann sich nicht erinnern, wie er gerettet wurde. Jemand sei ihm entgegengelau- fen, erzählt man ihm, sein Retter habe ihn über den Sand zum Brunnen gezogen.

Er erinnert sich daran, dass der Boden um den Brunnen nicht so heiß war wie der Wüstensand, und dass er steiniger war; dass er Wasser trank, sehr langsam; und dass er überrascht war, als ihm jemand Hirsebrei anbot, obwohl er kein Geld zum Be- zahlen hatte.

Nur 17 Menschen haben den Brunnen am Ende erreicht. Samani ist unter den Geretteten, Mouddha mit seinem kleinen Sohn, der alte Issoufou Abdou, ebenso wie Ali Sani, der Malariakranke.

Der Ort des Unglücks ist für Ausländer unerreichbar, die nigrische Regierung warnt Europäer davor, Richtung Grenze zu reisen. Überall in Niger suchten kriminelle Banden ebenso wie die Terrorgruppe al-Qaida im Maghreb "gezielt nach Ausländern zum Zwecke der Entführung", heißt es auf der Website des Auswärtigen Amtes, im Grenzgebiet ebenso wie in der Region, in der Samani und die anderen leben.

Es gibt daher nur die Erinnerungen der Überlebenden. Und es gibt den Video- film vom Ort des Sterbens, ein nigrischer Journalist hat ihn gedreht, am Tag, an dem die Leichen gefunden wurden.

Einige starben für sich, abseits der anderen; es scheint beinahe, als ruhten sie sich lediglich aus, den Kopf auf den Arm gelegt, als hätten sie es sich zum Sterben ein wenig bequem gemacht. Andere liegen in kleinen Gruppen, am Stamm eines Busches, als stürbe es sich im Schatten leichter. Auf einem Bild ist die Leiche eines Erwachse- nen zu sehen, vermutlich ein Mann. Er liegt auf dem Bauch, er trägt ein T-Shirt mit dunklen Streifen, den rechten Arm hat er ausgestreckt, als würde er nach etwas grei- fen. Neben ihm, kaum eine Armlänge entfernt, liegt ein Kind, höchstens zwei Jahre alt, ebenfalls bäuchlings, in nahezu derselben Haltung: den kleinen Arm ausgestreckt,

die nackten Füße leicht angewinkelt, den Kopf, zum Erwachsenen gedreht, gebettet im Sand.

Die Geretteten bleiben vier Tage am Brunnen. Am Abend des vierten Tages, erzählt Samani, taucht ein Toyota-Geländewagen auf, am Steuer ein Angehöriger der Tuareg. Er bringt Lebensmittel, Wasser und einen Gaskocher. Er war zwei Tage nach ihnen von Arlit aus aufgebrochen. Als er in Tamanrasset eintraf und sah, dass sie noch nicht angekommen waren, hatte er sich auf die Suche gemacht.

Der Mann fährt die Überlebenden nach Tamanrasset, die letzten Kilometer müssen sie laufen. Erst hier, in Algerien, begreift Ali Sani, dass die Reise nach Europa zu Ende ist. Sie werden von der Polizei aufgegriffen, bekommen provisorische Dokumente, zehn Tage haben sie Zeit, dann müssen sie Algerien verlassen haben. Samani und die anderen sind so erschöpft, dass ihnen selbst zum Betteln die Kraft fehlt. Als sie sich nach einer Woche zum ersten Mal in die Stadt hinaustrauen, werden sie von jungen Arabern mit Steinen beworfen.

Sie kehren in den Süden Nigers zurück, auf demselben Weg, den sie gekommen sind, auf Pick-ups, mit Sammeltaxis, die letzten Kilometer zu Fuß. Drei Tage trauern die Menschen in den Dörfern um die Toten, die Menschen sitzen in den Moscheen, schweigend.

Die Regierung von Niger kündigt eine Untersuchung an. Sie lässt die Fahrer verhaften, ebenso die Frau, die diese Reise angeblich organisiert hat, die Rede ist von 30 Festgenommenen, darunter auch Polizisten. Der nigrische Präsident reist nach Tsaouni, die meisten Toten stammen von dort. Die Nigrer, sagt er, sollten zu Hause ihr Glück suchen. Wörtlich sagt er: "Reißt euch zusammen."

Wird es einen Abschlussbericht geben, einen Prozess? Ein Urteil? Wird sich etwas ändern?

Man kann diese Fragen an die nigrische Regierung stellen, an einen jungen Beamten aus dem Innenministerium beispielsweise, hochgewachsen, schlank, offenes Hemd, der sich an einem Sonntagabend bereit erklärt für ein kurzes Gespräch. Den Tod der 92 Menschen nennt er nicht "Katastrophe", sondern "Ereignis".

Man kann ihm Fragen stellen, aber man darf nicht auf Antworten hoffen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wie viele Menschen fliehen jedes Jahr nach Norden? "Dazu kann ich nichts sagen."

Wie weit ist die Untersuchung gediehen? Er bittet um Verständnis, "dazu, *mon ami*, darf ich nichts sagen", er lächelt.

Wird es einen Bericht geben, Ergebnisse, Erkenntnisse?

"Natürlich", sagt der Beamte, seine Finger trommeln gegeneinander. "Wenn so etwas passiert, werden wir Hand in Hand daran arbeiten, die Ursachen gemeinsam zu suchen und auch zu beseitigen."

Spanier und Italiener, sagt er, gäben Geld, damit die Nigrer im Niger bleiben, der junge Beamte nennt es "Hilfe". Tatsächlich geht es auch darum, Europa zu entzaubern.

Ist die Tatsache, dass die algerische Grenze, auf Druck der EU, stärker bewacht wird als früher, der Grund dafür, dass die beiden Lastwagen den verhängnisvollen Umweg nahmen? Das, sagt der Beamte, habe "eine große Rolle gespielt".

Samani, der hoffte, durch die Reise nach Europa die Liebe seiner Frau zu gewinnen, stand irgendwann wieder vor seiner Hütte. Er hatte sie selbst gebaut, Nachbarn hatten ihm dabei geholfen, ein eigenes Haus ist die Voraussetzung dafür, heiraten zu dürfen.

Seine Frau hatte von dem Unglück in der Sahara gehört, tagelang ging sie davon aus, ihr Mann habe die Reise nicht überlebt. 40 Tage Trauer sehen die Stammesregeln vor, danach wäre sie frei gewesen. Samani ist sich nicht sicher, ob sie sich gefreut hat, ihn wiederzusehen.

Ein paar Zeitungen berichteten über die Katastrophe in der Sahara, Papst Franziskus schloss die Toten in sein Gebet ein. Mehr erfuhr man nicht darüber. Vielleicht liegt das an dem Ort; die Wüste ist weiter weg von Europa als Lampedusa, sie scheint keinen Anfang und kein Ende zu haben, die Menschen sterben zwischen Aufbruch und Ankunft, seltsam ortlos. Sie haben Afrika bereits verlassen und Europa noch nicht erreicht; sie krepieren in einem Niemandsland.

Würde Samani sich noch einmal auf den Weg machen, nach Norden, Richtung Europa?

Er blickt zum Dolmetscher, er macht eine kleine Pause, dann schaut er einem fest in die Augen.

"Ja", sagt er.

Das Wunschkind

Ein lesbisches Paar aus Ohio bestellte bei einer Samenbank das Spermium eines blonden, weißen Mannes - und bekam schließlich ein schwarzes Kind. Nun ziehen die Frauen vor Gericht. Es geht um Schadensersatz und Rassismus in Amerika.

Von Markus Feldenkirchen, DER SPIEGEL, 11.04.2015

Das Kind, um das es geht, sitzt abseits des gottverlassenen Dorfs Scio, Ohio, auf dem Schoß seiner Tante und schaut sich ein modernes Märchen auf dem Computer an. Es kiekst und juchzt ab und zu. Es wirkt glücklich. Seine Hautfarbe ist dunkel.

Ein paar Meter entfernt, auf einer Ledercouch gleich hinter dem Anglerbedarf, sitzen Jennifer Cramblett und Amanda Zinkon neben ihrem Anwalt und erzählen, wie dieses Mädchen in die Welt kam. Sie haben die Tappan Lake Marina als Treffpunkt vorgeschlagen, ein Haus für Wassersportfreunde, das ihrer Familie gehört. Während sie reden, streicht Zinkon sich nervös durch die langen Haare. Crambletts Hände ringen miteinander, ihre Fingerknochen knacken. Sie wirken nicht so glücklich wie das Kind, um das es geht. Ihre Haut könnte weißer kaum sein.

Ihre Erzählung beginnt im Sommer des Jahres 2011. Das lesbische Paar kennt sich seit einem Jahr, Jennifer arbeitet als Managerin in einem Handy-Laden, Amanda verkauft Tierschutzversicherungen. Was jetzt noch fehlt, ist ein wenig Sinn im Leben. "Wenn du kein Kind willst, kannst du direkt wieder gehen", sagt Jennifer ihrer Partnerin gleich zu Beginn. "Ich werde demnächst schwanger. So oder so."

In jenem Sommer 2011 verbringen Cramblett und Zinkon viel Zeit zu Hause, sie wälzen Dokumente, vergleichen Angebote. Sie stehen vor der wichtigsten Bestellung ihres Lebens. Vor ihnen liegen drei Männerleben, verdichtet auf 23 Seiten. Es sind die Auskünfte von Samenspendern, den potenziellen Vätern ihres Kindes. Für jede Bi-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ografie eines Spenders verlangt die Midwest Sperm Bank fünf Dollar. Babyfotos des Spenders kosten 25 Dollar. Eine Audiodatei mit seiner Stimme bekommt man für 35 Dollar.

Drei Männer sind in der engeren Wahl. Sie alle sind groß, blond, haben eine weiße Haut und besuchen sehr gute Universitäten. Das ist den beiden Frauen am wichtigsten. Sie hätten sich niemals freiwillig für jenen mittelgroßen, afroamerikanischen Bewährungshelfer entschieden, den sie letztlich bekamen.

Im Sommer 2011 geht es um die Details, die Accessoires. Auf dem Deckblatt hat Vicky von der Samenbank, die Dame an der Rezeption, die sie schon vom Telefon kennen, handschriftlich einige persönliche Anmerkungen zu jedem Spendern hinterlassen. Sie kennt die Männer ja von ihren Besuchen, dem "Melken", wie es intern heißt.

Am besten gefällt Vicky Nummer 380, ein Student. "Er könnte auf dem Cover des 'GQ'-Magazins sein", schreibt sie. "Extrem gut aussehend, athletisch, intelligent." Außerdem sei 380 "eine freundliche, warmherzige, umsichtige Persönlichkeit".

Über das ganze Deckblatt sind Vickys Anmerkungen in Form kleiner Sprechblasen verstreut: "Wunderschöne Augen!", "Sehr glaubwürdig", "Auch sehr lustig!", "Könnte ein Stand-up-Comedian sein". Lauter Kaufempfehlungen. Bei Amazon bekäme Nummer 380 fünf von fünf Sternen.

Die Papiere verraten zudem, dass seine Zähne "mittelgroß" und "gerade" sind, die Ohren "anliegend", die Lippen "schmal", die Wangenknochen "hochsitzend" und "markant", der Adamsapfel eine "mittlere Größe" hat und der Umfang des rechten Handgelenks 19 Zentimeter misst. Zwischen dem 14. und 16. Lebensjahr trug Nummer 380 eine Zahnspange. 2008 wurden ihm zwei Weisheitszähne entfernt.

Auch was die Lebensgewohnheiten betrifft, hinterlassen die 23 Seiten einen tadellosen Eindruck. Der mögliche Vater ihres Kindes treibt täglich Sport und hatte bislang mit neun verschiedenen Frauen Sex. Er würzt ein fertiges Essen "niemals" mit Salz nach, Gemüse und Früchte isst er hingegen "täglich", dazu "100 mg Omega-3-Fischöl" und "eine Vitamintablette". Im vergangenen Jahr war er keinen Tag krank.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Was er noch nie gemacht hat: geraucht, Alkohol getrunken, anal verkehrt. Sein größtes Laster ist die Dose Limonade, die er sich einmal die Woche genehmigt.

Cramblett und Zinkon erfahren auch alles über die Familie. Dass seine Tante mütterlicherseits unter Migräne leidet und die Mutter mal Zysten an den Eierstöcken hatte. Unter der Rubrik "Vorfahren" wird explizit vermerkt, dass der Spender keinerlei schwarze Ahnen habe, sondern "mediterrane", genauer: "Griechen oder Italiener".

Im August 2011 bestellt Jennifer bei Vicky telefonisch zwei Fläschchen Sperma von Spender 380. Für 400 Dollar das Stück. "Überzeugt hat uns am Ende das Gesamtpaket", sagt Cramblett und lässt die Fingerknochen knacken.

Die Marina ist ein großer, leicht muffiger Raum mit Billardtisch, Theke und Restaurant, im Sommer können Touristen hier Boote leihen oder Ausflüge buchen. Cramblett, 36, trägt die Haare kurz und sportlich, auch sonst wirkt sie drahtig. Zinkon, ihre sechs Jahre jüngere Partnerin, ist ruhiger, gemütlicher.

Am Ende der Selbstauskunft hatte Nummer 380 noch eine persönliche Botschaft an die Empfänger seines Samens hinterlassen. "Ich hoffe", schrieb er in krakeligen Druckbuchstaben, "Ihr Kind wird alles, was Sie sich immer gewünscht haben." Es kam dann ganz anders. Statt eines blonden, blauäugigen Kindes brachte Jennifer Cramblett ein farbiges zur Welt. Und die Geburt ihrer Tochter wurde zum Anlass für eines der ungewöhnlichsten Gerichtsverfahren der Moderne. Der Fall beschäftigt bis heute das ganze Land. Er fällt in eine Zeit, da in den USA so heftig über Rassismus gegen Schwarze diskutiert wird wie seit der Hochphase der Bürgerrechtsbewegung und dem "Blutigen Sonntag" in Selma nicht mehr, bei dem im März 1965 unbewaffnete Schwarze brutal niedergeknüppelt wurden.

Es ist eine Zeit, in der die Morde an unbewaffneten Schwarzen durch weiße Polizisten zeigen, dass Farbige noch immer nicht gleichbehandelt, weniger geachtet und wohl auch schneller getötet werden als weiße Amerikaner. Erst vor ein paar Tagen schockierte ein Video Amerika und die Welt, auf dem zu sehen ist, wie ein weißer Polizist den Schwarzen Walter Scott in North Charleston mit acht Schüssen regelrecht hinrichtet - obwohl Scott von dem Officer weglief, unbewaffnet war und keinerlei

Bedrohung darstellte. Angehalten hatte ihn der Polizist, weil das Rücklicht von Scotts Wagen kaputt war.

North Charleston steht nun in einer Reihe mit Orten wie Ferguson, Staten Island oder Cleveland, wo die Schwarzen Michael Brown, Eric Garner und Tamir Rice von weißen Polizisten getötet wurden. Erst kürzlich offenbarte ein Bericht des Justizministeriums über die Stadt Ferguson das rassistische Denken eines gesamten Polizeiapparats. Und immer öfter wird nun eine Frage aufgeworfen, die nicht nur rhetorisch gemeint ist. Sie wird in manchen Medien gestellt und auf den Transparenten der Demonstranten, zuletzt in North Charleston. Sie lautet: Wie viel ist schwarzes Leben tatsächlich wert?

Von ihrem Arzt lässt Cramblett sich im August 2011 den Inhalt der beiden Röhren einführen, aber sie wird nicht schwanger. Im September 2011 ruft sie bei Vicky an, um mehr Sperma zu bestellen. Diesmal gleich sechs Portionen.

"Nur um sicher zu gehen", sagt Vicky. "Sie wollen sechs Röhren von Spender Nummer 330 bestellen. Korrekt?"

"Nein", antwortet Cramblett. "Ich habe Spender 380." Kurze Pause. "O ja, ich sehe. Sie brauchen die 380."

Erst das fünfte von sechs Röhren bringt das erhoffte Ergebnis. An Heiligabend erfährt Jennifer, dass sie schwanger ist. Ein Christkind, sagt sie. Im April 2012 erfährt sie, dass sie ein Mädchen erwartet. Das Paar ist euphorisch, sie beschließen, dass auch Amanda ein Baby bekommen soll, vom selben Vater, dann wären ihre Kinder Blutsverwandte. Auf der Homepage der Samenbank lesen sie, dass Nummer 380 inzwischen umgezogen ist und nicht mehr spendet. Es bleibt unklar, wie viel Sperma er hinterlassen hat und wie viel davon noch auf Lager ist. Die Zeit drängt.

Am 23. April 2012 ruft Jennifer wieder bei Vicky an, um Röhren zu bestellen, diesmal für Amanda. Vicky bittet um Geduld, sie müsse die Akte holen. Als sie zurück ist, sagt sie: "Sie möchten also acht Röhren von Spender Nummer 330?"

"Nein", sagt Cramblett. "Wir brauchen Nummer 380."

Erneut bittet Vicky um Geduld, sie schickt Jennifer in die Warteschleife. Wieder am Apparat fragt Vicky, ob es richtig sei, dass sie nach einem afroamerikanischen Spender verlange.

"Warum sollte ich danach verlangen?", fragt Jennifer. "Meine Partnerin und ich sind weiß. Das wissen Sie doch!"

Scio in Ohio, der Ort, in dem Jennifer Cramblett aufwuchs und in dem sie nun wieder lebt, hat 762 Einwohner. Nicht ein einziger hat dunkle Haut. Ihr Vater hatte ihr oft erzählt, dass die Schwarzen in seiner Jugend die Seite wechseln mussten, wenn ihnen ein Weißer auf dem Bürgersteig entgegenkam - und dass ihm das damals als völlig normal erschienen sei. Bis Jennifer aufs College kam, hatte sie sich noch nie mit einem Schwarzen unterhalten.

Amanda wuchs nur 40 Autominuten entfernt auf. Wenn sie als Kind mit ihrer Großmutter in die Stadt fuhr und ein Schwarzer in ihrer Nähe war, umklammerte die Großmutter ihre Handtasche.

Wieder die Warteschleife. Schließlich räumt Vicky ein, es habe ein Missverständnis gegeben und Cramblett sei Sperma von Nummer 330 geschickt worden. Das Kind, das in ihrem weißen Bauch heranwachse, werde mit dunkler Haut zur Welt kommen.

"Sie rief mich bei der Arbeit an", sagt Amanda. Sie schaut ihre Partnerin von der Seite an. "Aber ich konnte sie nicht verstehen. Sie war komplett aufgelöst." Jennifer nickt. Nach dem Anruf weint sie hemmungslos, zittert, bekommt kaum Luft, ihre Füße sind taub, tagelang. Sie leidet unter depressiven Schüben.

Cramblett hat ein ausgeprägtes Unrechtsgefühl und einen Hang zum Cholerischen, eine schwierige Kombination. Bis heute hat sie offenbar das Gefühl, dass ihr nicht nur etwas anderes, sondern auch etwas Schlechteres geliefert wurde.

Aus der Ecke mit dem Bildschirm kommt nun Payton angewackelt. Sie ist inzwischen zweieinhalb Jahre alt, trägt silberne Schühchen, ein rosafarbenes Kleid und eine pinkfarbene Schleife im schwarzen Haar. Sie wirkt zart, ihr Lächeln ist das einer kleinen Märchenprinzessin. Hübscher und süßer können Kinder kaum sein. Es ist, als habe Gott der modernen Reproduktionsmedizin ein Denkmal setzen wollen.

Wenn ein Mann und eine Frau ein Baby bekämen, sei das ja normalerweise eine ziemlich romantische Sache, sagt Amanda. "Das fiel bei uns schon mal weg. Das Einzige, was wir machen konnten, ist: auswählen. Und dann haben wir noch nicht mal bekommen, was wir bestellt haben. Boom! Alles war weg."

Während ihre Mütter über ihren Schock von damals reden, hüpfert Payton an ihnen vorbei, sie winkt und lacht, wie es im Rheinland die Funkenmariechen tun. Jennifer, Amanda und der Anwalt winken zurück. Es ist ein verlegenes Winken, denn es steht eine Frage im Raum.

"Na ja", sagt Jennifer, als Payton außer Hörweite ist. "Nur weil sie hinreißend ist, heißt das ja nicht, dass die Leute keinen furchtbaren Fehler gemacht hätten."

Die Ursache für diesen Fehler, der jetzt durch die Marina hüpfert, ist schnell gefunden. Die Samenbank führt die Datenbank ihrer Kunden nur handschriftlich, nicht elektronisch. Jemand muss undeutlich geschrieben haben, eine "3" statt einer "8". Es sind nur zwei Viertel eines Kreises, aber in diesem Fall machen sie den Unterschied zwischen Schwarz und Weiß aus. So wird statt des großen, blonden Studenten einer Eliteuniversität mit mittelgroßem Adamsapfel ein mittelgroßer, schwarzer Bewährungshelfer der Vater ihres Kindes.

"Wie kann man bitte schön eine so ähnliche Nummer vergeben, wenn das Produkt, das sich dahinter verbirgt, so verschieden ist?", fragt Jennifer. Der Anwalt neben ihr nickt. Tom Intili trägt dicke Manschettenknöpfe, zieht sich ständig die Socken hoch und fährt mit dem Finger zwischen Hals und Hemdkragen entlang. Er wirkt unruhig. "Die meisten Leute flippen ja schon aus, wenn ihre Bestellung im Fast-Food-Restaurant verwechselt wird."

Im Restaurant hätten sie die Bestellung umtauschen können. Bei Amazon auch. In Paytons Fall ging das nicht, weshalb man durchaus fragen kann, ob die Verbreitung menschlichen Samens wie ein Versandhandel organisiert sein sollte.

Einen Monat nach Entdeckung des Fehlers erhält Cramblett einen Brief. "Sorry für die Verwechslung", schreibt die Samenbank. "Hier kommt eine Erstattung für die sechs Röhrchen, die fehlerhaft ausgeliefert wurden." Cramblett kann die Sätze auswendig, sie zitiert sie bellend, noch immer so wütend wie damals. "Sie haben uns

nicht mal das Geld für alle acht bestellten Röhren erstattet. Nur für die sechs, die nachweislich falsch waren."

Es dauert, bis sich Cramblett und Zinkon entscheiden, wie sie mit ihrer Wut umgehen sollen: Sie wollen klagen, vor Gericht, sie fordern Wiedergutmachung für den entstandenen Schaden.

Sie sind nicht rassistisch, das betonen sie immer wieder, aber sie tragen den sehr amerikanischen Glauben in sich, dass man für Fehler bezahlen müsse. "Wenn Leute nicht zur Rechenschaft gezogen werden, dann würden wir alle in einer chaotischen Welt leben", sagt Cramblett.

Tom, ihr Anwalt, rät, es zunächst außergerichtlich zu versuchen. Im Sommer 2014 engagiert er einen pensionierten Richter aus Cleveland als Mediator und mietet ein Hotelzimmer. Es sei um einen "bestimmten, angemessenen Geldbetrag" gegangen, sagt Tom.

Bei dem Treffen im Hotel erklärt er den Anwälten der Samenbank: "Das Beste, was Payton in diesem Dorf, in dieser Gegend sein wird, ist eine Kuriosität. Eine Zirkusattraktion! Und im schlimmsten Falle: das Ziel von Hohn und Spott. Warum übernehmen Sie dafür keine Verantwortung?" Am Ende hätten sie "nur einen Bruchteil dessen, was wir verlangt haben", geboten, sagt Intili. Die Samenbank spricht von einer "beträchtlichen Summe".

Am 29. September 2014 reicht Jennifer Cramblett beim Bezirksgericht von Cook County, Ohio, eine Klage gegen die Midwest Sperm Bank wegen der Straftatbestände "Nichteinhaltung einer Zusicherung" und "wrongful birth", übersetzt so viel wie: "unrechtmäßige Geburt", ein.

In der Begründung heißt es: "Diese Zivilklage wegen unrechtmäßiger Geburt und Nichteinhaltung einer Zusicherung ergibt sich aus der Lieferung des Samens eines falschen Spenders an eine Fruchtbarkeitsklinik in Ohio, mit dem die Beklagte künstlich geschwängert wurde." Als direkte Folge des Vertragsbruchs habe die Mutter Folgendes erlitten: "Persönliche Verletzungen, medizinische Kosten, Schmerz, Leid, emotionale Schmerzen und andere finanzielle und nichtfinanzielle Verluste". Der Streitwert wird mit "50 000 Dollar oder mehr" angegeben.

"Das Problem ist natürlich", sagt Jennifer, "dass wir kein Preisschild an Paytons Leben hängen können." Wieder schaltet sich ihr Anwalt ein. "Deshalb fragen wir: Was sind die Schäden?" Er überlegt kurz, ob das komisch klingt. "Na ja, vielleicht sollte man nicht von Schäden reden. Sagen wir lieber: Welche Extrakosten entstehen aus diesem Fehler?"

Das Perverse ist, dass sie sogar recht haben mit dem Argument, dass ihnen durch Paytons Hautfarbe ein ökonomischer Schaden entstanden sei. In den USA hat die dunkle Hautfarbe noch immer einen anderen Marktwert als eine helle. Wer in Amerika ein Kind adoptieren möchte, muss für ein schwarzes Baby im Vergleich zu einem weißen aufgrund von Angebot und Nachfrage nur etwa die Hälfte bezahlen. Nirgendwo jedoch ist dieses Phänomen deutlicher zu besichtigen als auf dem Immobilienmarkt.

50 Jahre nach der offiziellen Aufhebung der Rassendiskriminierung wohnt Amerika noch immer getrennt. Die meisten Schwarzen leben in den oft heruntergekommenen Innenstädten, die Weißen in Vororten mit hoher Swimmingpool-Dichte - oder ganz auf dem Land. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch Richtlinien, nach denen für Häuser in Schwarzenvierteln keine Kredite vergeben wurden. So wurden die Schwarzen zu Mietern in einem Land der Hausbesitzer. Staatliche Programme zur Förderung von Eigentum sowie die Vergabepaxis der Banken verwehrten ihnen oft die Möglichkeit, Wohlstand anzuhäufen. Und die wenigen, die sich ein eigenes Haus leisten konnten, reduzierten aufgrund ihrer Hautfarbe dessen Wert. Denn noch immer ist es so, dass der Preis einer Immobilie sinkt, je mehr Schwarze in der Nachbarschaft wohnen.

Bis zu Paytons Geburt hatten sich Jennifer Cramblett und Amanda Zinkon nie gefragt, woran es liegen könnte, dass sie ohne schwarze Nachbarn aufwuchsen. Der strukturelle Rassismus dahinter, verschärft durch die Gesetze des Kapitalismus, hat sie jedenfalls nie gestört.

In ihrer Klage führen sie Beispiele für die "Extrakosten" an. Die Sache mit den Haaren etwa. Um einen "angemessenen Haarschnitt" für Payton zu bekommen, von einem Friseur, der sich mit dem festeren Haar von Afroamerikanern auskenne, müsse Jennifer extra in ein Schwarzenviertel fahren, weit weg von zu Hause.

Außerdem möchten sie fortziehen aus dem ländlichen Ohio, damit Payton an einem Ort aufwachsen kann, wo sie nicht die einzige Farbige ist. Sie zitieren Experten, einen Arzt, einen Psychologen, einen Sozialarbeiter, die bestätigen, dass es am besten für das Mädchen wäre, wenn es dort aufwüchse, wo es "nicht unüblich" wäre und nicht immer angestarrt würde.

Die Leute hier begrapschten ständig Paytons Haar, sagt Amanda - aus Neugierde, sie hätten so was noch nie gefühlt. "Wissen Sie, wie viele Schwarze es hier in der Gegend gibt?" Ihr Blick wandert zu den Panoramafenstern, hinter denen Ohio schläft, obwohl es erst Nachmittag ist. Der Ort ist umzingelt von Feldern, Farmen und Seen. "Null!" sagt sie. "Selbst die Hasen sind hier weiß."

Geld, so ihre Argumentation, brauchten sie auch für eine Therapie. Sie wollen Kurse belegen über die Geschichte der Afroamerikaner, über deren Traditionen und Kultur. Und dann wollen sie sich die eigenen Vorurteile abtrainieren. Das ist natürlich nicht billig.

Cramblett erkenne ihre "begrenzte kulturelle Fähigkeit gegenüber allem Afroamerikanischen" an, heißt es in der Klageschrift. "Jennifer gibt zu, dass sie mit stereotypen Vorurteilen gegenüber Leuten aufgewachsen ist, die nicht ihrer komplett weißen Umgebung entsprachen. Familienmitglieder, insbesondere ein Onkel, sprechen offen und verächtlich über Menschen dunkler Hautfarbe."

Besagter Onkel steht keine zehn Meter von der Couch entfernt hinter dem Tresen der Marina. Er trägt ein knallgelbes Poloshirt und hält einen Plastikbecher Bier in der Hand. Auf den Barhockern vor ihm sitzen weitere Familienmitglieder und ein paar Dorfbewohner. Ab und zu sagt einer was. Die meiste Zeit aber blicken sie stumm ins Bier, als spiegle sich darin ihre ganze Welt.

Cramblett und Zinkon sagen, sie wüssten, wie es sich anfühle, Außenseiter zu sein. Als Lesben sei es nicht leicht gewesen in dieser ländlich-konservativen Gegend, von denen es so viele gibt in der unfassbar dicken Mitte der USA. In Ohio dürfen Homosexuelle bis heute nicht heiraten.

Cramblett wagte ihr Coming-out erst in ihrer College-Zeit. Ihre Familie habe nie wirklich akzeptiert, dass sie lesbisch sei, sagt sie. Sie wollte nicht darüber sprechen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und hätte sie gebeten, nicht anders auszusehen als "normale" Frauen. Beide sagen, sie hätten ihre "Andersartigkeit" lange Zeit unterdrückt. Aber auch nach ihrem Coming-out sahen sie offenbar keinen Grund fortzuziehen, in liberalere Gegenden, nach New York oder Kalifornien. Paytons Andersartigkeit könne man nicht unterdrücken. Es klingt, als sei das Schwarzsein in Ohio weit schwieriger als das Lesbischsein. Auf die Idee, sich auch für die Akzeptanz anderer Außenseiter zu engagieren, kamen die beiden bislang nicht.

Jennifer deutet auf die Ecke mit den gedeckten Tischen, wo im Sommer die Touristen speisen. Vor Kurzem hatten sie dort ein Familienessen mit 40 Leuten. Irgendwann kam das Thema auf die Demonstrationen vieler Schwarzer gegen Gewalt und Willkür weißer Polizisten. Hunderttausende waren vor Weihnachten auf die Straße gegangen, sie hatten Transparente hochgehalten, auf denen "Auch schwarzes Leben hat einen Wert" stand. In der Kleinstadt Ferguson hatte im vergangenen Jahr ein weißer Polizist den unbewaffneten Schwarzen Michael Brown erschossen. Später entschied eine Jury, dass es keinen Anlass gebe, den Polizisten anzuklagen.

Viele weiße Amerikaner wunderten sich, wie wütend ihre schwarzen Mitbürger waren. Sie wunderten sich auch, welche Rolle die Hautfarbe offenbar noch immer spielt in ihrer Gesellschaft. Sie dachten, dieses Kapitel ihrer Geschichte überwunden zu haben. Wozu hatte es die Civil-Rights-Bewegung gegeben? Wozu all die Gesetze gegen Diskriminierung?

Jedes ihrer Familienmitglieder dort am Tisch sei der Ansicht gewesen, dass die weißen Polizisten richtig gehandelt hätten, sagt Jennifer. Früher hätte sie wohl ähnlich gedacht. Seit sie eine schwarze Tochter hat, sagt sie, habe sich etwas geändert.

Das Märchen ist zu Ende, Payton wird es langweilig. Sie hält einen Lolli in der Hand, winkt in die Runde und quiekt ein lässiges "Hi guys!"

"Komm her, liebe Payton", ruft der Anwalt. "Bist du meine Freundin?" Seine Stimme klingt einen Tick zu bemüht. Vielleicht will er zeigen, dass man all das nicht wegen des Geldes mache, sondern für sie?

"Potty, Potty", antwortet Payton. Dann läuft sie Richtung Toilette.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Draußen ist es dunkel geworden. Cramblett und Zinkon haben lange über das Gerichtsverfahren gesprochen. Jetzt möchten sie von Payton erzählen, dass sie Bücher liebe, dass sie stundenlang malen könne, dass sie beide erst seit Paytons Geburt wüssten, was Angst und was Liebe sei.

Aber wird es ihnen nicht unangenehm sein, wenn sie ihrer Tochter eines Tages erklären müssen, warum sie ihretwegen vor Gericht gezogen sind? Warum sie wegen "unrechtmäßiger Geburt" geklagt haben? Befürchten sie nicht, dass dies Auswirkungen haben wird auf ihr Selbstbewusstsein und darauf, worum es doch eigentlich geht: das Gefühl, akzeptiert zu sein?

"Ich glaube, die Samenbank hat fest darauf gesetzt, dass wir aus dieser Erwägung heraus nicht vor Gericht ziehen", sagt ihr Anwalt. "Die dachten, dass meinen Mandaten dieser Umstand zu mächtig wäre."

Am Tag nach der Einreichung der Klage veröffentlicht die Samenbank ein Statement, in dem sie beteuert, künftig sicherzustellen, dass eine solche Verwechslung nicht mehr passiere. Im letzten Satz heißt es: "Wir feiern jedes Kind, dessen Eltern wir helfen konnten, es zu bekommen, und wir freuen uns, dass Frau Cramblett eine wunderschöne und gesunde Tochter zur Welt bringen konnte."

Cramblett wirkt so, als verstünde sie die Frage mit der Klage nicht. "Ich hätte auch geklagt, wenn sie mir asiatischen Samen geschickt hätten", sagt sie. "Natürlich wird es dieses Gespräch mit Payton geben. Ich klage, weil wir nicht das bekommen haben, was wir wollten. Ich bin ein Kämpfer. Wenn ich empfinde, dass etwas falsch ist, kämpfe ich dafür." Sie bewegt sich hektisch auf dem Sofa, während sie das sagt. Ihr Oberkörper windet sich, wieder knacken ihre Fingerknochen.

"Wir werden jede Beratung und Recherche nutzen, um es Payton am besten zu erklären", sagt Amanda leise. Sie scheint größere Probleme mit der ganzen Auseinandersetzung vor Gericht zu haben.

Payton ist müde, sie reibt sich die Augen. Man würde gern wissen, ob sie sich eines Tages tatsächlich über das Geld freuen wird, das ihre Mütter erstritten haben. Oder ob es ihr lieber gewesen wäre, wenn ihre Eltern in ihrer Existenz keinen Grund

zur Klage gesehen hätten. Bis sie selbst eine Antwort darauf geben kann, bleibt Payton die stille Heldin in einem modernen amerikanischen Märchen.

In der Zwischenzeit ist der Samen von Spender Nummer 380 weder in Texas noch im Mittleren Westen der USA bestellbar. In diesen Gegenden hat er inzwischen so viele Kinder, dass die Gefahr von Inzest besteht. Der Samen von Nummer 330, Paytons Vater, ist gar nicht mehr erhältlich. Er wurde aus dem Programm genommen. Vermutlich aus Mangel an Nachfrage.

Unter Sachsen

Ärztmangel? Fremdenfeindlichkeit? Sterbende Region? Ausgerechnet in Hoyerswerda arbeiten Syrer, Sudanesen und Tschechen als Ärzte im Krankenhaus. Wie kommt das an, in einer Stadt mit Vergangenheit?

Von Fiona Ehlers, DER SPIEGEL, 05.01.2015

Morgens um elf Uhr, wenn sich die Nebel lichten und Krähen über den Plattenbauten kreisen, geht es um Leben und Tod in Hoyerswerda, wieder einmal. Chefarzt Robert Donoval, 36, aus Prag steht am Bett einer Patientin, ambulante OP, Verdacht auf Darmkrebs. Donoval muss eine Endoskopie vornehmen, die Spritze liegt bereit, er sagt mit einem Singsang, der nach Karel Gott klingt und gut ankommt bei älteren Damen: "Sie schlafen jetzt schön, und ich werde für Sie arbeiten."

Auf der Gynäkologie, einen Stock über dem Mann aus Prag, streicht ein Doktor aus dem Libanon mit der Sonde über den Bauch einer Frau mit Frühwehen. Auf dem Ultraschallmonitor sucht er nach Hoden, findet keine, da, plötzlich, sieht er sie: winzige Schamlippen. "Ich sehe ein Mädchen", sagt er und lächelt unter dichten Wimpern, die Mutter weint jetzt vor Glück.

Nebenan, auf der Kinderstation, hört der dunkelhäutige Oberarzt Tarik Galil, 36, der aus dem Sudan kommt, mit Günter, dem sprechenden Stethoskop, einen nackten Kinderbauch ab. Günter kitzelt, der Arzt spricht mit Mickymaus-Stimme, das Kind hält sich die Hand vor den Mund und kichert.

Dem Leben auf die Welt helfen, den Tod hinauszögern: Alltag im Krankenhaus von Hoyerswerda. Ein weißer Kasten am östlichen Ortsausgang, sanierte Platte, sechsstöckig, umgeben von Wohnkomplexen, Netto-Märkten, dem Sportverein Kraft & Figur e. V. Mit einer Drehtür am Eingang, die Menschen ins Innere spuckt, Gesunde mit

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Blumen und Pralinen, Gebrechliche im Morgenmantel, den Kopf verbunden, den Arm in der Schlinge, die Wunde getackert; viele im Rollstuhl.

Nach der Wende wurde hier alles weniger: der Abbau der Braunkohle, die Anzahl der Menschen - die Hälfte zog weg, die Stadt vergreist. Im Demenz-Report von 2011 hält Hoyerswerda unter allen deutschen Städten die Spitzenposition.

Fast 70 000 Menschen lebten in der "zweiten sozialistischen Wohnstadt der DDR", die wie Eisenhüttenstadt am Reißbrett entworfen worden war; nun werden die meisten Plattenbauten abgerissen, Rückbau nennt sich das. Mittlerweile hat die Stadt weniger als 35 000 Menschen, es wuchern Brachflächen, auf denen Pustebumen blühen. Die Krater in der Mondlandschaft, die der Tagebau hinterließ, werden mit Wasser geflutet, dort soll eine der größten Seenplatten Europas entstehen.

Wölfe werden gesichtet, zwölf Rudel leben wieder in der Lausitz. Die Natur, so scheint es, erobert sich den ehemaligen "Energiebezirk" im Urstromtal zurück. Schon heute reisen Städtebauer und Soziologen an, um zu studieren, was Landflucht und demografischer Wandel anrichten; und was zu lernen ist am Beispiel dieser sterbenden Stadt.

Geblieden ist das Krankenhaus, Schwerpunktversorger der Region, ein mittleres Haus mit 440 Betten, 131 Ärzten, rund 20 000 stationären Patienten und 40 000 ambulanten im Jahr, der größte Arbeitgeber am Ort. Damit nicht auch der untergeht, wagte man ein Experiment: Ausländische Ärzte übernahmen die vakanten Stellen. Heute ist bereits jeder dritte Arzt kein Deutscher mehr. Zurzeit arbeiten hier knapp 50 Ärzte aus 16 Nationen, die Eingebürgerten nicht mitgezählt.

Die Region wird weiter dahinsiechen, der Wandel ist nicht umkehrbar, aber die Heilkundigen aus Osteuropa, die muslimischen Doktoren, die schwarzen Halbgötter in Weiß helfen dabei, diesen Wandel in Würde zu überstehen und Rezepte zu finden gegen Ärztemangel und Pflegenotstand. Gegen Fremdenfeindlichkeit natürlich auch - wenn dieses Experiment denn gelingt.

Menschen ziehen fort, Wölfe ziehen her, Ausländer auch - wie hält das eine Stadt aus, eine Stadt mit Vergangenheit? Die den meisten in der Republik nur dadurch bekannt ist, dass ein Mob dort kurz nach der Wende Ausländer vertrieb?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dass die Fremdenfeindlichkeit auch lange nach der Wende fest in den Köpfen vieler Menschen sitzt, zeigt eine ganz gewöhnliche Ambulanzsprechstunde von Kinderarzt Galil. "Die Ablehnung ist latent, aber sie ist da", sagt Galil, seine europäischen Kollegen haben diese Probleme nicht, "es liegt an meiner Hautfarbe". Wie zum Beweis ruft er die kleinen Patienten herein; nicht sie sind das Problem, es sind ihre Eltern.

Fabian, 5, ein Kind mit grünen Gummistiefeln, Rotznase und schlimmem Husten, kommt mit seiner Mutti, lilafarbene Strähnen im blondierten Haar, stark übergewichtig. Sie sieht den Arzt und prustet los. Galil ähnelt dem jungen Michael Jackson, als dessen Haut noch dunkel war, der weiße Kittel steht ihm gut, seine dichten Locken trägt er als Afro. Die Mutti ruft: "Nu gugge ma, Fabian, dem Mann ist der Föhn in der Fresse explodiert."

Der Vater des kleinen Max, nächster Patient, Bauchkrämpfe, zu viele Erdnussflips, sagt, sein ironischer Ton ist fast aggressiv: "Na, da mussten Sie aber 'ne Menge bei uns lernen: die Sprache, das Benehmen, jetzt noch Krankenpfleger - alle Achtung!"

Oberarzt Tarik Galil kennt diese Reaktionen, manchmal fühlt er sich wie ein Entwicklungshelfer. Er hatte überlegt, mit "Ärzte ohne Grenzen" nach Afrika zu gehen; jetzt ist er am Klinikum in Sachsen gelandet, durchaus vergleichbar, findet er.

Als er das erste Mal von Hoyerswerda hörte, war er zwölf und neu in Deutschland. Hoyerswerda kam im Fernsehen, Galil musste seiner Mutter versprechen, sich niemals an diesem Ort blicken zu lassen.

Vor dem Bürgerkrieg im Sudan war er mit Eltern und vier Geschwistern geflohen, sie lebten als Asylbewerber nahe der niederländischen Grenze. Klar, er hörte Sprüche wie "Husch, husch, husch, alle Neger in den Busch", aber er wuchs unter liberalen Menschen auf. Zu Hause sprach die Familie nur Deutsch, abends am Esstisch schlug sein Vater ein Wort im Wörterbuch nach, das sie zu lernen hatten. Unter den Fünfen sind ein Juraprofessor, mehrere Ärzte, Tarik wurde Oberarzt in einer Klinik in Nordrhein-Westfalen, längst sind die Geschwister deutsche Staatsbürger.

In Hoyerswerda landete der Kinderarzt trotz der Warnung seiner Mutter. Weil er heute selbst Vater von zwei kleinen Kindern ist und ein Haus abzuzahlen hat, kam

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

er als Honorararzt und Urlaubsvertretung für sechs Wochen. Am Tag seiner Ankunft fragte er am Bahnhof nach dem Weg zum Klinikum. Die Menschen, sagt er, hätten sich weggedreht. Sein Hotel, in dem er immer noch wohnt, verlässt er abends nur noch selten, er sagt: "Die 30- bis 60-Jährigen sind in Ordnung. Die darunter sind Skinheads, die darüber Altnazis. Traurig, aber so sehe ich das." Der Rassismus der Deutschen sei auch der Grund dafür gewesen, warum er sich auf Pädiatrie spezialisiert habe, "bei Kindern kannst du noch was bewegen, da arbeitest du für das Leben, nicht gegen den Tod".

Das, was Galils Mutter damals fürchtete und Hoyerswerda bis heute traumatisiert, geschah an fünf Herbsttagen vor 23 Jahren. Am 17. September 1991 prügeln sich ein paar junge Deutsche mit Vietnamesen. Die verbarrikadierten sich im Heim für DDR-Vertragsarbeiter aus Vietnam und Mosambik im VEB Gaskombinat Schwarze Pumpe und wurden mit Steinen und Molotowcocktails beworfen, es gab 32 Verletzte. Als die tagelangen Krawalle außer Kontrolle gerieten, als 500 Deutsche vor den Heimen standen und Hetzparolen riefen, karrten die Autoritäten 230 Ausländer in Bussen aus der Stadt. An den Straßen schrie der Mob "Bimbo", "Kanake", "Haut bloß ab!" und klatschte Beifall, bis die Busse nicht mehr zu sehen waren. Bis Hoyerswerda "ausländerfrei" war.

Fragt man heute Deutsche in Ost und West, was damals genau passiert ist, dann verwischen die Fakten. Klar ist, Hoyerswerda war "ungefähr das Schlimmste" seit der "Reichskristallnacht", wie damals ein Politiker sagte. Jedoch brannte hier kein Asylbewerberheim, vor allem brannten keine Menschen, das kam erst später, vor allem im Westen.

Hoyerswerda war der Auftakt einer Serie ausländerfeindlicher Anschläge, es war, als hätte sich ein Ventil geöffnet, danach war alles möglich, selbst Brandstiftung und Mord. Ein Jahr später setzten Anwohner ein Wohnheim für Gastarbeiter in Rostock-Lichtenhagen in Brand. Im November 1992 standen zwei Häuser der Familie Arslan aus der Türkei, in Mölln, Schleswig-Holstein, in Flammen, die Großmutter und zwei Enkelinnen starben. Und schließlich, im Mai 1993, drei Tage nach einer Verschärfung des Asylrechts, zündeten vier junge Männer das Haus von türkischen Gast-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

arbeitern in Solingen an: Fünf Menschen, darunter drei Kinder, verbrannten oder starben beim Sprung aus dem Fenster.

Dunkeldeutschland, so schien es, war auferstanden, groß war das Entsetzen weltweit. Unmittelbar nach den Anschlägen schrieb der damalige -Reporter Matthias Matussek über Hoyerswerda. Auch seine Beobachtungen prägten das kollektive Gedächtnis: Der Ort wurde zum Synonym für braunen Mief, die Stadt sei der "steingewordene Reißbrett-Traum realsozialistischer Kaninchenzüchter", ein Ort, an dem "der hässliche Deutsche sein Coming-out" habe: "Willkommen in einem böartigen, hässlichen, dumpfen Alltag, der böartige, hässliche, dumpfe Menschen stanzt."

Schlimmer kann ein Image nicht sein, wer damit leben muss, kann einpacken - oder er erfindet sich neu. Das wusste Andreas Grahlemann, langjähriger Geschäftsführer der Klinik von Hoyerswerda. Der gelernte Bauingenieur, 61, zupackende Art, fließerfarbene Krawatte, sitzt im Hotel Achat, dort, wo sich Kinderarzt Galil abends vor den Nazis versteckt.

Grahlemann übernahm die Klinik 2006, acht Jahre lang hat er sie geleitet, bis zum vergangenen Sommer. Er begann zu einer Zeit, als das Haus kaum noch Gehälter ausbezahlen konnte, als ganze Fachkliniken verwaist waren, Ärzte abwanderten und neue nicht kommen wollten. Seine Vorgänger hatten die Buschzulage für ihre Dienste im Osten kassiert, aber wenig bewirkt.

Es war Grahlemanns Idee, ausländische Ärzte hierherzulocken. Ohne Tschechen, Slowaken, Polen und Ärzte aus Nahost, das betont er oft, könnte das Haus heute dichtmachen.

Die Sache mit dem Namen war der Anfang. Krankenhaus Hoyerswerda, "wie klingt denn dat?", der Brandenburger verzieht das Gesicht. "War mal 'n großet Aufmarschgebiet, klar, aber wat is denn dit Weiche hier, dit Schöne?", fragte er. "Na, unsere Seen", sagte die Belegschaft. Grahlemann entschied: "Lausitzer Seenland Klinikum. Akademisches Lehrkrankenhaus der Technischen Universität Dresden". So heißt das jetzt. Der Name Hoyerswerda steht nur noch im Kleingedruckten, in der Adresszeile, dazu ließ der Chef ein schickes Logo entwerfen in Blau (Wasser), Grün (Wälder) und Hellblau (Himmel).

Die Anwerbung der Ärzteschaft war diffiziler. "Wat will denn so 'n Doktor?", fragte Grahlemann. "Der will arbeiten und noch mal arbeiten. Schnell ans Messer, operieren, Karriere machen, schöne Natur und am Wochenende nach Haus - all das können wir ihm bieten." Grahlemann arbeitete mit einem Dutzend Headhuntern und fuhr auf Werbetour, saß an kleinen Ständen auf Ärztemessen in Prag, Bratislava, Budapest, jedes Jahr erneut.

Den meisten Fremden sagte Hoyerswerda nichts, viele bissen an. Deutsche nicht. Auf eine Stellenanzeige bekam Grahlemann einmal 15 Bewerbungen. Als klar war, um welche Stadt es sich handelte, zogen 13 ihre Bewerbung sofort zurück. "Deutsche Ärzte", sagt Grahlemann, "haben ein Problem mit Hoyerswerda, klar. Aber dazu kommt: Welcher deutsche Medizinstudent arbeitet später noch am Patienten? Der scheut Bereitschaft und Überstunden, will Teilzeit und Freizeit. Entweder wird er Kabarettist im Fernsehen. Oder er lässt sich gleich abwerben von Pharmaindustrie und Forschung."

Mit seiner Rekrutierungstour reagierte Grahlemann auf eine Wanderungsbewegung, die seit Jahren das Gesundheitswesen prägt: In ländlichen Gebieten sind Kliniken und Praxen längst auf die Dienste fremder Kräfte angewiesen. Rund 35 000 ausländische Ärzte arbeiten mittlerweile in Deutschland, mehrere Tausend Stellen sind vakant. Die Klinik Bavaria im sächsischen Kreischa etwa beschäftigt fast nur noch Pfleger aus Spanien, einem Land, in dem jeder Zweite unter 25 arbeitslos ist. Während also immer mehr Personal aus Ost- und Südeuropa in Deutschland heilt, ziehen deutsche Ärzte nach Skandinavien, England, in die Schweiz, denn dort sind die Gehälter bedeutend höher.

Das Seenland Klinikum hat sich inzwischen bestens auf seine Einwanderer eingestellt: Es gibt einen "Welcome Day", interne Deutschkurse, das Haus zahlt Hotelzimmer während der Wohnungssuche, hilft bei Behördengängen, im Sommer wird gegrillt, jeder Arzt bringt eine Spezialität aus seiner Heimat mit. Nur einen Chinesen haben sie wieder nach Hause geschickt, sein Deutsch verstand kein Patient. Und einen Italiener, der wollte Chirurg sein und war ihnen "zu larifari". Der Rest blieb.

Im Hotel Achat sitzt Grahlemann und denkt darüber nach, ob es richtig ist, dass Deutschland seine Strukturprobleme von Kräften aus Billiglohnländern oder kriegsge-

schüttelten Regionen ausbügeln lässt, er schwärmt trotzdem: "Bei uns können die alles werden, sogar Chefarzt."

Mit 36 Jahren ist Robert Donoval der jüngste Chef am Klinikum und der erste, der aus dem Ausland kommt. Geplant waren zwei Jahre, das Heimweh nach Prag und der Wohnung am Wenzelsplatz plagte ihn. Aber nun ist er im siebten Jahr hier und seit wenigen Wochen Chefarzt, nun will er bleiben. Donoval ist Internist, verantwortlich für 40 Betten und oft schwer kranke Patienten; ein dünner, drahtiger Mann mit stoppelkurzem Haar, Schnellsprecher, rastlos. Alle paar Minuten klingelt das Telefon in der Brusttasche seines Kittels, das hier alle Ärzte bei sich haben, vierstellige Durchwahl, allzeit bereit.

In Prag, sagt Donoval, wäre ihm ein so rasanter Aufstieg nicht gelungen, "zu viel Klüngerlei, alle guten Posten vergeben". Der Druck, der hier auf seinen Schultern lastet, ist groß. Er sagt, er müsse "doppelt so motiviert" sein wie seine deutschen Kollegen, sonst würde er das Pensum nicht schaffen. "Da haben wir den Richtigen zum Chef gemacht", lobt flüsternd eine Schwester, "was der sagt, hat Hand und Fuß." Der Preis: Im Chefizimmer stapeln sich Akten und Sparpläne, Donoval kommt kaum noch nach Hause, seine Frau, eine Slowakin, ist ihm als Diätologin nach Hoyerswerda gefolgt, sie haben zwei Kinder, die hier geboren sind.

Fühlt er sich benachteiligt als Ausländer, hatte er je Probleme mit Rechtsradikalen? Donoval lacht. Er sagt, er sei ein glühender Deutschland-Verehrer und schwärmt von "dieser Ordnung, diesem Fleiß" und von Richard Wagner. Seine Lieblingsoper ist "Rienzi", die CD steckt in seinem Autoradio. Zu Hause im Regal steht Thilo Sarrazins Buch "Deutschland schafft sich ab" über Migranten, Geburtenrückgang und wachsendes Prekariat, er schätzt es sehr.

Doktor Donoval bemüht sich, den besseren Deutschen zu geben, er ist das typische Beispiel eines Einwanderers, der hart um seinen Erfolg gekämpft hat und daher kein Erbarmen kennt mit Faulenzern, egal welcher Nation. Er würde jetzt gern ein paar Beispiele nennen, ärgert sich darüber, wie Angela Merkel "von den Griechen als Nazi beschimpft wird, nur weil sie weiß, wie man spart, eine Frechheit", dann klingelt sein Telefon, er eilt zurück auf die Station.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nicht weit vom Klinikum, in der Altstadt jenseits des Flusses Schwarze Elster, sitzt Doktor Lauand Ali, 43, ein Syrer aus der schwer umkämpften Stadt Kobane, an einem Plastiktisch in einem Wohnheim bei Mokka und Gebäck, umgeben von einer syrischen Familie, die seinen Rat sucht. Ali begutachtet die Medikamente gegen Depression und Bluthochdruck, die ihnen vom Hausarzt verschrieben wurden.

Doktor Ali ist Anästhesist auf der Intensivstation, ein ernster Mann mit melancholischen Augen, normalerweise steht er am Kopfende des Bettes, ist so etwas wie die Schaltzentrale, der wichtigste Mann im OP-Saal. Normalerweise sorgt er für den Zustand der Empfindungslosigkeit, hier nicht, hier empfindet er Mitleid, aber auch Wut. Hier ist Ali in erster Linie Syrer, der vermittelt, übersetzt, der die Menschen beruhigt, nicht mit Barbituraten und Opiaten, die er in ihre Venen träufeln lässt - sondern mit Worten. Ali besucht sie einmal in der Woche, seine Landsleute, die wie er flüchten mussten vor den Bomben, leicht fällt ihm das nicht.

Ali sitzt im neuen Asylbewerberheim von Hoyerswerda - im ersten Heim, das seit den Ausschreitungen 1991 hier eröffnet wurde. Da in Deutschland die Anzahl der Asylbewerber in den vergangenen drei Jahren wieder stark gestiegen ist, musste auch der Freistaat Sachsen für Quartiere sorgen. Also bekam die Stadt 130 Menschen zugeteilt, im Februar vergangenen Jahres zogen sie ein, in eine umgebaute Behindertenschule mit blauen Linoleumböden und gelb gestrichenen Wänden, weit weg von den Krawallen in den Arbeiterheimen von damals. Es sind afrikanische Boatpeople aus Lampedusa, Syrer, Iraner, eine von ihrem Ehemann verfolgte Irakerin mit Drillingen.

Auch dies ist ein Experiment. Wird es gut gehen? Wird sich der "hässliche Deutsche" zurückhalten, gibt es ihn überhaupt? "Ausgerechnet Hoyerswerda", schrieben die Zeitungen, "Stadt auf Bewährung". Nichts darf schiefgehen, alle schauen zu.

Anders als sein Prager Kollege ist Doktor Ali kein Sarrazin-Fan. Er findet, seine ärztliche Verantwortung beginne nicht erst, wenn jemand krank sei, sondern schon vorher. Der Syrer ist der einzige Arzt, der hier aushilft. Er will den Flüchtlingen beistehen, so wie ihm anfangs beigestanden wurde. Seine Frau half auch, aber dann wurde sie von ein paar jungen Muslimen aus Nordafrika angemacht, seitdem mag sie nicht mehr mitkommen.

Familie Ali kam vor anderthalb Jahren. Was ihnen lieb war, mussten sie in der Heimat lassen: Verwandte, Freunde, ihre dreistöckige Villa, die Apotheke der Frau. Sie kamen mit vier Koffern und zwei schwarzhaarigen Mädchen, sieben und neun Jahre alt, jetzt leben sie in einer spießigen Platte, kein Nachbar ist unter siebzig, im Flur hängen Verbotsschilder und ein Putzplan.

Der Preis für ihr deutsches Leben ist hoch: Bürokratie, Beglaubigungen, Behördengänge bis heute. Doktor Ali hat es geschafft, weil sein Chefarzt ihn unterstützte, Alis Frau steht es noch bevor: Deutschkurse, Approbation, Praktika machen, obwohl sie ihre eigene Apotheke leitete. Ansonsten leben sie fast wie alle anderen hier: Der Krieg ist weit weg, im Sommer grillen sie, sie gehen aufs Stadtfest, haben deutsche Freunde. Sprechen sogar Sächsisch, zumindest die Töchter. Neulich fragte Peri, die Jüngste, ihre Lehrerin, wann denn endlich die Kinder aus dem Heim in ihre Klasse kämen, die ausländischen.

Am Tisch im Asylheim beklagt sich eine Familie aus Homs: über diese Deutschen, die so böse guckten, wenn man sie grüße. Darüber, dass einer aus dem Heim auf dem Marktplatz verprügelt worden sei, ihr Sohn nasse seitdem nachts wieder ins Bett. Doktor Ali versteht ihre Ängste, aber er sagt auch: "Beklagt euch nicht, seid dankbar, dies ist eure Chance. In unserem Land herrscht Krieg. Was erwartet ihr von diesen Menschen - doch nicht etwa die große Liebe?" Dann eilt er ins Klinikum, zurück zu den Kranken.

Sie ähneln sich nicht, diese beiden Gruppen von Ausländern, die hier zufällig aufeinanderstoßen. Die einen, die Flüchtlinge, wirken machtlos in der Fremde, ungewollt, gestrandet im äußersten Osten Deutschlands. Die anderen, die Ärzte, sind die Retter vor Ort. Sie passen sich an, leben vor, was bald in anderen Randgebieten Europas passieren könnte: Die Alten sterben, Fremde übernehmen die Arbeit, machen sogar aus einem toten Winkel wie Hoyerswerda eine multikulturelle Stadt inmitten der Festung Europa.

Das geht einigermaßen gut, weil es in Hoyerswerda nicht nur Pöbler gibt, sondern auch Menschen wie Grit Maroske, 44. Eine echte Hoyerswerdsche, hier geboren, hier verwurzelt. Wenn sie sich nicht um ihre fünf Kinder und ihren Enkel kümmert, sitzt sie im Büro des Bürgerbündnisses "Hoyerswerda hilft mit Herz".

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mit Unterstützung des Pfarrers kann sie aus dem Stand 50 Leute zusammenschleppen, die sich vor das Heim stellen und mit Trillerpfeifen gegen die Neonazis protestieren, wenn es nötig ist. Maroske stand 1991 daneben, als ihr damaliger Mann die Ausländer aus der Stadt brüllte. Sie sagt, sie habe etwas wiedergutzumachen: "Im Sinne von besser vorbeugen, aufklären, reden."

Grit Maroske führt durch den "Wohnkomplex I", in dem sie aufwuchs, gleich hinter dem Klinikum, als Kind schnitt man ihr dort den Blinddarm raus. Sie läuft und erklärt atemlos, wie sie damals lebten. Sie zeigt die verwaisten Spielplätze, auf denen sie mit Hunderten Kindern tobte, die Quartierskneipe "Glückauf!", heute verrammelt, wo ihr Vater Bier trank und wo nebenan die "Fidschis", wie man sagte, ihre Arbeitsklamotten aus der Schwarzen Pumpe wuschen. Nach Schließung des Tagebaus wurden alle arbeitslos, mit der Wende kamen die Asylsuchenden, aus Neid wuchs Hass: "Die nehmen unsere Arbeit, unsere Frauen, die kriegen mehr vom Staat als wir." So redeten die Leute. Heute, sagt Maroske, werde immer noch so argumentiert. Aber man traue sich nicht mehr, nicht mal seit den Pegida-Protesten in Dresden, die Ausländer anzugreifen, sagt Maroske. Es klingt wie ein Versprechen.

An die Ausschreitungen von damals wird ein Denkmal erinnern, an diesem Herbsttag soll die Einweihung sein. Am Verkehrskreisel zwischen Einkaufscenter und Platte hat sich die Gedenkgemeinde versammelt, der Ausländerbeauftragte, Fernsehteams, der neue Krankenhausdirektor; keiner der Ärzte, die haben anderes zu tun. Auf einem Torbogen aus schwarzem Basalt steht "Herbst 1991. Hoyerswerda vergisst nicht".

In dem Moment, als der Bürgermeister von "Willkommenskultur" und "weltöffener Stadt" spricht, postieren sich fünf Neonazis exakt in der Blickrichtung der Kameras. Einer hat sich "Hoyerswerda" auf den rechten Unterarm stechen lassen. Sie wollen, dass man sie sieht, grölen ein bisschen, wollen stören, stören. Kehrt man ihnen den Rücken und blickt durch den Basaltbogen in die andere Richtung, dann sieht man in der Ferne, wie eine Spiegelung, von der man nicht weiß, ob sie trägt, das Klinikum, wie es leuchtet im Abendlicht.

Herr Vahl hört auf

Nie zuvor gingen so viele Deutsche in Rente wie heute. Manfred Vahl ist einer von ihnen. Er wohnt in Hamburg, war 49 Jahre bei der Bahn und freut sich auf seinen Ruhestand. Doch der ist anders als erwartet.

Von Nadine Ahr, DIE ZEIT, 30.07.2015

Es ist fast alles wie immer an diesem neblig grauen Novembermorgen. Um halb sechs steht Herr Vahl auf, schleicht ins Bad, duscht, zieht sich an. Bevor er zum Bäcker geht, schaltet er die Kaffeemaschine ein. Monika, seine Frau, hat schon am Vorabend Pulver und Wasser in die Maschine gefüllt, wie immer. So geht es schneller.

Um Punkt sechs Uhr steht er vorm Laden.

"Guten Morgen, Herr Vahl."

"Guten Morgen, Frau Schlüter."

"Wie immer?"

"Ja, wie immer."

Frau Schlüter reicht zwei Brötchen und eine Tageszeitung über die Theke. Eine halbe Stunde nimmt sich Herr Vahl morgens immer fürs Frühstück, um 6.45 Uhr verlässt er das Haus, um 6.54 Uhr steigt er in die S-Bahn von Pinneberg nach Hamburg-Altona, jeden Morgen, von Montag bis Freitag. Wenn der Bäcker fünf Minuten später aufmacht, kommt alles durcheinander. Dann muss er eine Bahn später nehmen. Statt um 7.15 Uhr ist er dann erst um halb acht im Büro. Eigentlich könnte ihm das egal sein, er ist sowieso immer der Erste. Aber Herr Vahl sagt: "Der Zug fährt um sieben und nicht um fünf nach sieben."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Züge, Pläne, Pünktlichkeit, das ist sein Beruf, das ist er: Manfred Vahl, 65 Jahre alt, verheiratet, keine Kinder, arbeitet bei der Deutschen Bahn, seit 49 Jahren. Erst als Maschinenschlosser, dann als Lokführer, später hat er die Ausbildung für den gehobenen Dienst absolviert, seit 14 Jahren ist er Fachreferent für 400 Triebfahrzeugführer. Herr Vahl kontrolliert, ob die Qualitäts- und Sicherheitsstandards eingehalten werden, er analysiert auch Unregelmäßigkeiten: Warum wurde ein Signal überfahren? Warum gab es eine Zwangsbremmung? Was kann man verbessern, damit das nicht mehr passiert?

Sein Leben, getaktet nach einem Fahrplan. Bis heute. Bis er am Nachmittag sein Büro am Bahnhof Altona verlassen wird, für immer. Es ist der 25. November 2014. Es ist Herrn Vahls letzter Arbeitstag.

Nach 17.885 Tagen bei der Deutschen Bahn geht Manfred Vahl in Rente. Einer von über 800.000 Deutschen im vergangenen Jahr. Es sind so viele wie noch nie zuvor, und es werden immer mehr. Großteils haben sie ihr ganzes Berufsleben in einem einzigen Unternehmen verbracht. Bei ihrer Einstellung haben sie nicht über die beste Work-Life-Balance geredet. Sie kannten das Wort gar nicht. Auch Herr Vahl hat immer viel gearbeitet. Um etwas zu schaffen, um voranzukommen und sich etwas leisten zu können.

Die Menschen, die jetzt in Rente gehen, stehen finanziell besser da als alle Rentner-Generationen vor ihnen. Herr Vahl ist Beamter, er wird Pensionär. Auch im Ruhestand wird er genug Geld haben. Die Menschen, die jetzt in Rente gehen, sind auch fitter, sie fühlen sich jünger als frühere Rentner-Generationen.

Wie herrlich muss es sein, so vital, so sorgenfrei in den Ruhestand zu wechseln! Oder doch nicht?

Herr Vahl glaubt, dass es schön sein wird, nach all den Jahren nicht mehr zu arbeiten. Er fragt sich, ob er bald ständig unterwegs sein wird, wie er es immer über Rentner in der Zeitung liest. Endlich kann er etwas unternehmen, wenn das Wetter schön ist. Egal, ob an einem Dienstag oder Sonntag. Endlich kein Termindruck mehr, kein Stress. Schließlich sind 49 Jahre auch genug, findet Herr Vahl. "Jetzt sind mal die anderen dran."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er ist einverstanden, sich eine Zeit lang auf dieser Reise ins Ungewisse begleiten zu lassen. Er will ehrlich antworten auf die Frage: Wie fühlt es sich an, ein Rentner zu sein? Mehr noch: Herr Vahl will sich Notizen machen, eine Art Tagebuch schreiben.

Mitte Juli 2014, drei Monate vor seinem 65. Geburtstag, hat Herr Vahl ordnungsgemäß den Antrag auf Pensionierung gestellt. Er bekam den sogenannten Fragebogen zur Festsetzung der Versorgungsbezüge zugeschickt. Herr Vahl hat sich hingesetzt und Seite für Seite Kreuze gemacht. Kirchensteuer: ja. Unfallrente: nein. Beschäftigung des Ehepartners: nicht beschäftigt. Seine Frau Monika ist schon seit mehr als zehn Jahren nicht mehr im Job. Ihre Firma ging pleite, da war sie gerade Anfang 50. Sie blieb zu Hause, weil sie glaubte, dass sie sowieso keine Stelle mehr bekommen würde, und auch, weil die Vahls es sich leisten konnten. Schon vorher hatte Monika nur halbtags gearbeitet. Der Wechsel in den Ruhestand sei ihr nicht schwergefallen, sagt sie heute.

Als Herr Vahl an jenem Julitag seine Unterschrift unter den fertig ausgefüllten Fragebogen setzte und ihn in einen Briefumschlag steckte, legte er diesen nicht auf den Stapel, den seine Frau immer zur Post trägt. Diesen Brief wollte er selbst wegbringen. Es habe sich sehr, sehr komisch angefühlt.

"Komisch", das sagt Herr Vahl oft, wenn er nicht weiß, wie er das, was in ihm vorgeht, in Worte packen soll. Es war komisch, als die Kollegen ihn immer häufiger fragten: "Und, wie lange musst du noch?" Komisch war es auch, als er die Schichtpläne für Dezember anfertigte und ihm hinterher einfiel: Da bin ich gar nicht mehr da. Es gab Workshops, auf denen sie Neuerungen entwickelten, die er nicht mehr mitbekommen würde. Von Tag zu Tag wurde seine Arbeit weniger, gab es mehr und mehr letzte Male.

Ein erstes Mal gab es auch. Das war bei diesem Fußballspiel bei ihnen im Ort. Herr Vahl geht sonntags gerne zum Fußball. Am Rand stehen, ein Bier trinken, dazu eine Bratwurst mit Senf. Sechs Euro kostet die Karte. Beim Spiel Halstenbek gegen Meiendorf zahlte er nur vier. Erst dachte Herr Vahl, der Kassenwart habe sich verrechnet. Dann blickte er auf das kleine Stück Papier in seiner Hand. Ein ermäßigtes Ticket. Für Rentner. "Au Backe", sagte er sich, "jetzt sieht man es dir schon an."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Herr Vahl hat an diesem Tag zu Hause etwas länger in den Spiegel geschaut als sonst, sein schütteres Haar betrachtet, die Falten. Rentner, dachte er, wie sich das schon anhört. Herr Vahl fand: Das Wort passt nicht zu einem wie ihm, der jede Woche dreimal ins Fitnessstudio geht, der bei der Teambildungsmaßnahme als Erster den Kletterparcours gemeistert hat. Rentner, das klingt nach einem Mann, der alt wird. Schlimmer noch: nach einem Mann, der alt ist.

Es ist kurz vor sieben Uhr morgens, als Manfred Vahl an seinem letzten Arbeitstag das Haus verlässt. Heute nimmt er nicht, wie sonst immer, die S-Bahn, sondern das Auto. Er hat noch ein paar letzte Dinge im Büro, die muss er nach Hause schaffen. Auf der Fahrt nach Altona ist er schweigsam. Nur im Radio klingt leise die Stimme des Nachrichtensprechers.

Wie fühlt es sich an, der letzte Tag? "Dass ich das Auto nehme und nicht die Bahn, macht es leichter", sagt er ausweichend. Dann schweigt er wieder.

Als er die Tür zu den Büroräumen öffnet, kommt ihm ein Lokführer entgegen. Auf dem Weg zu seinem Zug eilt er an Herrn Vahl vorbei und ruft: "Einen schönen Ruhestand!" Herr Vahl zuckt leicht. "Guten Morgen", sagt er.

Um 7.15 Uhr sitzt Herr Vahl an seinem Schreibtisch, um 7.40 Uhr hat er die Abschieds-E-Mail an seine Kollegen bereits verschickt. Er bedankt sich für die gute Zusammenarbeit. "Für den Spaß, den wir auch hatten, und das Gefühl, etwas für unser Unternehmen erreicht zu haben." Dann schreibt er: "So möchte ich einfach nur Danke sagen und Tschüss." Anschließend stellt er das E-Mail-Programm bis zum 31. Dezember 2020 auf abwesend. "Länger geht nicht."

Um kurz nach acht steht er von seinem Schreibtisch auf. "Dann wollen wir mal." Wie jeden Morgen macht er seine Runde, schaut in die Büros, sagt jedem Kollegen, jeder Kollegin Guten Morgen. Dem Dittmar, dem Hänschen vom Betriebsrat, den Damen aus der Disponentenstelle, denen er immer die Briefe aus der Poststelle mitbringt.

"Na, der letzte Gang?", ruft ein Kollege über den Flur.

"Macht's gu-huut", trällert Herr Vahl. Er lacht.

"Das ist aber schade", sagt eine Kollegin.

Herr Vahl grinst. "Haltet die Ohren steif."

"Na, keine Lust, noch zu bleiben?"

"Ach nö. Schluss mit lustig." Herr Vahl lächelt. Er lächelt über die Rentnersprüche, "Kriegst du jetzt eigentlich den Seniorenteller im Restaurant?", er lächelt, als sie "Komm mal wieder vorbei" und "Man sieht sich" sagen. Er weiß, nichts davon ist ernst gemeint. Weder sein Dauergrinsen noch die Worte seiner Kollegen sind wahrhaftig. "Wir sehen uns." Wie oft hat Vahl diesen Satz schon selbst ausgesprochen, wenn ein Kollege in Pension ging. Damals, als er der Jungspund war, der nicht wusste, was er dem älteren Herrn zum Abschied sagen sollte. Heute ist Herr Vahl der ältere Herr. Er kennt die Wahrheit, hat sie zigfach miterlebt. "Niemand will, dass man ab und zu vorbeischaud", sagt er, "man wird auch nicht mit den Kollegen in Kontakt bleiben. In den meisten Fällen wird man sich nicht mehr wiedersehen."

Herr Vahl hat diese Menschen im Büro jeden Tag um sich gehabt, jahrelang. Er hat mit ihnen mehr Zeit verbracht als mit seiner Frau. Er wird sie vermissen, seine "Eisenbahnerfamilie". Aber er sagt ihnen das nicht. Er sagt: "Ja, wir sehen uns." Es ist eine von vielen Lügen, die man sich und anderen erzählt, wenn man in Rente geht.

Gegen Mittag klappt Herr Vahl seinen Umzugskarton auf. Auf dem Schreibtisch ist nicht viel, was ihm gehört. Kein Bild von seiner Frau, es gibt kaum Persönliches in Herrn Vahls Büro. Er hat das immer getrennt. Bei der Arbeit war er der Berufsmensch, da hatte nichts Privates Platz.

Die erste Schreibtischschublade: der übergroß geratene Stempel, auf dem "Überleitung" steht. Ein Kollege hatte bei der Bestellung Zentimeter mit Millimeter verwechselt. "Muss mit." Seine alten Kugelschreiber? "Kann man immer gebrauchen." Im Regal der Brieföffner, den er seit der Schulzeit hat, der Kaffeebecher mit einem Foto von Kollegen darauf, diverse Schlüsselanhänger. Jedes Stück hält er kurz in der Hand, wägt ab. An fast allem scheint eine Erinnerung zu hängen. Zwei Stunden braucht er. Dann ist der Karton voll und das Büro leer. Eine Kiste voll Zeug, das ist alles, was bleibt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Um kurz nach zwei wirft sich Herr Vahl den Jutebeutel mit der Aufschrift "Ich hau ab", extra für diesen Tag von zu Hause mitgebracht, über die Schulter und greift sich den Karton. In der Tür bleibt er stehen und blickt noch einmal zurück in sein Büro, das morgen einem anderen gehören wird. Ein Kollege aus Hannover wird seine Aufgaben mit übernehmen, zwei Tage die Woche wird er hier in Hamburg sein. Herr Vahl hatte all die Jahre immer das Gefühl, dass seine Arbeit wichtig war, wichtig für das Unternehmen, für die Bahn. Aber die Bahn hat jetzt beschlossen, seine Stelle zu streichen, man braucht sie nicht mehr. Herr Vahl musste niemanden einarbeiten.

"Schon komisch", sagt Herr Vahl.

Das Einzige, was Herr Vahl übergeben hat, ist ein USB-Stick. Da ist alles drauf, was der Kollege wissen muss.

"Das war's dann." Schnellen Schrittes geht Herr Vahl davon.

Am Abend des 25. November schreibt er in sein Tagebuch: "Flucht unters Dach. Ich muss allein sein."

Eine Woche vor seinem letzten Arbeitstag hat Herr Vahl seinen offiziellen Abschied gegeben. Im Kasino, wie man das so macht. 70 Leute hat er eingeladen in diesen Saal, wo die Bahner mittags immer essen gehen. Kollegen, mit denen er Ende der achtziger Jahre in Lübeck gearbeitet hat, Kollegen aus Maschen, wo er 1980 Gruppenleiter war, Kollegen aus Dänemark, mit denen er wegen der ICE-Strecke nach Kopenhagen zu tun hatte. Fast alle haben zugesagt.

Herr Vahl freut sich auf die Abschiedsfeier, aber sie macht ihn auch nervös. In der Nacht liegt er wach, geht wieder und wieder seine Rede durch. Er denkt: Ich will nicht rührselig werden. Er fragt sich: Werde ich mich im Griff haben? Am Vormittag ist er unruhig. Hat er an alles gedacht? "Das sind doch die falschen Socken zum Anzug, Monika." – "Monika, stell doch mal das Radio aus."

Um 14 Uhr steht er im Kasino, schüttelt erste Hände, nimmt Geschenke entgegen. Eine Stunde später sind alle da. Herr Vahl klopft an sein Glas. Bevor er etwas sagt, schaut er in die Gesichter um sich herum. Verweilt bei dem ein oder anderen. Sosehr Herr Vahl sich auch vor dem Abschied gefürchtet hat: Das ist sein Moment. "Danke, dass ihr mir die Gelegenheit gebt, Tschüss zu sagen", setzt er an. Er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

bedankt sich für die schöne Zeit, die guten Kollegen, bei seiner Frau. "Macht es gut in diesem Unternehmen, und fahrt es nicht an die Wand." Dann erheben alle ihr Glas. Sie auf ihn. Und er auf sie.

Es folgen Reden, manche voller Phrasen, andere mit berührenden Worten, wie die seiner Chefin, die Herrn Vahl zum Abschied ein Ständchen bringt. Ein jüngerer Kollege sagt in seiner Ansprache: "Herr Vahl, sagen Sie nicht mehr, das mache ich irgendwann einmal. Mit 65 Jahren kann das riskant sein. Machen Sie es jetzt!" Dieser Mann in den Dreißigern spricht aus, was alle wissen: Wer in Rente geht, hat vielleicht nicht mehr lang. Auch das macht den Wechsel so schwer. Der Beginn des Ruhestands ist der definitive Beweis, dass man mehr Lebenszeit hinter sich hat als vor sich.

Bis in den frühen Abend hinein sitzen sie zusammen, bei Kuchen und Kartoffelsalat, bei Wein und Bier. Herr Vahl geht von Tisch zu Tisch, steht an der Bar, die eine Hand lässig in der Hosentasche, in der anderen ein Glas Rotwein. Man erzählt sich Geschichten von früher, bevor sich die Ersten mit "Bis bald" verabschieden. Einige sagen zu Herrn Vahl: "Danke für alles." Da muss er schlucken. Die meisten sagen: "Bis Montag." Die Abschiedsfeier, sie war noch kein Abschied für immer. Herr Vahl hatte noch eine Bürowoche vor sich, eine Woche, in der sich noch nicht alles ändern würde, das machte es leichter.

Zehn Tage in Rente. Herr Vahl sitzt in seinem Drehstuhl in dem holzverkleideten Raum unterm Dach, den er früher "Arbeitszimmer" oder "Büro" nannte und den er nun "mein Reich" nennt. Eine von vielen kleinen Veränderungen in seinem Leben: Die Krawatten hängen nicht mehr griffbereit im Schrank, "die brauche ich ja nicht mehr". Er geht jetzt manchmal vormittags einkaufen und isst mittags mit seiner Frau. Und trotzdem. Die ersten Tage in Rente fühlen sich nicht nach Rente an. Eher nach Urlaub. Herr Vahl genießt es, auszuschlafen, Erledigungen in Ruhe und nicht hektisch nach der Arbeit zu machen. Er spaziert mit seiner Frau Hand in Hand die Alster entlang, gönnt sich mittags ein Glas Rotwein im Restaurant.

Erst als er sich die Abschiedsgeschenke von den Kollegen noch einmal anschaut, wird ihm klar: Das war's wirklich. Er blättert in dem Bildband Vom Zauber der Züge, den er vom Bahnchef Rüdiger Grube geschenkt bekommen hat, er nascht vom ICE aus Marzipan, betrachtet die Fotocollage mit Bildern aus den letzten Berufsjahren. Eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erinnerung an das, was war, dazu augenzwinkernde Hinweise auf das, was kommt: ein Räuchermännchen, das Herrn Vahl als Rentner zeigen soll, ein Kalender mit den 365 lustigsten Tagen im Ruhestand.

Es gibt viele lustige Sprüche über die Rente. Es gibt in Deutschland auch Bücher mit Titeln wie Reisepass ins Glück: Zum Ruhestand, Keine Zeit, bin in Rente, Endlich Rente!, Das beste Alter ist jetzt! oder Meine ersten 100 Tage in Rente: Lustiges Tagebuch eines glücklichen Rentners. Dutzende von Büchern, Hunderte von Sprüchen, die alle die gleiche Botschaft haben: Der Ruhestand ist großartig. Der Ruhestand ist wahnsinnig Spaßig.

Herrn Vahls bester Freund Lothar Freiwald weiß, wie es wirklich ist. Vor vier Jahren hat er aufgehört zu arbeiten. Auch er hat sein Leben bei der Bahn verbracht. Vahl und Freiwald sind Kumpel seit ihrer gemeinsamen Lehrzeit, sie haben gemeinsam die Abendschule besucht, Urlaube gemacht, einen Schrebergarten gekauft. Zwei Freunde fürs Leben.

Lothar hat seinem Freund Manfred kein Witzebuch geschenkt, keinen Reisepass ins Glück, keine Illusion. Von ihm hat Herr Vahl das Buch In Rente von Wolfgang Prosinger bekommen. Ein Roman über einen Zeitungsredakteur, der in den Ruhestand geht, den Job und die Kollegen vermisst. Der nicht weiß, wie er die freie Zeit nutzen soll. Die Rente empfindet er als das, was sie ist: einer der größten Umbrüche im Leben. Auf dem Buchcover der Autor: ein unglücklich dreinschauender Mann auf einer Parkbank.

Lothar hat ein Foto von Manfred auf das Gesicht des Mannes geklebt. Ein ehrliches Geschenk. Ein Geschenk von einem Freund.

Herr Vahl wird dieses Buch in den nächsten Monaten oft zur Hand nehmen. Häufig wird er denken: Das kenne ich. Er wird über die Schilderung eines vormittäglichen Einkaufs lachen und bei der Feststellung "Der Supermarkt ist ein Rentnerparadies" nicken. Er wird über Sätze wie "Die Mühle Arbeit, sie hatte dafür gesorgt, dass sich die Räder seines Lebens drehten" nachdenken.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er betrachtet das Buch. Denkt zurück an seine Abschiedsfeier. Wie er mit Lothar, als alle anderen schon gegangen waren, noch an der Bar stand. "Nun ist es vorbei", sagte Vahl damals und nahm einen Schluck Rotwein. "Es ist noch nicht vorbei", widersprach Freiwald. "Du wirst nicht so schnell abschalten können. Glaub mir."

Kurzes Schweigen. Ein Schluck Wein.

"Doch", sagte Herr Vahl. Dann drehte er sich zum Tresen: "Zahlen, bitte."

Jetzt, hier unterm Dach, in seinem Reich, fragt er sich, ob an Lothars Worten vielleicht doch etwas dran war. Er hat nicht damit gerechnet, so melancholisch zu sein. So, ja, traurig. Während er die Abschiedskarten noch einmal liest, die Widmung von Herrn Grube, werden seine Augen feucht.

Als seine Chefin für ihn sang, hat er kaum eine Träne vergossen, da hatte Herr Vahl sich im Griff. Aber jetzt weint er. Später wird Herr Vahl erzählen, wie er sich angefühlt hat, dieser Nachmittag, an dem er ganz mit sich allein war.

Herr Vahl weint vor Rührung, er weint um die Menschen, die ihm fehlen werden. Er weint um das, was war und nicht mehr sein wird. Den ganzen Nachmittag hockt er da. Mal lacht er, mal weint er, immer ist er gerührt. Herr Vahl nimmt Abschied. Von einem Beruf, der nicht von Anfang an sein Traumberuf war.

Als er am 1. April 1965 mit 15 Jahren bei der Bahn anfang, gehörte er nicht zu den Jungs, die schon immer zur Bahn wollten, weil sie Züge so toll finden. Genau genommen war es noch nicht einmal seine Entscheidung, diese Lehre anzufangen. Es war sein Vater, der sagte: Geh doch zur Bahn, als Manfred Vahl nach der Volksschule nicht wusste, was er nun anfangen sollte. Und da Manfred meist auf das hörte, was sein Vater sagte, und er sich für Technik interessierte, bewarb er sich für eine Lehre als Maschinenschlosser.

Manchmal hat Herr Vahl in seinem Berufsleben den Urlaub herbeigesehnt. Nicht immer mochte er seine Chefs, es gab auch Unstimmigkeiten mit den Kollegen. Aber er sagt, er könne sich an keinen Tag erinnern, an dem er keine Lust auf seine Arbeit hatte. Herr Vahl lebte seinen Beruf. Rein materiell gesehen, hat er der Deutschen Bahn 49 Jahre lang seine Arbeitskraft verkauft. Er gab ihr Zeit, sie gab ihm Geld, aber das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

war nicht alles. Sein Beruf sorgte dafür, dass Manfred Vahl zu Herrn Vahl von der Bahn wurde. Das war vielleicht noch mehr wert als das Geld.

Und nun? Nun ist er nicht mehr Herr Vahl von der Bahn, sondern nur noch Manfred Vahl. Was bleibt da noch?

Als er genug geweint hat und die Treppe hinunterkommt, steht seine Frau im Flur. "Alle anderen gehen so gerne in den Ruhestand", sagt sie. "Nur du nicht." Und nach einer Weile fügt sie hinzu: "Oder liegt es an mir?" Da hätte Herr Vahl fast noch einmal geweint.

25 Tage in Rente. Die ersten Wochen sind vergangen, die erste Reise ist vorbei, sechs Tage Wellness in Garmisch-Partenkirchen. Das Gefühl von Urlaub ist verschwunden.

Am 22. Dezember schreibt Herr Vahl in sein Tagebuch: "Scheißwetter. Man hockt nur drinnen. Nix zu tun. Gewöhnungsbedürftig."

Am 3. Januar notiert er: "Langweilig. Kurz spazieren gegangen."

Langsam merkt Herr Vahl: Es ist schwer, das Vakuum zu füllen. 40 Stunden mehr, jede Woche. 40 Stunden für ... ja, wofür eigentlich? Außer dem Sport im Studio hat Herr Vahl nur das Hobby Fahrradfahren, und dafür ist es noch zu kalt. Er geht jetzt immer morgens statt abends ins Fitnessstudio, dann ist der Vormittag schon mal rum. Aber dann?

Seine Frau hat ihren Rhythmus. Montags geht sie zum Yoga, donnerstags auf den Markt. Sie hat ihre Freundinnen, den Haushalt. Solange Herr Vahl gearbeitet hat, war die Aufgabenverteilung klar geregelt: "Monika hat gemacht, und ich bin nach Hause gekommen." Jetzt ist Herr Vahl immer zu Hause. Alles muss sich neu finden, Aufgaben müssen neu verteilt werden. Herr Vahl räumt jetzt die Spülmaschine aus, macht die Spinnweben weg, wischt das Bad. Frau Vahl ist davon mäßig begeistert. "Er meint es gut", sagt sie. Dann erzählt sie, wie er neulich die Fenster geputzt hat und sie, Monika, alle noch einmal putzen musste. Überall Streifen! Auch bei den Erledigungen, die sie gemeinsam machen, ist nicht alles so einfach.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Herr Vahl notiert sich: "Essen auf dem Markt für Spieleabend mit Freunden gekauft. Zum Markt, zum Bäcker, zum Schlachter: Monika hat ihr Ritual und kann nur schwer davon abweichen. Rollenverteilung muss noch geübt werden."

Frau Vahl guckt nachmittags gerne ihre Fernsehserien. Ruht sich aus. Hat Muße. "Mein Mann sitzt dann immer schon da und trommelt mit den Fingern auf der Couch." Das mache sie wahnsinnig, sagt sie. Manchmal lässt sie sich zu spontanen Unternehmungen überreden, aber dann bleibt der Haushalt liegen. Manchmal geht Herr Vahl hinunter in den Keller und spielt Darts. Wenn es ganz schlimm wird, (er)findet Frau Vahl Aufgaben für ihn. Neulich hat sie ihn gefragt, ob er nicht den verrosteten Metallstuhl streichen könne. "Da waren wieder zwei Tage gerettet – er war beschäftigt."

Herr Vahl hat nie gelernt, nichts zu tun, sein ganzes Leben war von Zeitabschnitten bestimmt. Eine Schulstunde dauert 45 Minuten, ein Arbeitstag hat acht Stunden und ein Wochenende zwei Tage. Herr Vahl hat Konzepte erarbeitet, um die Pünktlichkeit im Personenverkehr zu verbessern. Stets ging es darum, knappe Zeit bestmöglich zu nutzen. Jetzt hat Herr Vahl auf einmal Zeit im Übermaß. Aber er kann sich nicht einfach in Muße üben, weil Muße nur dann Muße ist, wenn man ansonsten etwas zu tun hat.

Tagebuchnotiz vom 3. Februar: "Ob mittags im Fitnessstudio oder an der Elbe: man stellt fest, man ist nur unter alten Leuten ... Gehöre ich dazu?"

Herr Vahl fühlt sich nicht alt. Er ist viel fitter, als es sein Vater war, der mit Mitte 50 in Frührente ging. Und mit 65 starb. Da war er so alt, wie sein Sohn es jetzt ist.

Wenn alles gut geht, wird Herr Vahl noch 20, vielleicht 30 Jahre leben. Er gehört zu einer Generation, die auf dem Papier alt ist, sich aber nicht so sieht. Nur, was dann? Wie füllt man 20 oder sogar 30 Jahre?

Notiz vom 19. Februar: "Habe mir vorgenommen, von nun an Tipps für Unternehmungen aufzuschreiben. Rathausbesichtigung zum Beispiel."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Notiz vom 23. Februar: "Durch die Stadt gebummelt. Werde ich häufiger machen."

Notiz vom 24. Februar: "Aufgerafft, endlich die Lamellen-Türen zu streichen. War 'ne Scheißarbeit. Und doch stelle ich fest: Es hat mir Spaß gemacht."

Vielleicht, denkt Herr Vahl, braucht es doch mehr als spontane Ausflüge, um glücklich zu sein.

110 Tage in Rente. Ein Sportverein in Hamburg-Eidelstedt. Herr Vahl stößt die Tür zum Vorraum der Kegelbahn auf. Alle drei Wochen kommt er hierher, zum Kegelclub 21. Vor über 40 Jahren haben ihn ein paar Bahner gegründet, seit 1991 ist Herr Vahl mit dabei. Sieben Männer und eine Frau, alle zwischen 65 und 85. Herr Vahl, der Jüngste, ist der Letzte von ihnen, der in Rente ging.

"Moin."

"Moin."

Das erste Bier wird bestellt. Der erste Wurf.

"Herr Vahl, Sie sind ja jetzt Rentner. Wie ist es denn?"

"Gut."

"Es soll ja Leute geben, die können mit ihrer Freizeit nichts anfangen."

"Dazu gehöre ich nicht."

"Ja, man hat als Rentner nie Zeit, glauben Sie mir."

Es gibt Dinge, über die man als Rentner nicht spricht. Herr Vahl sagt seinen Kegelfreunden nicht, dass er sich manchmal langweilt. Ein Rentner langweilt sich nicht. Noch so eine Lüge, die man sich im Ruhestand erzählt. Weil man sonst zugeben würde, dass man nicht zurechtkommt. Dass man als Rentner versagt hat.

So wie ein Angestellter nicht sagen darf, dass er während der Arbeit nur an die Freizeit denkt, darf ein Ruheständler nicht aussprechen, dass er lieber arbeiten würde.

Der zweite Wurf.

"Und, Herr Vahl, gehen Sie schon Ihrer Frau auf die Nerven?"

"Ach, ich hab ja mein Reich unterm Dach, da geh ich hin, wenn sie von mir genervt ist."

"Und umgekehrt?"

Lautes Gelächter. Herr Vahl lacht mit. Es liegt viel Wahrheit in diesem Lachen. Manchmal ist auch Herr Vahl genervt von seiner Liebsten. Er findet, sie mache sich zu viele Sorgen. Er fragt sich: War das früher schon so? Er denkt sich: Früher konnte ich flüchten. Jetzt nicht mehr.

Der dritte Wurf.

"In zwei Wochen feiere ich meinen 80. Geburtstag. Herr Vahl, Sie kommen doch?"

"Ja, natürlich."

"80. Die Jahre gehen immer schneller. Dass man älter wird, sieht man an den Kindern."

Dann reden sie über ihre Kinder, über ihre Enkel, auf die sie hin und wieder aufpassen. Von denen sie gebraucht werden und die ihnen Sinn geben. Herr Vahl hat keine Kinder. Es sollte nicht sein. Würde der Ruhestand sich anders anfühlen, wenn er Enkelkinder hätte? "Ich weiß es nicht. Vielleicht."

Nach drei Stunden und drei Bier gehen sie alle nach Hause. Zwei Neuner hat Herr Vahl geworfen, zwei Schnapsfläschchen gewonnen. Zu Hause wird er sie in das Regal in seinem Dachzimmer stellen, zu den anderen Fläschchen aus den vergangenen Jahren. In das Regal, an dem auch seine Medaille hängt, golden mit rot-weißem Band und der 49 darauf.

Herr Vahl ist stolz auf diese Medaille. Eigentlich werden nur Männer und Frauen ausgezeichnet, die seit 50 Jahren bei der Bahn arbeiten, für Herrn Vahl machte man eine Ausnahme. Es gab eine Festveranstaltung für die Jubilare aus ganz Deutschland, in Hannover, in einem Saal mit langen Tischreihen. Als Herr Vahl im dunklen Anzug zur Bühne schritt, standen alle 200 Anwesenden für ihn auf und

klatschten Beifall. "Es war sehr bewegend", sagt Herr Vahl. Noch heute bekommt er feuchte Augen, wenn er das erzählt.

Die Medaille ist mehr als ein Stück Metall. Sie ist ein Zeichen dafür, dass Herr Vahl sein Leben lang gearbeitet hat. Das Auto, die Doppelhaushälfte, die Urlaube: Die Statussymbole waren der Beweis dafür, dass Herr Vahl es geschafft hatte. Jetzt muss er nichts mehr schaffen. Herr Vahl wird keine Orden mehr bekommen. Wird es noch einmal etwas geben, worauf er so stolz sein kann wie auf die Medaille?

121 Tage in Rente. Jetzt ist Herr Vahl doch wieder da. Winterstraße 2, Hamburg-Altona, seine alte Arbeitsstelle. Eigentlich wollte er nie hierher zurückkehren, weil es dann so aussähe, als könne er sich nicht trennen, aber die Damen aus der Disponentenstelle haben ihm zum Abschied einen Gutschein fürs Kuchenessen geschenkt. "Damit du mal wieder vorbeikommst."

Jetzt löst Herr Vahl ihn ein. Vor dem Haupteingang greift er in seine Hosentasche. Dann fällt es ihm ein: "Ich komm nicht mehr rein." Seine Schlüsselkarte hat er abgegeben, die Tür ist zu. "So ist das."

Beim Kuchenessen sitzt Herr Vahl in seinem alten Büro, auf dem Stuhl, der nicht mehr der seine ist. Unruhig rutscht er hin und her. Später wird er sagen, er habe sich sehr unwohl gefühlt.

Nach dem ersten Bissen Mohnkuchen kommen sie ins Plaudern. Was macht der Garten? Wie war der Urlaub? "Und", fragt eine Kollegin, "kommste mit deinem Ruhestand zurecht?"

"Joaa, es geht."

Dann sagt er: "Ich schlafe schlechter ein, meist erst nach zwölf, das ist mir früher nie passiert." Und nach einer Gabel Mohnkuchen fügt er hinzu: "Aber wovon soll ich auch kaputt sein?"

Am Tag nach seinem Besuch bei den alten Kolleginnen notiert er: "Heute bin ich etwas nörglerisch. Ich weiß nicht, warum." Am Tag darauf ist ihm langweilig, am übernächsten auch. Ich brauche eine Aufgabe, denkt er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am 5. April macht Herr Vahl mit seiner Frau einen Ausflug nach Glückstadt. Tags darauf spazieren sie stundenlang an der Elbe entlang. Er macht seine erste Tagestour mit dem neuen Fahrrad. In solchen Momenten genießt es Herr Vahl, ein Rentner zu sein. "Ich bin ein Sonntagskind", sagt er, "ich habe alles bekommen, was ich mir vom Leben gewünscht habe. Den guten Job, die Frau, die ich liebe, das Haus." Dann folgen wieder die anderen Tage. Jene, an denen das Wetter schlecht ist und er nichts zu tun hat.

Am Wochenende fährt er mit seiner Frau zur Schwiegermutter. Seit Kurzem lebt die alte Dame in einem Pflegeheim, es ist sein erster Besuch dort. Herr Vahl sieht Menschen, die den ganzen Tag vor sich hin starren. Manche sind nur zehn Jahre älter als er. Am Abend schreibt er auf: "Die Aussicht, so einmal leben zu müssen, macht Angst."

Das Loch, vor dem ihn Bekannte warnten, hat sich langsam genähert. Doch dann, auf einmal, ist er da: der Tiefpunkt. Vielleicht war es die Langeweile, vielleicht die Rückkehr an seinen Arbeitsplatz, vielleicht der Besuch im Altenheim. Herr Vahl kann es nicht begründen, es ist einfach da, das Gefühl. Am 14. April notiert er: "So habe ich mir meinen Ruhestand nicht vorgestellt!"

Wochen später. Es ist ein Sonntag um genau 7.08 Uhr, als Herr Vahl seine Frau zum Abschied küsst und auf sein Fahrrad steigt. Neun Grad, Sonnenschein, der 172. Tag seines Ruhestandes. Der Tag, an dem beginnt, worauf er sich seit Langem freut: eine Fahrradtour mit seinem Freund Lothar.

Von Hamburg bis Tschechien, den Elberadweg entlang. "Wenn wir beide in Rente sind, machen wir das", haben sie sich vor Jahren versprochen, jetzt ist es so weit.

Herr Vahl ist sieben Minuten vor der Zeit. Aber er will jetzt los. Weil ihm sonst, wie er sagt, die Decke auf den Kopf fällt. Weil er mal rausmuss. Weg von diesen Tagen, an denen er schon mal das Vogelhäuschen für den Winter fertig macht. Den Tagen, an denen er das Gefühl hat, nur unter alten Menschen zu sein. Weg vom Ruhestandsleben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zehn Tage werden sie auf Tour sein. Wochenlang haben Herr Vahl und sein Freund Landkarten studiert, die Route ausgearbeitet, haben Hotels gebucht. Herr Vahl hatte seine Freude daran. Planen, das ist sein Ding. War es immer.

Noch einmal winkt er seiner Frau zum Abschied, dann biegt er ab.

Zehn Tage und rund 600 Kilometer später radeln Manfred Vahl und Lothar Freiwald von Dresden nach Schmilka. Es ist die letzte Etappe auf ihrer Tour. Der letzte Streckenabschnitt, er ähnelt dem Rentnerleben. Sie sind nicht mehr so frisch wie am Anfang, sie sind müde, Freiwalds Knie macht Probleme. Aber noch sind sie nicht am Ende. Ein Abschnitt kommt noch.

60, manchmal 70 Kilometer sind die beiden Freunde jeden Tag gefahren. Viel Zeit, um zu reden. Manfred hat Lothar gestanden, dass es nicht immer leicht ist, Pensionär zu sein. Dass er sich ab und zu langweilt. Dass es schön wäre, eine Aufgabe zu haben. Lothar hat von seinem Englischkurs erzählt. Manfred hat gesagt, dass er seit einigen Wochen überlegt, ehrenamtlich zu arbeiten.

Es ist kalt an diesem letzten Tag ihrer Tour. Am Morgen lassen sie Dresden hinter sich, am Mittag sehen sie das Elbsandsteingebirge. Die Bahn kreuzt immer wieder ihre Strecke und bestimmt ihre Gespräche. "Da kommen Familiengefühle auf", sagt Herr Vahl, als ein Zug vorbeirattert. "Schau mal, der kommt aus Flensburg!", ruft Herr Freiwald. Oft schweigen die beiden Freunde miteinander, manchmal frotzeln sie: "Wie habe ich es bloß zehn Tage mit dir ausgehalten!"

Am Nachmittag, nur ein paar Kilometer vor dem Ziel, geht es bergauf, die Männer müssen schieben. Herr Freiwald ist grummelig, ihm bleibt die Puste weg, Herr Vahl hält durch. Er ist fitter als sein Freund, der nur wenige Monate älter ist als er selbst. Vahl glaubt, das liege daran, dass er länger gearbeitet hat. Dass er nicht schon, wie Lothar, mit 60 in Altersteilzeit gegangen ist. "Die Arbeit hat mich fit gehalten", sagt er. Geistig und körperlich.

Es ist 17.45 Uhr, als sie durch den kleinen Ort Schmilka fahren, die Grenze zu Tschechien erreichen. Sie jubeln und fallen einander in die Arme.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Elf Tage lang haben sie sich abgestrampelt. 671,61 Kilometer. "Mensch, dass wir das geschafft haben", sagt Herr Vahl. "Ich werde heute richtig glücklich einschlafen", sagt Herr Freiwald.

Am Abend vor der Abreise nach Hamburg lassen die beiden ihre Tour Revue passieren. Sie reden über den Fährmann, der sie noch schnell über die Elbe brachte, obwohl er schon Feierabend hatte. Darüber, wie sie in dem Dorf Kreinitz mit dem Wirt Becherovka tranken. Oder wie sie eine Abkürzung nehmen wollten und kilometerlang auf der Bundesstraße fahren mussten. Und dann der Tag heute, als sie durchgefroren, bei kaltem Wind über die Grenze nach Tschechien fuhren. Das alles war so schön, weil sie es gemeinsam erlebt haben. Zwei beste Freunde.

Am nächsten Morgen ist Herr Vahl früh wach. Er liegt im Bett und denkt an das, was ist, und das, was kommt. Das Essen bei Bekannten nächste Woche, der Urlaub im Juli in der Schweiz. Solange es warm ist, will er viel Fahrrad fahren. Er freut sich darauf. Doch wenn die Tage kürzer werden, muss er sich etwas einfallen lassen. Herr Vahl weiß das jetzt.

Vielleicht wird auch er einen Englischkurs besuchen, so wie sein Freund. Er würde auch gerne bei der Armentafel Essen austeilen. "Weil ich dann wieder mehr mit Menschen unterschiedlichen Alters zu tun hätte", sagt er. Aber auch, weil er wieder eine Aufgabe haben will. Herr Vahl möchte noch etwas schaffen, nicht für Geld, sondern für andere. Und dabei für sich selbst.

"Als wir über die Grenze gefahren sind, habe ich mich gefühlt wie ein Olympiasieger", sagt Herr Vahl beim Frühstück. Er lacht und scherzt viel an diesem Morgen. Er ist so gut gelaunt wie lange nicht mehr. Er fühlt sich fit. Glückliche. Ist stolz auf sich. So wie damals, in Hannover, als sie ihm diese Medaille verliehen. Für 49 Jahre Deutsche Bahn. Für seine Arbeit.

Der Junge, der in den Krieg ging

Samuel, 21, aus Sachsen reiste zum IS nach Syrien. Nach drei Monaten kehrte er zurück. Ist er gefährlich?

Von Jana Simon, ZEITmagazin, 07.05.2015

Dreimal die Woche muss sich Samuel bei der Polizei melden. Es ist ein Donnerstagabend im Frühjahr, er zieht die schwarze Wollmütze über seine rotblonden Haare, die Jeans hängt ein wenig im Schritt, in seinen Ohren stecken Kopfhörer. Der Vater wartet im Auto. Es ist schon dunkel, als Samuel einsteigt. Vor dem Hof der Familie steht ein Polizeiwagen, er steht jetzt öfter dort. Der Vater fährt Samuel zum Polizeirevier von Dippoldiswalde in Sachsen. Es liegt direkt am Markt in einem Haus aus dem Mittelalter. Samuel grüßt den Beamten am Empfang, der bringt ein Formular, notiert die Zeit, Samuel unterschreibt und verlässt die Wache. Er fröstelt, der Wind ist frisch. Später will sich Samuel noch mit Freunden in Dresden treffen.

Wer ihn in diesem Augenblick beobachtet, kommt nicht auf die Idee, dass Samuel drei Monate lang in einem der brutalsten und grausamsten Kriege der Gegenwart war. Samuel ist 21 Jahre alt, ein Sachse, ein Deutscher ohne »Migrationshintergrund«. Er ist nach Syrien gegangen, um im »Islamischen Staat« (IS) zu leben, und ist nun heimgekehrt wie etwa 200 andere Deutsche auch. Samuel ist einer, den die Sicherheitsbehörden dieses Landes einen »Gefährder« nennen. Einer, gegen den ein Verfahren wegen Vorbereitung einer schweren staatsgefährdenden Gewalttat im Ausland läuft. Einer, bei dem ein ganzes Land sich nun fragt: Ist er desillusioniert, traumatisiert, geläutert oder gefährlich?

Wie es nach außen scheint, muss es sich nicht im Inneren anfühlen. Manches, was Samuel erzählen wird, ist nicht nachprüfbar. Was ist sichtbar, und was bleibt verborgen?

Ein Abend im vergangenen November. Ein Besuch bei Samuels Eltern in Dippoldiswalde. Vor drei Tagen hat sich Samuel das erste Mal wieder gemeldet. Aus Syrien. Der Vater sitzt in der Wohnküche des alten Bauernhofes, als die Mail eingeht. Samuel schreibt: Die Eltern sollten sich keine Sorgen machen, es gehe ihm gut, er sei »bei den besten Menschen«. Die Familie hat seit zehn Wochen nichts mehr von Samuel gehört. Es sind Wochen, in denen die Eltern fast verrückt werden, nur noch mit Tabletten ihren Alltag bewältigen können und der Vater sich krankschreiben lassen muss. Es sind Wochen, in denen ihre einzige Hoffnung auf Claudia Dantschke liegt, der Islamismusexpertin und Leiterin der Beratungsstelle Hayat in Berlin, die sich um Eltern kümmert, deren Kinder ausgereist sind, und die immer versichert: »Er wird sich wieder melden. Sie melden sich alle.«

Es sind Wochen, in denen die Eltern versuchen, sich an Vorzeichen für Samuels Weggang zu erinnern, und an alle Freunde schreiben, ob sie wüssten, wie Samuel zur Gewalt stehe. Wochen, in denen sie sich fragen: Ist unser Sohn ein Dschihadist?

Der Gedanke kommt ihnen ungeheuerlich vor. Er stellt auch ihr Leben infrage.

Der Vater ist fünfzig, ein kleiner, athletischer Mann, Verwaltungsleiter einer Schule, die Mutter ist ein Jahr jünger, Angestellte in einer Apotheke, schmal, ihr rotblondes Haar trägt sie kurz. Im Schrank steht das Bürgel-Service aus Thüringen – blau mit weißen Pünktchen, an der Wand kleben Fotos von Berggipfeln, die die Eltern gemeinsam mit ihren vier Kindern erklommen haben. Eine blonde Familie in kurzen Hosen lächelt in die Kamera. An der Wand hängt auch ein Kreuz, Samuels Eltern und Geschwister sind tiefgläubige Christen. Die Eltern blicken sich an. »Wann haben wir mitbekommen, dass Samuel im Koran liest?«, fragt der Vater die Mutter. Sie schweigt, sie erinnert sich nicht mehr genau daran. Es war eine allmähliche Veränderung, eine Entwicklung, die vor etwa zwei Jahren begann.

Da tritt Max in Samuels Leben, zwei Jahre jünger als er, aus dem Nachbarort, groß, gut aussehend, eloquent. Er kann stundenlang reden, so lange, bis der stille

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Samuel nur noch nickt. Kennengelernt haben sich die beiden schon ein paar Jahre zuvor auf einem Stadtfest. Seinen Eltern stellt Samuel Max nie vor. Aber einmal im Sommer 2013 trifft bei Samuel ein Paket für Max ein. Die Eltern öffnen es zufällig, und darin liegt eine Softair-Pistole, eine Druckluftwaffe. Samuel hat sie für Max bestellt, weil Max noch nicht 18 ist. Die Eltern zwingen Samuel, sie zurückzuschicken, und verbieten ihm den Umgang mit Max. »Wir glauben, dass das nicht der richtige Freund für dich ist.« Danach gibt es für sie keinen Max mehr. Stattdessen kommt nun ein Florian öfter zu Besuch, stellt sein Moped vor dem Haus ab, fährt mit Samuel in den Urlaub nach Tunesien, hat den Koran gelesen, will Samuels jüngere Schwester auf dem Sofa zum Islam bekehren, isst mit der Familie Abendbrot und diskutiert mit dem Vater über Religion. Florian ist stets sehr freundlich. Die Eltern schöpfen keinen Verdacht. Dass Florian Max ist, erfahren die Eltern erst nach der Ausreise der beiden nach Syrien. Samuel lässt seine Eltern im Ungewissen. Absichtlich.

Im Oktober 2013 zieht Samuel nach Jena, um Sportwissenschaften zu studieren, er will Lehrer werden. Die Eltern sehen ihn alle drei bis vier Wochen, vieles beobachten sie nun aus der Ferne. Die Frage ist: Wie viel können Eltern noch von ihren erwachsenen Kindern wissen?

Was die Eltern wissen, ist, dass Samuel den Koran liest, dass er sein Titelbild auf Facebook ändert: Früher war es der Elektro-Musiker Paul Kalkbrenner, jetzt ist es ein reich verzierter Einband des Korans. Sie wissen auch, dass er im Frühjahr 2014 zum Islam konvertiert, dass er auf der Suche ist, viele Fragen hat. Wenn er sie am Wochenende und in den Ferien besucht, will er mit ihnen diskutieren, sie von seinem Glauben überzeugen. Die Eltern waren in der DDR in der kirchlichen Opposition aktiv, haben sich für freie Wahlen eingesetzt. Nun versucht ihr Sohn sie vom Wählen abzuhalten. Demokratie, ein System für Ungläubige. Manchmal kommt die Mutter von der Arbeit nach Hause, und Samuel wartet schon in der Küche, fordert sie auf, ihm zuzuhören, mit ihm Videos anzusehen von Islamwissenschaftlern, aber auch von Pierre Vogel, einem der einflussreichsten islamistischen Prediger Deutschlands. Die Mutter will guten Willen zeigen, ihren Sohn nicht zurückstoßen. »Ihm zuliebe habe ich das angeschaut.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als die große Schwester Samuel zum Studienanfang 2013 ein Paket mit Lebensmitteln schenkt, lehnt er ab, das meiste davon darf er nicht mehr essen: Currywurst, Gummibärchen, Salami. Als der zwei Jahre ältere Bruder Jakob mit Freunden im Garten grillt, setzt sich Samuel an einen eigenen Tisch, auf dem kein Alkohol steht. Er betet nun fünfmal am Tag, seine Hosen krempelt er hoch bis über die Knöchel. Als die Mutter ihn darauf anspricht, antwortet er, die Knöchel zu bedecken sei haram, verboten. Wenn die Familie am Tisch sitzt und betet: »Komm, Herr Jesus, sei unser Gast«, findet Samuel das lächerlich. Also wählt der Vater, wenn Samuel dabei ist, ein anderes Tischgebet. Je toleranter die Familie reagiert, desto weiter scheint Samuel zu gehen, desto mehr scheint er den Respekt zu verlieren.

Der Höhepunkt ist erreicht, als Samuel ein paar Wochen vor seiner Abreise nach Syrien im vergangenen Sommer beim Abendessen nicht nur seinen Teller ableckt, sondern auch seinen Vater dazu auffordert. Es darf kein Krümel übrig bleiben. Die Eltern sind zum ersten Mal sprachlos. Mohammed, der Prophet, habe auch den Teller abgeleckt, sagt Samuel. »Aus heutiger Sicht hat er sich im Vergleich zu seinem bisherigen Leben radikal verändert, aber wir haben das als strenggläubig eingestuft«, sagt der Vater. Die Eltern denken, das seien die religiösen Regeln, an die sich Samuel halten müsse. Sie werden nicht laut, sie streiten nicht, sie akzeptieren es. Religiosität ist in der Familie tief verankert, vielleicht fällt es ihr deshalb so schwer, Samuels Irrweg zu erkennen und ihn zu kritisieren. Sie sehen die Zeichen einer Radikalisierung, aber können sie nicht richtig deuten.

Nur einmal hat der Vater so etwas wie eine Vorahnung. Im Fernsehen schaut er eine Sendung, in der ein Mann von seinem Sohn erzählt, der viel Geld vom Konto abgehoben habe und dann mithilfe von Schleusern nach Syrien gereist sei. Kurz darauf fehlt auch auf Samuels Konto Geld. »Da hatte ich das erste Mal Angst«, sagt der Vater. Aber Samuel hat eine Erklärung dafür, und seine Mutter beruhigt ihren Mann: »Sammy fährt doch nicht in den Krieg!«

An einem Sonnabend im März 2015 sitzt Samuel auf dem Bett und schreibt sich auf Facebook mit einer Freundin. Seit er wieder zu Hause ist, wohnt er in seinem alten Zimmer bei den Eltern. Durchs Fenster blickt er in den Garten, dahinter beginnen die Felder. Von der Disney-Bettwäsche grinst das Schwein Pumba aus dem Film König

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der Löwen. An der Wand hängen Medaillen vom Tischtennis, im Regal stehen die Bücher vom Deutsch-Abitur: Dürrenmatt, Grass und Hesse. Die Schrankwand, die Steinsammlung, die Auslegware – wenn es einen Superlativ von normal gäbe, träfe er auf dieses Zimmer zu.

Kaum etwas deutet darauf hin, dass ein Riss durch Samuels Wirklichkeit geht: der Koran, in Leder gebunden, im Schulterbeutel, der blauschwarze Rucksack, bedeckt mit rotbräunlichem Staub der syrischen Wüste, und der Zettel an der Tür auf Arabisch. Samuels jüngere Schwester hat ihn geschrieben. »Schön, dass Du wieder da bist«, steht darauf.

Zum Gespräch setzt Samuel sich in die Wohnküche, seine Eltern bleiben dicht neben ihm. Er trägt einen kurzen Bart, sein Haar hat er wie Justin Bieber seitlich über die Stirn frisiert, immer wieder streicht er es mit den Händen glatt. Sein Äußeres ist ihm wichtig. Samuel ist klein, schmal und redet so leise, dass man ihn kaum versteht. Das Klischee von einem Dschihadisten sieht anders aus. Samuel will erzählen, seine Sicht, seine Version. Aber seinen Nachnamen oder sein Bild mag er nicht in der Zeitung sehen. Er fürchtet die Reaktionen der Öffentlichkeit und die der Islamisten.

Einen Tag bevor er fortgeht, am Donnerstag, dem 4. September 2014, übt Samuel mit seinem Freund Max in einem Schießstand im Nachbarort Paulsdorf zielen. Eine Tatsache, die nun schwierig zu erklären ist. Es sieht aus, als hätten sie für den Krieg trainieren wollen. Samuel streitet das ab. Für die Sicherheitsbehörden entspricht es dem gängigen Muster von Salafisten, die nach Syrien ausreisen. Samuel sagt heute, das Schießen sei schon lange zuvor geplant gewesen und habe nichts mit Syrien zu tun. Samuel schießt zum ersten Mal. Max trifft gut, er besitzt bereits einen Jagdschein und hat sich privat Waffen besorgt. Als die beiden sich später verabschieden, liegt Max' Seesack mit den Waffen auf dem Moped. Dort will Samuel sie zum letzten Mal gesehen haben. Die beiden verabreden sich für den nächsten Tag in Dresden. Dann soll es losgehen.

Max' Waffen sind verschwunden. Bis heute. Zwei Pistolen und vier Maschinenpistolen. Die Polizei sucht nun nach ihnen. Samuel sagt, er habe keine Ahnung, wo sie sein könnten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

An jenem Abend im September betrachtet Samuel seinen Vater, der auf der Couch schläft. Er prägt sich sein Gesicht ein. Er denkt, er sieht ihn zum letzten Mal. Am nächsten Morgen, Freitag, den 5. September 2014, hilft er seiner Mutter, den Stall des Hofes zu streichen. Es ist eine Geste. Dann packt er seinen Rucksack: Pullover, dicke Jacke, zwei Paar Schuhe, eins nimmt er wieder heraus, zu schwer. Eine weitere Tasche füllt er mit Schokolade, Bonbons, Chips. Er will sie spenden. Mit Süßigkeiten zieht Samuel in den Krieg.

Er verabschiedet sich nicht von seinen Eltern oder Freunden, das wäre zu auffällig. Er sagt, er gehe für zehn Tage zur Koranschule nach Dresden. Am Freitagnachmittag fährt er dann tatsächlich nach Dresden zu einem Freund aus dem Islamischen Zentrum. Sie kochen gemeinsam, später stößt Max dazu. Samuel sagt, der Freund habe nichts von ihren Plänen gewusst. Der Freund bestätigt das gegenüber dem ZEITmagazin, er denkt, die beiden wollen in München Freunde besuchen und vielleicht später nach Mekka pilgern.

Samuel und Max schlafen wenig in jener Nacht, sie sind aufgeregt, und sie überlegen sogar, wen sie noch von einer Ausreise überzeugen könnten. Die Belohnung im Paradies erhöhe sich, je mehr Menschen man mitbringe, haben sie gehört. Samuel sagt: »Ich wollte mich nicht dem Islamischen Staat anschließen. Ich wollte Familien helfen. Aber der schnellste Weg nach Syrien geht über das Gebiet des IS.« Und er fühlt sich auserwählt. »Mohammed hat irgendwie mal gesagt, in der Endzeit werden sich in diesem Gebiet die besten Muslime versammeln. Zu denen wollte ich gehören.«

Am Samstag steigen die beiden in den Zug Richtung München. Samuel sagt, Max habe die Nummer des Kontaktmannes in der Türkei im Handy gespeichert. Diesen Kontakt habe Max von einem Asylbewerber aus der Nähe von Dresden, den er zuvor in einem Bus kennengelernt habe. Die Geschichte klingt abenteuerlich. Den Asylbewerber gibt es tatsächlich, er kennt Max und Samuel. Den Behörden gegenüber streitet er ab, Verbindung zum IS zu haben.

Beim Umsteigen in Nürnberg dreht Max auf dem Bahnsteig ein Video, in dem er sich von seiner Mutter verabschiedet, er sei für längere Zeit im Urlaub.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am Abend nehmen Samuel und Max den Bus um 22.30 Uhr von München nach Istanbul, 32 Stunden durch Österreich, Italien, Bulgarien. Aufgehalten werden sie nirgendwo. Samuel erzählt, in Istanbul habe Max die Kontaktnummer gewählt. Der Mann am anderen Ende kann nur Türkisch, sie reichen den Hörer dem Taxifahrer weiter. Sie sollen den Bus nach Gaziantep nahe der syrischen Grenze nehmen. Sie fahren 15 Stunden durch die Türkei, wieder telefoniert Max am Busbahnhof, ein weiterer Taxifahrer übersetzt. Sie bekommen den Namen einer Einkaufsstraße. Dort sollen sie auf einen silberfarbenen Wagen warten. Nach wenigen Minuten hält ein silberner Mercedes. Samuel und Max steigen ein. Sie fahren an den Rand der Stadt zu einem zweistöckigen Haus. In der Garage steht sehr viel Gepäck. In Samuels Erinnerung sitzen und liegen in der zweiten Etage des Hauses etwa 40 Männer aus der ganzen Welt auf Matratzen: Ägypter, Tunesier, Indonesier. Ein Wartezimmer des globalen Dschihad.

Gegen Mittag werden Samuel und die anderen von einem Kleinbus abgeholt. Samuel und Max sind die einzigen Konvertiten, sie fallen auf. Später wechseln alle noch einmal den Bus. Vor der syrischen Grenze werden sie hinausgelassen. Ihre Fahrer kontrollieren, ob türkische Grenzer in der Nähe sind. Dann rennen Samuel und die anderen die 50 Meter nach Syrien. Dort warten sie. Nach 30 Minuten treffen zwei Pick-ups mit bärtigen Männern ein. Es ist Montag, der 8. September. Samuel ist am Ziel.

Wenn man Samuel heute fragt, was in ihm vorgegangen ist, als er Familie und Heimat verlässt und in ein Kriegsgebiet zieht, hat er keine Worte. Er schweigt, ringt um Sätze. »Man ist schon aufgeregt. Man weiß ja nicht, wohin es geht«, sagt er schließlich. Es klingt unbeholfen. Oft lächelt er auch an Stellen, die nicht lustig sind. Was er erzählt und wie er es tut, steht häufig in keinem Verhältnis zueinander. Es kann Unsicherheit sein oder der Versuch, das Erlebte absichtlich von sich fernzuhalten. Es bleibt der Eindruck eines jungen Mannes im Zwiespalt, der für seine Gefühle und das Erlebte keine Ausdrucksmittel hat.

Dass etwas nicht stimmt, bemerken Samuels Eltern bereits am Samstagabend, noch bevor Samuel in Syrien ankommt. Die Eltern von Max rufen sie an und fragen, ob sie wüssten, wo Samuel sei. Max' Mutter erzählt von dem Abschiedsvideo, und sie

macht sich Sorgen, weil Max' Waffen verschwunden sind. Sie will zur Polizei gehen und eine Vermisstenanzeige aufgeben. Nebenbei erfahren Samuels Eltern, dass Florian Max ist.

Der Vater versucht vergeblich, Samuel auf dem Handy zu erreichen. Am Mittwoch, dem 10. September, klingelt die Polizei bei den Eltern in Dippoldiswalde. Am selben Abend kommt eine kurze Nachricht von Samuel. Er schreibt, es gehe ihm gut, die Familie solle sich keine Sorgen machen. Er habe seinen Pass abgegeben und werde nicht mehr heimkehren. »Das war ein Stich ins Herz«, sagt der Vater heute in der Wohnküche. Samuel blickt auf die Tischdecke. Er sagt, er sei sich damals schon nicht ganz sicher gewesen. Sein Vater sieht ihn von der Seite an: »Das hättest du ruhig schreiben können. Das wäre eine ganz andere Situation gewesen.« Es ist das einzige Mal, dass der Vater so etwas wie Kritik an seinem Sohn äußert.

An jenem Mittwochabend im September unternimmt die Familie etwas sehr Kluges. Über Facebook postet der Vater einen Aufruf an Samuels Freunde: »Wer Samuel überzeugen will, wieder zurück nach Hause zu Familie und Freunden zu kommen, der versuche bitte per Mail mit ihm in Kontakt zu treten, denn sein Weg kann nur in den Tod führen. (...) Nur so haben wir eine kleine Chance, ihn jemals lebend wiederzusehen.« Und die Freunde schreiben, sie unterstützen die Eltern. Nur ganz wenige von ihnen wollen heute über Samuel und ihr Engagement für ihn reden – zu heikel. Dieser Aufruf ist der erste Schritt in Richtung Samuels Rückkehr.

Während die Eltern zu Hause in Verzweiflung versinken, wird Samuel nach Dscharabulus gebracht. Eine Stadt an der Grenze zur Türkei, die seit dem Sommer 2013 vom IS kontrolliert wird. Die erste Woche verbringt Samuel dort in einem Haus im Zentrum. Auf Google Earth kann er das Gebäude zeigen. Samuel erzählt, dass darin so viele Freiwillige wohnen, dass sie auf dem Dach schlafen müssen. Die Männer kommen von überallher: aus Kanada, den Niederlanden, Frankreich, Russland, Saudi-Arabien. Samuel muss seinen Pass und sein Handy abgeben. Er empfindet das als normale Vorsichtsmaßnahme. Er schreibt schnell noch die Nachricht an seine Eltern. Damit endet sein Kontakt zur Außenwelt für fast drei Monate. Ob er da noch glaubt, dass er Not leidenden syrischen Familien helfen wird, oder ob er das überhaupt jemals geglaubt hat, ist schwer einzuschätzen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach einer Woche ziehen Samuel, Max und die anderen in eine ehemalige Schule außerhalb von Dscharabulus um. Dort leben 600 bis 700 Männer, alle Freiwillige aus dem Ausland. Samuel wohnt in einem Zimmer mit 15 anderen, acht stammen aus Deutschland. Es ist ein Auffanglager des IS, wo entschieden wird, was mit den Männern in Zukunft geschehen soll.

Das Gelände ist umzäunt, auch das kann Samuel auf Google Earth zeigen. Vor dem Tor stehen Wachen mit Maschinengewehren. Samuel und die anderen dürfen nicht mehr hinaus, im Prinzip sind sie freiwillige Gefangene. Der »Emir«, der Leiter des Aufnahmelagers, macht eindeutig klar, wer das Gelände verlasse, werde wie ein Spion behandelt.

Gebet wird im langen Flur der Schule, die Männer haben nicht viel zu tun. Sie lernen Arabisch. Die mitgebrachten Süßigkeiten essen Samuel und Max selbst. Sie werden bekocht, und manchmal hält ein Auto vor der Schule, der Fahrer verkauft Snacks, Red Bull und Pepsi-Cola. Der IS, der größte Feind der Vereinigten Staaten, trinkt Pepsi-Cola.

Samuel wird zweimal befragt. Im ersten Gespräch geht es nur um seinen Namen, die Herkunft, das Alter und die Qualifikation. Das zweite Gespräch dauert länger. Der IS-Mann fragt Samuel auf Englisch, was er in Syrien vorhat. Er stellt ihn vor die Wahl: Möchte er sofort an die Front und in der ersten Reihe kämpfen mit einem Sprengstoffgürtel um den Bauch? Oder möchte er lieber mit einem Auto in eine Menge fahren und sich dann in die Luft sprengen oder Sonstiges – wie als Arzt oder Koch arbeiten? Er könne auch eine Spezialausbildung machen und lernen, wie man Bomben baue. Es klingt wie ein Multiple-Choice-Test des Grauens. Samuel antwortet nicht. Wenn diese Reise je ein Abenteuer war, dann ist es in diesem Augenblick zu Ende.

Samuel erscheint das erste Mal erschüttert. »Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich war baff«, sagt er heute. So habe er sich das nicht vorgestellt. Es klingt ein wenig zu naiv. Von Familienhilfe für Bürgerkriegsgeschädigte oder Wiederaufbau von Häusern ist keine Rede. Während Samuel dies erzählt, serviert seine Mutter in Dippoldiswalde selbst gebackenen Apfelkuchen. Sie kann nichts dafür, aber es wirkt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

bizar, wie die Szene einer Theateraufführung über das friedliche, bürgerliche Deutschland. Und der Sohn spielt darin die Tretmine.

Samuel sagt, dass viele sich für den Kampf entschieden hätten. Auch sein Freund Max. Da muss es passiert sein, dass Samuel und Max den Kontakt verlieren. Der Freund redet kaum noch mit ihm, weicht ihm nicht in seine Pläne ein. Eines Tages betritt Samuel das Zimmer, als Max gerade dabei ist, seine Sachen zu packen. Er sagt, er gehe kämpfen. Samuel fragt ihn, ob das der richtige Weg sei, warum sie nicht eher darüber gesprochen hätten. Sein Freund schneidet ihm das Wort ab. Samuel sieht dabei zu, wie Max mit 15 anderen in einen Bus klettert und fröhlich abfährt, seinem vermutlichen Tod entgegen. Nun ist Samuel allein. Gern würde man Max' Version hören. Es geht nicht. Er ist noch immer dort. Und seine Eltern mögen nicht reden.

Samuel schildert die Stimmung in der Schule wie die in einer Sekte. Seinen Namen hat er abgelegt, er heißt jetzt Abu Salah. Eine Zeit lang denkt auch er nicht mehr an zu Hause, nachts unterhält er sich mit einem anderen Deutschen über das Paradies. Sie malen es sich aus: luxuriöse Ruhebetten, butterweiche Früchte, schöne Frauen. Die völlige Glückseligkeit. »Das bestärkt einen so, dass man sich fast wünscht zu sterben«, sagt Samuel. Der Märtyrertod bedeutet in ihrer Welt die höchste Stufe im Paradies. Daran glaubt Samuel: »Als Märtyrer zu sterben ist mir aber gar nicht in den Sinn gekommen.«

Derweil ist die Wirklichkeit in der alten Schule weit vom Paradies entfernt. Einmal schießt der Emir mit ein paar Männern in die Luft, alle sollen aus ihren Zimmern kommen. In der Tasche eines jungen Mannes wurde ein Handy gefunden. Samuel und die anderen müssen vor dem Gebäude warten. Sie hören Schreie, der Mann wird gefoltert, später wird er weggefahren. Eine Demonstration der Macht. »Ich denke, sie haben ihn umgebracht«, sagt Samuel. Der Satz wirkt in Dippoldiswalde wie ein Erdstoß. Nur Samuel zeigt keine Reaktion. Es ist einer dieser Augenblicke, in denen man sich fragt, was das alles mit ihm macht.

Ende September häufen sich die Angriffe der USA und ihrer Verbündeten gegen die Terrormiliz. Nachts kreisen Flugzeuge über der Schule, Samuel und die anderen müssen immer wieder das Haus verlassen, und einmal schlägt eine Bombe direkt neben der Schule ein. Der Krieg offenbart seine hässliche Fratze. Die Lage wird

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

immer bedrohlicher. Samuel wird gefragt, ob er in Syrien bleiben oder im Irak kämpfen möchte. Diejenigen, die sterben wollen, melden sich für den Irak. Samuel will noch nicht sterben.

Nach fünf Wochen fahren wieder Reisebusse vor, Samuel und die anderen werden verlegt. Drei, vier Stunden sind sie unterwegs, durchqueren zerstörte Städte und Dörfer. Samuel sagt, er wisse nicht, wohin sie gebracht wurden. Vielleicht mag er es auch nicht sagen. In einem Haus, etwas abseits in der Wüste gelegen, besuchen die Männer dann eine Art Koranschule, lernen, was man beim Gebet beachten muss und was einen Abtrünnigen kennzeichnet.

Zweimal in der Woche werden Propagandavideos des IS gezeigt. Kämpfe, Sprengungen, Bombenexplosionen. Videos, wie Gefangene gedemütigt und ermordet werden. Soldaten der syrischen Regierungstruppen müssen sich ihre eigenen Gräber schaufeln und werden dann umgebracht. Immer wieder Massenerschießungen. Ein Sprecher feiert die Bilder. Danach sind die Männer rund um Samuel im Bluttausch, springen auf, brüllen Allahu akbar. »Das war schon schockierend«, sagt Samuel. »Aber man muss aufpassen, dass man in dieser Energie der Masse nicht hängen bleibt.« Jeder, der sich gegen den IS stellt, ist gegen den Islam. Es wird gegen Christen, Juden und Schiiten gehetzt. Fortwährend geht es darum, murtads (Abtrünnige) und kuffar (Ungläubige) zu entlarven. Eine Welt voller Feinde. Es ist ein Prozess der Desensibilisierung. Die Männer, die bis dahin noch nicht so weit sind, sollen fit gemacht werden für die Schlacht.

Samuel zieht sich zurück. »Das ging alles viel zu weit«, sagt er. Immer öfter denkt er an zu Hause, daran, wie es wäre, heimzukehren. Seine Gedanken hält er geheim. Wenn die anderen etwas ahnen, sieht es nicht gut für ihn aus.

Am Ende der Koranschule legt Samuel eine mündliche Prüfung ab. Darüber, was einen Gläubigen zum Abtrünnigen werden lässt. Er weiß nicht, wie es weitergehen soll, er vermutet, dass die militärische Ausbildung nun bald folgen wird. Aber zuvor schickt der IS Samuel in den Urlaub. Wenn es stimmt, was er erzählt. Denn Samuel hat zuvor schon gelogen und Max gegenüber seinen Eltern als Florian ausgegeben. Samuel sagt, er habe dem IS keine Treue geschworen. Aber er weiß auch, dass diese Aussage entscheidend ist für sein Verfahren in Deutschland. Es gibt einen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

anderen deutschen Rückkehrer, der Samuel und Max zu Beginn in Syrien begegnet ist und ausgesagt hat. Von ihm wissen die Behörden überhaupt, dass die beiden dort im IS-Gebiet waren. Im Groben stimmen dessen Aussagen mit Samuels zum ersten Teil der Reise überein. Gern würde man auch die Sicht der Sicherheitsbehörden darstellen, aber sie reden nur in Hintergrundgesprächen. Für die Staatsanwaltschaft Dresden ist es der erste Fall dieser Art, und die Ermittlungen sind noch nicht abgeschlossen.

Ein weiterer Besuch an einem Donnerstagmorgen im Frühjahr. Samuel ist allein zu Hause. In seinem Leben in Dippoldiswalde herrscht wieder Alltag. Er geht aus, trifft sich mit Freunden, bis auf die 35 Männer und Frauen, die auf der Liste stehen, die ihm sein Anwalt geschickt hat. Es sind Zeugen, Vertraute, Bekannte auch von Max, mit denen er wegen des laufenden Verfahrens keinen Kontakt haben darf. Zweimal in der Woche spielt er Tischtennis in seinem alten Verein, und er surft im Netz. Von außen betrachtet, erscheint alles wie früher, wie damals, bevor er fortging. Fast. Samuel steht nun unter Beobachtung.

Vor zwei Tagen wurde er noch einmal vernommen. Zum ersten Mal saßen auch zwei Beamte des BKA mit am Tisch. Diesmal ging es nicht um die Vergangenheit, diesmal ging es um die Gegenwart. Die Polizisten konfrontierten ihn mit Websites, die Samuel nachts auf seinem Handy besucht haben soll. Alarmierende Seiten: ein jüdisches Restaurant in München, das Jüdische Museum in Berlin, ein Flughafen bei Hoyerswerda, eine Bundeswehrkaserne in Bayern und ein Naturschutzgebiet im Harz. Nach der Vernehmung geht Samuels Handy kaputt, und er übernachtet in Dresden bei einem Freund, ohne seinen Eltern Bescheid zu sagen. Samuel ist erwachsen, aber sein Vater liegt die ganze Nacht wach und macht sich Sorgen. Was, wenn alles nicht stimmt, was Samuel sagt? Wenn er doch etwas plant?

Samuel sitzt am nächsten Morgen sehr entspannt in der Küche, erzählt von der Vernehmung, lächelt wieder viel. Das jüdische Restaurant in München habe er tatsächlich angeklickt, sagt er. Er hat einen Beitrag im Fernsehen darüber gesehen, das Lokal veranstaltet »IS-freie Wochen«. Auf der Karte stehen nur Speisen ohne die Buchstaben »IS«. Das habe er sich genauer ansehen wollen. Für die anderen Seiten hat er im Moment keine Erklärung. Samuel kocht einen Kaffee. Selbst wenn er sich verteidigen muss, wirkt er ungerührt, gleichbleibend freundlich. Nie reagiert er

wütend, aufbrausend oder aggressiv. Nach ein paar Stunden mit ihm entsteht in einem das Gefühl von diffuser Wut, vielleicht ist es das Gefühl, das er unterdrückt. Sein Verhalten will nicht zu seiner Reise nach Syrien passen, zu seiner Radikalisierung, zu Krieg, Enthauptungen, Morden, dem ganzen Wahnsinn, der im Namen des Islams dort geschieht.

Bevor Samuel zum Islam konvertiert, lebt er in den Tag hinein, ohne Ziel, ohne Aufgabe, ohne Plan. Er kiffte öfter, und einmal wird er beim Schmuggel von 50 Gramm Haschisch an der nahen tschechischen Grenze erwischt. Zur Strafe muss er 50 Sozialstunden leisten und 400 Euro zahlen. Das übernimmt sein Vater für ihn. Und Samuel spielt Tischtennis. Ziemlich gut, wie sein Trainer sagt. Auch er kann sich an kein böses Wort von Samuel erinnern. Selbst wenn er ein Spiel verliert, flucht er nicht. Als Samuel sich in ein Mädchen verliebt, es ins Kino ausführt und deshalb einmal ein Punktspiel verpasst, bittet er danach seine Vereinskameraden per Mail um Verzeihung: »Dies war für Euch, aber auch mir gegenüber ein sehr unsportliches Verhalten. Deshalb: Entschuldigung für das Im-Stich-Lassen, für diesen Vertrauensbruch.« Es klingt fast, als sollten die anderen ihn trösten.

Im Inneren treiben Samuel Fragen um, mit Max unterhält er sich darüber, warum die Menschen überhaupt existierten, was für eine Bestimmung sie auf Erden hätten, was nach dem Tod geschehe. »Mein Leben kam mir recht nutzlos vor. Ich habe mich recht leer gefühlt«, sagt Samuel in der Wohnküche. Solche Sätze sagt er öfter, wohlartikulierte, höflich. Max stößt dann auf den Koran, vor zwei Jahren ungefähr. »Für ihn klang er wie die pure Wahrheit.« Das müsse er unbedingt lesen, sagt er zu Samuel. Und Samuel liest.

Mit Max redet Samuel auch über den 11. September, ob die offizielle Version des Anschlags so stimmen könne, über chemtrails, Kondensstreifen der Flugzeuge und deren Chemikalien, die die Menschheit angeblich vergiften. Sie lesen Websites wie »Orwell-Staat«, die »Nachdenkseiten« und Compact, das Magazin von Jürgen Elsässer, dem Polit-Aktivisten, der stets Verschwörung wittert. In der Welt dieser Seiten werden Politiker ausschließlich von Konzernen gesteuert und von Lobbyisten getrieben. Die Massenmedien lügen und sind Marionetten der Mächtigen, hetzen gegen Russland und Putin, die Palästinenser und den Islam. Das Königreich des Bösen

aber sind die USA. Wer längere Zeit auf diesen Seiten verbringt, fühlt sich danach angeschlagen. Es gibt tatsächlich vieles, was man kritisieren kann an Medien, Politik und den USA. Es gibt Heuchelei, Lügen, und es gibt Interessen. Aber in der Welt dieser Seiten gibt es kein Grau. Jeder Zwischenton ist durch eine Meinung ersetzt. Zufälle existieren nicht, stets wird ein Komplott vermutet.

Samuel verliert sich in diesen Theorien. Er stellt nun alles infrage, die Welt scheint aus den Fugen geraten, das westliche System verlogen, widersprüchlich, fehlerhaft. Er sagt, er habe das Gefühl gehabt, außerhalb der Matrix zu sein, die Gesellschaft von außen zu betrachten. »Ich stand im Leben ohne Halt und wusste nicht, was ich zu tun habe. Ich habe einen Halt gebraucht.« Vom Westen erwartet er nur noch das Schlimmste. Monate bevor Samuel nach Syrien aufbricht, hat er den Westen bereits verlassen.

Er sehnt sich nach Eindeutigkeit und findet sie im Koran. Claudia Dantschke, die Islamismusexpertin der Beratungsstelle Hayat, die Samuel und viele andere islamistisch orientierte junge Männer und Frauen betreut, kennt die Radikalisierungsverläufe: »Der Wunsch nach Eindeutigkeit spielt bei den meisten eine Rolle.« Sie erhofften sich eine Antwort auf die Fragen des Lebens, eine klare Orientierung und Aufgabe sowie eine Perspektive. Aber Samuels Radikalisierungsmuster sei eher atypisch für die militante Szene, sagt Dantschke. Er sei sehr politisch interessiert. Seine Suche nach alternativen Erklärungen zu offiziellen politischen Lesarten habe ihn zu deutschen Verschwörungstheoretikern geführt. Außerdem sei für ihn der Glaube wirklich wichtig gewesen. »Das ist eher typisch für den nicht militanten Bereich des politischen Salafismus, dessen Anhänger den ›Islamischen Staat‹ und dessen Dschihad in Syrien ablehnen«, sagt Dantschke. Auch sei er nicht auf der Suche nach Anerkennung, Aufwertung oder einer Ersatzfamilie gewesen.

Samuel stammt aus einer gewöhnlichen Familie, und wenn man dort nach Ursachen suchen will, entdeckt man keine Verwerfungen, die seine Entscheidung, nach Syrien zu gehen, erklären könnten. Das Erschreckende liegt in der Normalität. Wie anziehend der Islamismus auch auf junge Männer wie Samuel wirkt. Im Prinzip zeigt sein Fall, dass es jede Familie treffen kann.

Samuel beeindruckt die Kompromisslosigkeit des Korans. Für ihn ist er die Offenbarung einer höheren Intelligenz. Der Prophet Mohammed bestimmt, was verboten ist und was erlaubt. »Da gibt es keinen Widerspruch«, sagt Samuel. Wenn er heute darüber redet, gerät er schnell in den Strudel der alten Argumente. Dann wirkt er wie auf Entzug. »Momentan bete ich nicht«, sagt er. Im Augenblick übe er seine Religion nicht aus, er müsse nachdenken, befinde sich im Reset-Modus. Wie ein Computer, der neu gestartet werden muss. Seine Suche ist noch nicht beendet.

Damals beim Studium in Jena hört Samuel in seinem WG-Zimmer Naschids, islamistische Kampflieder von Denis Cuspert, dem ehemaligen Berliner Gangsta-Rapper, bekannt unter dem Künstlernamen Deso Dogg. Der zog 2013 in den Bürgerkrieg nach Syrien und schloss sich dem IS an. In Propagandavideos posiert er mit enthaupteten Leichen. Inzwischen ermittelt die Bundesanwaltschaft wegen Kriegsverbrechen gegen ihn. Samuel schaut sich die Predigten von Pierre Vogel und Marcel Krass auf YouTube an. Ein deutscher Ermittler bezeichnet sie als »religiöse Einstiegsdroge«. Sie bestärken Samuel, einen strengen Islam zu leben, jeden Tag anzugehen, als sei es der letzte. Er setzt sich mit der Bibel, dem Christentum auseinander, der Religion seiner Eltern und findet keinen Zugang. Er vertieft sich in Hadith-Sammlungen, die Überlieferungen der Aussprüche und Handlungen Mohammeds, und versucht, sich danach zu richten. Sogar wie die Schnürsenkel der Schuhe zu binden sind, ist geregelt: im Sitzen mit links beginnen und mit rechts aufhören. Mit links betritt Samuel fortan die Toilette, links ist die schlechte Seite, die Seite des Satans. In der Toilette herrsche der Satan, dem dürfe man nicht entgegenkommen, sagt Samuel. Der radikale Islam bietet eine Lebensanleitung bis ins kleinste Detail. Samuel fühlt sich sicher.

Aber noch ein Gefühl beherrscht ihn – Furcht. Die Angst vor der Hölle, wenn er all diese Regeln nicht befolgt. Er hört auf zu rauchen und zu trinken, geht nicht mehr tanzen. Samuel glaubt, es sei seine Pflicht, den Glaubensbrüdern, die in Syrien im grausamen Bürgerkrieg getötet werden, zu helfen. Max drängt, und im Frühsommer 2014 wird auch Samuels Wunsch, dorthin auszuwandern, stärker. Er hat keine Vorstellung von Syrien, er hat sich nie sehr damit beschäftigt, und vom Krieg will in seinem Kopf auch kein Bild entstehen. Sein Großvater väterlicherseits kämpfte im

Zweiten Weltkrieg im Kessel von Stalingrad, geredet hat er darüber nie. Der Großvater scheint noch immer traumatisiert zu sein, der Enkel sehnt sich in ein Land, in dem Menschen geköpft werden.

Aber zuvor muss Samuel seine Familie anlügen. Lügen sind im Islam verboten. Auch darüber diskutiert Samuel mit Max. Sie kommen zu dem Schluss, wenn man auf dem Weg zu Allah sei, seien Notlügen gegenüber Ungläubigen erlaubt. Samuel erzählt seinen Eltern bis zu seiner Ausreise auch nicht die Wahrheit über Max. »Mit Max – das wäre nicht gut gekommen«, sagt Samuel heute. Dass er diese Lüge länger als ein Jahr durchgezogen hat, so richtig kann Samuel das nicht erklären. »Das ist schon irgendwie ein Vertrauensbruch.« Bis jetzt hat er mit seinen Eltern darüber nicht richtig gesprochen.

Während Samuel erzählt, wird es Nachmittag in Dippoldiswalde. Er hockt da, den Rücken gekrümmt, reglos, hat seit Stunden nichts gegessen. Seine Eltern kommen von der Arbeit, setzen sich an den großen Holztisch in der Wohnküche. Samuel redet viel und nur gut von ihnen, aber er verändert sich, sobald sie den Raum betreten, er wird härter, unnachgiebiger. Seine Eltern hingegen erscheinen in seiner Gegenwart sanft, vorsichtig, als fürchteten sie einen Angriff. Aggression ist nicht vorgesehen. Die Mutter schlägt ein Buch mit christlichen Losungen für das Jahr 2014 auf, jeder Tag eine Losung. Sie will eine Geschichte erzählen. Als Samuel noch in Syrien war und die Mutter nicht wusste, ob er jemals wiederkehre, traf sie sich mit drei Frauen, um für ihren Sohn zu beten. Die Mutter liest jetzt die Losung für den 19. Oktober laut vor, Samuels Geburtstag: »Der Herr stand Samuel bei und ließ alle Worte in Erfüllung gehen, die er durch ihn sprach.« Sie liest weiter, der 1. Dezember: »Der Engel Gottes sprach zu Kornelius: Gott hat deine Gebete gehört und kennt deine guten Taten.« An jenem 1. Dezember hat sich Samuel nach langer Pause aus Syrien bei seinen Eltern gemeldet, dass er nun zurückkehren könne. Die Mutter sagt: »Es ist ein großes Wunder Gottes, wofür wir von Herzen dankbar sind.« Samuel sitzt daneben und schweigt. Seine Mutter blickt ihn an: »Da habe ich Sammy gesagt, dass Gott uns allen geholfen hat!« Samuel verlässt den Raum. Es ist klar, welchen Gott sie meint. Ihren. Für einen Augenblick ist es, als herrsche in dieser Küche in Dippoldiswalde ein

Wettbewerb der Weltreligionen. Vielleicht kann man Samuels Ausreise auch so sehen: als größtmögliche Rebellion gegen seine Eltern.

In Syrien scheint Samuels Rückkehr im vergangenen November noch fernzuliegen. Gemeinsam mit zehn Deutschen und zwei Franzosen hat er Urlaub vom IS. Sie fahren zurück nach Dscharabulus an die türkische Grenze, sie wollen ihre Handys holen, endlich wieder Anschluss an die Welt. Ein Internetcafé ist ihr erstes Ziel. In Dippoldiswalde sieht Samuels Vater am Abend des 20. November 2014, dass sein Sohn auf Facebook ist. Sogleich schreibt er ihm: »Wie geht es Dir, Sammy?« Samuel antwortet: »Hallihallo, mir geht's super. Bitte macht Euch keine Sorgen um mich! Ich bin hier unter den besten Menschen, die es gibt. Bitte beschäftigt Euch mit dem Islam. Ich habe Euch lieb.« Die Eltern sind psychisch am Ende, und ihr Sohn schreibt »Hallihallo« wie aus einem Ferienlager.

Der Vater nimmt den Kampf um den Sohn über Facebook auf, es ist ein Dialog, der zu Tränen rührt. Zu Beginn sendet Samuel seitenlange Rechtfertigungen, Suren aus dem Koran und versucht, die Familie zu bekehren: »Bitte nehmt den Islam an.« Der Vater hält dagegen, schreibt, wie schlecht es ihm gehe, wie sehr er sich um ihn sorge. »Wir dachten, dass Du als gläubiger Moslem leben willst, nicht als Terrorist!« Samuel: »Ein Moslem muss seine Geschwister verteidigen! Wie kann ich zu Hause bleiben, wenn meine Geschwister abgeschlachtet werden?« Seine Schwester postet, wie stark sie ihn vermisse. Bereits am nächsten Tag klingt Samuel unsicherer: »Falls ich zurückkomme ... Ich werde in Deutschland keinen Anschlag vorbereiten.«

Der Vater: »Willst Du nicht nach Hause kommen? Ich könnte versuchen, alles zu regeln, damit Dir nichts passiert.«

Samuel: »Ich denke drüber nach.«

Der Vater bittet ihn, auf keinen Fall die »Soldatenausbildung« zu beginnen. Und er bittet ihn, all seine Mails zu lesen.

Der Plan der Familie geht auf. Samuel hockt in Dscharabulus und liest 50 Mails von Familie und Freunden, alle fordern ihn auf heimzukehren, versichern ihm ihre Zuneigung und Hilfe. Heute sagt Samuel: »Ich habe gesehen, wie sehr Familie und

Freunde darunter leiden, dass ich weg bin. Ich hatte kein reines Gewissen mehr, dort zu bleiben.«

Am 22. November 2014 schreibt Samuel: »Ich nehme alles in Kauf, wieder zurückzukommen.« Von da an geht es nur noch darum, wie er dieses Ziel erreichen kann. »Weglaufen ist gefährlich hier ohne Begleitung«, schreibt Samuel. Er müsse mit einem Emir sprechen.

Zur gleichen Zeit läuft in Deutschland ein Ermittlungsverfahren gegen ihn, Samuel wird mit internationalem Haftbefehl gesucht. Der Vater telefoniert mit Claudia Dantschke von der Beratungsstelle. Sie überlegen, was Samuel dem Emir sagen könnte, spinnen eine Legende: In der Familie sei jemand krank, er müsse zurück nach Deutschland. Dort machen sich Samuels Vater und Bruder heimlich auf den Weg in die Türkei.

In Syrien sucht Samuel einen weiteren Emir auf, der derart wichtige Fragen entscheidet. Er erzählt ihm, seiner Familie gehe es schlecht, sie warte in der Türkei, er wolle sie nach Syrien bringen. Danach werden ihm die Augen verbunden, er wird mit einem Auto abgeholt und landet in einem dunklen, kalten Raum, zwei Männer befragen ihn. Samuel ist nun eingesperrt. »Es wurde nicht gesagt, was jetzt abgeht«, sagt er. Am nächsten Nachmittag holen ihn zwei Männer, wieder werden ihm die Augen verbunden. Sechs Stunden lang wird er durch Syrien gefahren. Es sieht nicht gut aus.

Samuel gelangt in ein Gefängnis des IS. Zwanzig Männer in einem Raum. Einige werden verdächtigt, etwas gestohlen zu haben, und ein Mann aus Kasachstan wird beschuldigt, abtrünnig geworden zu sein. Er wird mit einer Eisenstange gefoltert. In den Nächten hört Samuel die Schreie von nebenan, nach jedem Hieb ertönt Allahu akbar. »Das hätte ich sein können«, sagt Samuel. Er sieht den Kasachen mit verbundenen Augen, blutend im Gesicht und am Hinterkopf, im Flur. Samuel erzählt im Verhör seine Legende, versucht sie zuzuspitzen.

Sein Vater und Bruder sind derweil in der Türkei gelandet. In Gaziantep warten sie auf ein Zeichen von Samuel, eine Woche lang hören sie nichts. In der Erinnerung der beiden ist dies die schlimmste Woche, ruhelos drehen sie die immer gleichen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Runden durch die Stadt. Im IS-Gefängnis geschieht nach dem Verhör: nichts. Ein paar Tage darauf wird Samuel entlassen. Einfach so. Das ist Samuels Version. Nachprüfbar ist sie nicht.

Samuel wird zurück zur türkischen Grenze gefahren, er bekommt seinen Pass wieder, sein Handy muss er in Syrien lassen. Am 1. Dezember schreibt er seinem Vater auf Facebook: »Hallihallo, Ihr Lieben ... wenn alles klappt, bin ich morgen schon in der Türkei.« Nach dem Mittagsgebet geht es zur Grenze, dort ist ein großes Loch im Stacheldrahtzaun, die letzten 200 Meter rennt Samuel. Ein Wagen bringt ihn nach Gaziantep. Warum durfte gerade er gehen? Ist es Glück, Zufall, Willkür oder Berechnung? »Ich weiß nicht«, sagt Samuel. »Wahrscheinlich war meine Begründung glaubhaft.«

Es ist Abend, als er am Busbahnhof in Gaziantep eintrifft, sein Vater erkennt ihn schon von Weitem. Es sei wie die Geschichte vom verlorenen Sohn in der Bibel gewesen, sagt der Vater heute. »Ich habe geheult.« Samuel sagt: »Ich auch, nur nicht ganz so viel.« Sie schicken der Mutter, die in Deutschland wartet, eine verschlüsselte Botschaft: »Die Perlenkette ist wunderschön.« In Berlin informiert Claudia Dantschke die Behörden.

Nachts im Hotel berichtet Samuel von Syrien, er erzählt, dass sich die Sehnsucht nach zu Hause dort irgendwann lege. Daraufhin muss sein Bruder Jakob erst einmal das Zimmer verlassen. »Ich glaube, Samuel weiß bis jetzt nicht, wie das alles für uns als Familie gewesen ist.«

Am darauffolgenden Tag reisen die drei nach Ankara. Dort stellt sich Samuel in der deutschen Botschaft. Er kommt für zwei Wochen in Abschiebehaft. Am 17. Dezember fliegt er nach München. Im Flugzeug liest er das erste Mal über Pegida, über diejenigen, die in seiner Heimat gegen die Islamisierung des Abendlandes demonstrieren, gegen Männer wie ihn.

Weihnachten und Silvester verbringt er in Untersuchungshaft in Dresden. Er sagt aus und wird am 6. Januar 2015, einen Tag vor dem Anschlag in Paris, aus der Haft entlassen. Der Richter sieht keine Fluchtgefahr. Samuel ist freiwillig zurückgekehrt. Aber er soll sich dreimal in der Woche bei der Polizei melden. Zu viele Fragen sind

ungeklärt: Wo sind die Waffen von Max? Was ist mit den Websites, die Samuel besucht haben soll?

Samuel sagt, er sei sich zuerst nicht sicher gewesen, wie seine Freunde, wie sein Umfeld daheim auf ihn reagieren würden. Ein Freitagnachmittag in Dippoldiswalde, Samuels Freund Konrad schaut vorbei, die beiden kennen sich seit Jahren, sie spielen zusammen Tischtennis. Konrad ist wie Max zwei Jahre jünger als Samuel, er macht gerade Abitur. Die beiden sehen sich im Augenblick fast täglich, sie hocken am Tisch in Samuels Elternhaus und kichern andauernd wie zwei pubertierende Jungs. Samuels Eltern und der ältere Bruder beobachten die beiden ein wenig skeptisch. Konrad hat Samuel nicht nach Syrien gefragt, er hat gewartet, bis Samuel selbst erzählt. Inzwischen reden sie kaum noch darüber. Konrad sagt: »Es ist einfach geil, dass er wieder da ist.«

Beim Tischtennis hat Samuel auch keiner angesprochen. Es herrscht eine merkwürdige Scheu. Nur ein Freund hat Samuel eine Ohrfeige verpasst, weil er ihm nichts von seinen Plänen verraten hat. Seitdem Samuel wieder in Deutschland ist, hat ihn niemand aus seinem Umfeld hart für seinen Weggang kritisiert oder ihm einmal scharf die Meinung gesagt. Nicht seine Freunde, auch nicht seine Eltern. Und seine Großeltern meinen, er solle alles möglichst schnell vergessen. Keine Wut, keine Aggression, sondern stille Toleranz.

»Syrien ist etwas, das Samuel als Opa seinen Enkeln erzählen kann«, sagt Konrad. Er bewundert ihn von der Seite, für ihn ist er ein Mann, der sich für seine Überzeugungen einsetzt, dafür sogar Heimat und Familie verlässt. »Ich hätte diesen Mut und Willen nicht.« Ein Moment der Fassungslosigkeit. In diesem Licht erscheinen Krieg, Folter, Enthauptungen wie Abenteuer für gelangweilte und desillusionierte Westeuropäer, die sich einmal spüren wollen.

Aus Konrad bricht es dann heraus, die Eintönigkeit und Oberflächlichkeit des Westens, das Streben nach Geld und Konsum. Es sei nicht richtig, was in Syrien geschehe. Aber innerhalb dieses Denkmusters wirkt der »Islamische Staat« wie ein Gegenentwurf, wie »eine andere Art und Weise, etwas komplett Neues zu probieren«. Samuel und Konrad regen sich auch über den Kinderporno-Prozess gegen den SPD-Politiker Sebastian Edathy auf, der gegen eine Geldstrafe von 5000 Euro eingestellt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

wurde. »Wo ist da die Norm?«, fragt Samuel. Die Scharia wirkt dagegen eindeutig. Die Ausreise nach Syrien ist die radikalste Absage an das hiesige System und bringt zugleich maximale Aufmerksamkeit.

Konrad ist nicht zum Islam konvertiert, dafür sei er zu skeptisch, sagt er. Allem gegenüber.

Draußen wird es allmählich dunkel, Konrad kennt auch Max. Er war mit ihm in der Grundschule. Max meldet sich ab und zu noch über Facebook bei ihm. Er schickt Konrad Koranverse, und er berichtet ihm offenbar vom Kampf. »Dass ich einmal mit einem in die Klasse gegangen bin, der jetzt vielleicht Menschen tötet ...«, sagt Konrad. »Einer, der Heuschrecken aufgesammelt hat, damit die Kinder sie nicht zertreten.« Die bislang letzte Nachricht von Max kommt aus dem Irak, er ist dort wohl verwundet worden. Konrad fragt Max nicht viel, er will dessen Vertrauen nicht verlieren. Es kann sein, dass Max versucht, ihn zu werben.

Samuel hat keinen Kontakt mehr zu seinem ehemaligen Freund. Er glaubt nicht, dass er ihn lebend wiedersehen wird. Er hat ein wenig Angst vor ihm. »Max sieht mich jetzt wahrscheinlich als Feind.«

Wie aus dem Nichts erzählt Konrad eine Geschichte aus Syrien, die er von Samuel gehört zu haben glaubt: Samuel sitzt beim Wachdienst in einem Busch, ein Flugzeug nähert sich, und er bekommt den Befehl zu schießen. Dieser Augenblick vor dem ersten Schuss. Auf einen Schlag herrscht Stille am Tisch in Dippoldiswalde. Das wäre eine neue Information. Es würde bedeuten, Samuel hat gekämpft. Konrad merkt, dass etwas nicht stimmt. Da fällt ihm ein, er hat Samuel mit Max verwechselt, der ihm dieses Erlebnis offenbar geschildert hat. Samuels Vater weist Konrad zurecht, er solle nur das erzählen, was er genau wisse. Konrad sagt, er habe jetzt eine Gänsehaut. Und Samuel greift nicht ein. Auch in dieser für ihn so heiklen Situation bleibt er gleichmütig. Vielleicht ist er traumatisiert, vielleicht schützt er sich, vielleicht erreicht es ihn nicht. Egal, wie oft oder wie lange man mit Samuel redet, das Bild von ihm bleibt grobkörnig. Sein ganzes Ich zeigt er nicht. Seine Familie wirkt angespannt, die Konzentration liegt auf Samuel – wohin geht er, was macht er, wann kommt er. Die Eltern und Geschwister haben sich schon einmal in ihm getäuscht. »Ich hoffe, er ist

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

uns gegenüber jetzt ehrlich«, sagt der Bruder. Auch die Familie fragt sich, was es mit der Suche nach den Websites auf sich hat.

Darüber hat Samuel inzwischen eine Erklärung bei seinem Anwalt abgegeben: In der bayerischen Bundeswehrrkaserne leistete eine Freundin von ihm ihren Grundwehrdienst. Samuel kann sich aber nicht daran erinnern, diese Seite aufgerufen zu haben. Das Jüdische Museum in Berlin war Teil eines Kartenausschnitts von Google Maps, und Samuel war in der Stadt. Es könne sein, dass er sich in der Nähe nach Hotels und Sehenswürdigkeiten umgesehen habe. In der Gegend des Naturschutzparks im Harz hat er mit seinen Eltern Ferien gemacht. Die Familie habe dort nach einer Ferienwohnung gesucht. Der Flughafen bei Hoyerswerda sei möglicherweise von seiner Schwester aufgerufen worden, die ebenfalls Urlaub hatte und eventuell eine Karte von der Umgebung des Flughafens angeklickt habe. Vielleicht ist alles harmlos, vielleicht nicht. Zweifel bleiben.

Von diesem Sommersemester an studiert Samuel weiter in Jena und wohnt in einer WG. Vermutlich wird bald Anklage gegen ihn erhoben werden. Im Fall einer Verurteilung drohen Samuel bis zu zehn Jahre Haft. Für die Sicherheitsbehörden bleibt er eine potenzielle Gefahr. Für die Islamismusexpertin Claudia Dantschke ist er der Erste, dessen Heimfahrt aus Syrien sie erfolgreich begleitet hat. »Samuel ist ein typischer Aussteiger«, sagt sie. »Jetzt ist ein Fenster der Irritation offen, das kann sich auch schnell wieder schließen.« Samuel brauche nun Struktur. »Ausstiegsprozesse dauern lange.« Es ist noch nicht vorbei.

Ein letztes Treffen im April: Samuel und Konrad wollen zum Tischtennistraining. Beide Freunde tragen Pluderhosen. Ein bisschen wirkt es, als sei Konrad für Samuel der neue Max. Samuel sagt, wenn er heute an Syrien denke, komme ihm das Erlebte unreal vor. Seine Rückkehr will er nicht als Niederlage werten. »Ich habe mehr Respekt vor dem Leben bekommen.« Dann zitiert er Konrad: »Lieber etwas Schlechtes erlebt haben als etwas Gutes verpasst.« Der Satz klingt daneben. Als gehe es um einen netten Ausflug, der missraten sei.

Und er ist noch nicht fertig mit dem Islam. »Das Gebet hat mir Kraft gegeben, inneren Frieden.« Momentan sei er aber kein Muslim. Im nächsten Moment sagt er, der Islam an sich stehe für ihn fest. Da mischt sich Samuels Vater ein, fragt: »Wo

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

siehst du dich in zehn Jahren? Mit oder ohne Bart?« Samuel antwortet: »Mit Dreitagebart.« Samuel legt sich nicht fest, bleibt im Vagen. Die Suche nach Eindeutigkeit ist vorüber. Oder sie beginnt gerade von vorn.

Marke Söder

Er dröhnt, er kumpelt, er twittert. Kein Politiker inszeniert sich so altmodisch-modern wie Markus Söder von der CSU. Er wird Bayerns nächster Ministerpräsident, sagen seine Freunde. Er sei "skrupellos", finden seine Feinde. Auf dem Weg zur Macht ist Henning Sußebach ihm gefolgt.

Von Henning Sußebach, DIE ZEIT, 10.09.2015

Los geht's! Er kommt, er kommt, raunt es durch die Reihen, die Bläser der Musikkapelle heben ihre Trompeten an, vorm Bierzelt haben Honoratioren und Händeschüttler Position bezogen, der Tutzingener Kirchturm strahlt im Abendlicht, die Landtagsabgeordnete streicht ihr Dirndl glatt, und da gleitet sie auch schon heran, die schwarze Limousine. Heraus faltet sich der Minister, was dauert, bei der Gestalt und Größe. Schließlich steht er da, 194 Zentimeter wuchtige Politprominenz, Häse recken, Köpfe drehen sich. Aber dann hat die Marke Söder ein Problem: Denn Markus Söder muss aufs Klo.

Marke Söder? Was soll das denn heißen?

Markus Söder, das sofort zur Klarstellung, ist nicht nur Bayerischer Staatsminister der Finanzen, für Landesentwicklung und Heimat sowie derzeit wahrscheinlichster Demnächst-Ministerpräsident des Freistaats. Er ist auch derjenige deutsche Landespolitiker, der sich entschlossen wie kein anderer als Marke inszeniert: volksnah, konservativ, kraftstrotzend. Den Namen des brandenburgischen Regierungschefs – irgendwas mit W? – kennen nur politische Feinschmecker. Söder kennt jeder, man könnte ihn SöderTM nennen, weil er bekannt ist wie eine Trademark, ein McDonald's der Politik, geliebt, gehasst, auf jeden Fall präsent. SöderTM sagt immer zu allem was, zu Flüchtlingen (zu viele), zu Grenzkontrollen (zu wenige), zum

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Euro (zu weich), zum Internet (zu langsam). Die Marke Söder saß dieses Jahr bei Jauch, Lanz, Illner und Plasberg, sie twittert und postet Fotos auf Facebook. Söders Follower kennen seine Frau (schlank), seinen Privatwagen (Smart), sein Volksschulzeugnis (sehr gut), sein Kinderzimmerposter (Strauß) und seit Kurzem auch seinen "Sommerbart", gewachsen während des Italienurlaubs.

Selbst wenn Markus Söder weg ist, die Marke Söder ist immer da. Wie passt dazu eine Pinkelpause?

In Tutzing, einer kleinen Gemeinde am Starnberger See, wo der Minister vor 1.000 Menschen in einem Bierzelt reden soll, lassen die Bläser ihre Trompeten sinken, stirbt in den Maßkrügen der Schaum von "König Ludwig" hell und dunkel, geschieht etwas Sonderbares: Vor 1.000 Augenpaaren tritt Markus Söder seinen langen Weg zu einem Toiletten-Container an, vorbei am Zelt, dessen Seitenwände der Hitze wegen geöffnet sind wie Vorhänge. Er tut so, als sähe er die Gäste nicht. Und die Gäste tun so, als sähen sie ihn nicht. Der Mensch Söder kann sich erleichtern, die Marke Söder bleibt unbeschädigt. Größeres Einvernehmen zwischen Volk und Volksvertreter kann es kaum geben.

Dann, wie nach überspuler Werbepause, Tusch, Einmarsch, "Hallo!", "Servus!", "Grüß Sie!", "Freut mich!", rhythmisches Klatschen, ein Schluck Bier und federnd hinauf ans Rednerpult. Erster Satz: "Vielen Dank für die Begrüßung. Das war ... angemessen."

Stadionjubiläum, vorwiegend männlich.

Markus Söder, 48, CSU, hat in Bayern eine Akzeptanz erreicht, die ihn als politisches Phänomen auch bundesweit bedeutsam macht: ein politisches Urvieh, das sich modernster Kommunikationsmittel bedient. Ein Kraftmeier, der polarisiert und dem zugleich vorgeworfen wird, keine Überzeugungen zu haben. Ein Ego Brocken, der nicht verhehlt, dass es ihm um Macht und Posten geht, der sogar ironisch damit spielt – ausgerechnet in der Ära des moderaten Merkelns, in der andere Politiker ihre Ambitionen kleinreden und vorgeben, zu warten, bis ein Amt an sie herangetragen wird.

Sein Ministerium gleiche "eher einer Redaktion"

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vielleicht ist Markus Söder mit seiner Art der letzte Vertreter eines alten Politikstils, womöglich auch der erste eines neuen. Was für ein Charakter setzt da gerade zum großen Sprung an?

Es ist den Versuch wert, in jene unbekannte Sphäre vorzudringen, die hinter der Markenfassade verborgen liegt. Söder war ja auch mal Sohn, war Schüler, Student, Politik-Anfänger. Irgendwo zwischen Marke und Mensch muss die Antwort auf die Frage zu finden sein, wer dieser Politiker ist. Welche Sehnsüchte er bedient. Und was ihn antreibt.

Markus Söder hat drei Pressesprecherinnen und seit Mai auch einen hauptamtlichen Chef einer Abteilung namens Kommunikation und Planung: Michael Backhaus, bis vergangenen Herbst stellvertretender Chefredakteur der Bild am Sonntag. Ehemalige Mitarbeiter Söders sagen, sein Ministerium gleiche "eher einer Redaktion". Was geschieht, wenn man dort anfragt mit der Bitte, den Minister mehrere Wochen zu begleiten, zu beobachten, zu befragen? Welche Termine bietet das Team an? Was, glaubt es, sollte ein Journalist wissen? Welches Bild will Söder von sich zeichnen lassen?

Schon diese erste Reaktion porträtiert ja den Porträtierten.

Denkbar wäre: Der Finanzminister präsentiert sich im Büro, beim Aktenstudium, und bringt den Reporter durch ein Gespräch über seinen 50-Milliarden-Euro-Haushalt oder den Stand der Verhandlungen zur Stabilisierung der Landesbank gleich mal an den Rand der Überforderung. Wer nicht explizit um diese Demütigung bittet, bekommt eine Tabelle, die an den Terminplan eines Wanderzirkus erinnert und den Minister in die Rolle des politischen Schaustellers rückt: Maibockanstich im Hofbräuhaus München, CSU-Großkundgebung in Schweitenkirchen, Nachtfest auf der Kaiserburg Nürnberg, Eröffnung eines Samba-Festivals in Coburg, Fährfahrt zur Insel Herrenchiemsee. 123.298 Kilometer ist der Minister im vergangenen Jahr durchs Land gefahren, hatte 1.200 Auftritte und Termine, fast vier jeden Tag. Besonders wichtig ist der Pressesprecherin, die fortan bei jedem Treffen dabei sein wird, ihren Chef bei einer Bierzeltrede zu präsentieren. Deshalb Tutzing.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vorn am Pult, etwa eine Körpergröße oberhalb des Publikums, steht also Söder, die Beine gespreizt wie Cristiano Ronaldo vorm Freistoß, die Stimme so weich wie Sascha Hehn in der Schwarzwaldklinik. Jeans, Poloshirt, Segelschuhe, als wohne er direkt um die Ecke. In der Regel, sagt er, begegne er die ganze Woche über nur "Lobbyisten, Bürokraten und Streithähnen. In München, in Berlin – und, ganz schlimm: in Brüssel."

Hundertfaches Nicken.

"Da ist es doch schön, mal bei vernünftigen Leuten zu sein."

Hundertfaches Klatschen.

Eine Stunde lang zeichnet Söder das Bild einer chaotisch-gefährlichen Welt. Islamischer Staat, Ukraine, Griechenland. "Aber es gibt ein Land, das stabil und stark ist, und das ist Deutschland. Und warum ist Deutschland so stark? Weil es dort einen Stabilitätskern gibt – das ist Bayern!" Die Erdachse, sie verläuft an diesem Abend genau durch Tutzing und folglich auch exakt durchs Rückgrat des Finanzministers, der den Wohlstand der Einheimischen wahrt. Alle wollen ja was abhaben vom bayerischen Glück, die Griechen, die Asylbewerber, Brüssel, Berlin, aber da ist Söder vor: "Bayerisches Geld ist am besten in Bayern aufgehoben." Und: "Jemand, der in Bayern lebt, muss zuerst an Bayern denken, bevor er sich um jemand anderen kümmert!"

Fast jede seiner Aussagen leitet Söder ein mit einer Moderation wie "Es kann nicht angehen", "Sagen wir doch, wie es ist", "Jetzt mal ehrlich". Mit der Attitüde eines Minderheitenführers vertritt er die Mehrheitsmeinung im Zelt. Söder arbeitet mit der Rhetorik des aufrichtigen Egoisten. Von seinen Zuhörern fordert er nichts, weder mehr Steuern noch Lust auf Veränderung oder gar Toleranz Schwächeren gegenüber. Seine Rede, über weite Strecken frei gehalten, ist stets mit so viel Witz gewürzt, dass er auch skeptische Zuhörer mitnimmt, und sei es nur wegen der Folklore. Als er über die "kalte Progression" schimpft, kumpelt er ins Publikum, dabei handele es sich um etwas Schlimmeres als einen "Umzug bei schlechtem Wetter". Da lächelt seine Pressesprecherin. Und Kommunikationschef Backhaus, auch dabei, wispert inmitten des Jubels informell ins Reporter-Ohr: "Volltreffer!"

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Politiker Söder nimmt in diesem Jahr an einem ebenso unsichtbaren wie offensichtlichen Rennen teil. Seit Bayerns Regierungschef Horst Seehofer kundgetan hat, spätestens 2018 abzutreten, geht es in der CSU um die Nachfolge, wird jedes Tun und Lassen, jedes Reden und Schweigen möglicher Kandidaten als taktisches Manöver verstanden, um in ein Amt zu gelangen, das mit dem Wort "Ministerpräsident" nicht ganz beschrieben ist, dazu kommen ja noch späthöfische Bestandteile wie "Freistaatschef" und restrebellische Spurenelemente wie "Separatistenführer".

Derzeit sind drei Politiker im Rennen, sie stehen für drei unterschiedliche Stile.

Da ist Ilse Aigner, Oberbayerin, Wirtschaftsministerin. Sie wäre die erste Frau im Amt. In der CSU gilt sie als bayerische Merkel, mit allen Vor- und Nachteilen. Zum Beispiel, dass Journalisten selbst nach einstündigen Landtagsreden kaum prägnante Sätze im Block haben, während Söder Hunderte liefert.

Da ist Manfred Weber, Niederbayer, Fraktionschef der Konservativen im Europaparlament, ein Mann mit Welterfahrung, was einem in der CSU ebenfalls als Vor- und Nachteil ausgelegt wird.

Und dann ist da der Finanz- und Heimatminister Söder, ein Franke, kein Bayer, ein Protestant, kein Katholik, aber eben: Marke Söder. Im Januar hat er es als Laienschauspieler in eine Folge von Dahoam is Dahoam geschafft; in der Vorabendserie des Bayerischen Rundfunks spielte er sich selbst. Zu Ostern hat er in Ilse Aigners Heimat Oberbayern Urlaub gemacht. Für diesen Herbst ist ein segensreicher Besuch beim Papst geplant, in Rom, dem Zentrum des Katholizismus. Er versucht, Felder zu besetzen wie in einem Brettspiel.

Momentan liegt Söder vorn

Schon im ersten Gespräch mit der ZEIT legt Söder seine Strategie offen. So, wie es Bundeskanzler Gerhard Schröder einst darum ging, "Bild, BamS und Glotze" zu erobern, fühlt er sich in Bayern für die "drei B" zuständig: Bürgermeister, Beamte, Bauern. In einem konservativen Land muss der Vertreter einer konservativen Partei als Bewahrer und Beschützer auftreten. 60 Prozent der Bayern wählten "bürgerlich", sagt Söder, diese Mehrheit müsse er "zusammenhalten", gegen die Konkurrenz von Freien

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wählern, Wirtschaftsliberalen und AfD. Anhänger von Grünen oder SPD zu überzeugen: unwichtig.

Momentan liegt Söder in seiner Partei vorn. Nach einer Umfrage des Bayerischen Rundfunks ist er der bekannteste und beliebteste der drei Konkurrenten. Auch der, dem die meisten Wähler das Amt zutrauen. Also derjenige, von dem die CSU annehmen kann, dass er ihre Macht sichert. In Söder-Rhetorik: "Den Elfmeter soll immer der schießen, von dem man am ehesten glaubt, dass er ihn reinmacht."

Mittlerweile ist Söder in eine Aufwärtsspirale sich selbst näherender Prominenz geraten: Wo er redet, sind die Festzelte voll, verkaufen die Wirte viel Bier, was Einladungen in größere Festzelte nach sich zieht, wo noch mehr Bier verkauft wird, weil da ja wohl der nächste Ministerpräsident zu sehen ist. Das Bierzelt ist der Raum, in den die Moderaten noch nicht vorgedrungen sind.

An einem Sommerabend schwebt Söder mit Flug LH2080 in Hamburg ein. Er ist zum fünften Mal bei Markus Lanz eingeladen, "kein einfaches Format", sagt er, ein unberechenbarer Gästemix aus Politikern und Promis, aber lohnend: 1,5 Millionen Zuschauer, freier Eintritt in zahllose deutsche Wohnzimmer. Die Sendung wird in einer alten Bootsmotorenfabrik aufgezeichnet, Kulissen aus hanseatischem Backsteinrot, der Minister ist spät dran, die anderen Gäste sind schon da: der Komiker Oliver Pocher, die Sängerin Christina Stürmer, der Wirtschaftswissenschaftler Max Otte und ein Geo-Reporter, der sich einen Hirnschrittmacher einsetzen lassen musste.

Wie ein Boxer vor dem Kampf, unterwegs in einem unsichtbaren Konzentrationstunnel, stürmt Söder in die Garderobe, die kompliziert verkabelten Regieassistenten kommen kaum hinterher. Der Minister trägt einen nachtblauen Anzug und lange schwarze Strümpfe. Nichts entzaubert einen Politiker so sehr wie das Beinweiß zwischen Hosensaum und Socke.

Söder sitzt direkt neben Lanz. Es geht um Griechenland. Nach 19 Minuten und 45 Sekunden bringt er den Satz unter, von dem er später sagen wird, dass er sich ihn vorher zurechtgelegt hat: "Der deutsche Steuerzahler ist der gutmütigste Steuerzahler in Europa. Aber auch den darf man nicht ständig überfordern."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Neun Sekunden Beifall, Deckel drauf, Themenwechsel. Söder wirft seiner Pressesprecherin den zufriedenen Blick eines gesättigten Raubtiers zu, sie sitzt im Studio in der ersten Zuschauerreihe, starr wie eine Statue. Im Dezember 2014 stellte Günther Jauch sie vor seinem Millionenpublikum bloß, weil er den Eindruck hatte, sie versuche, nach Statements ihres Chefs Applaus "anzuklatschen".

Am Abend, an einer Hotelbar in Hamburg, sagt Söder, dass er die Sendung "okay" fand. In der Tat lief es gut. Er hat nicht versucht, Pochers Blödeleien zu überbieten. Er kam moderat rüber, fast staatsmännisch, wichtig bei einer bundesweit ausgestrahlten Sendung. Den späten Hunger, der stets auf den Adrenalinsturz nach einer Talkshow folgt, trinkt er mit einem Glas Tomatensaft weg.

Ein paar Tage später erklärt Markus Lanz am Telefon, nach Talkshow-Regeln sei Söder die Idealbesetzung, wenn in der Runde ein Politiker gebraucht werde: "Er ist ein Unterhaltungstalent. Man spürt seine Lust an der Formulierung und an der Zuspitzung." Interviews mit ihm gingen nie schief, versickerten nie in Schweigen. Söder habe zu jedem Thema einen Satz drauf. Er gehe auch auf provokante Fragen ein. Und er wage es, "sich gegen die veröffentlichte Meinung zu stellen – weil er weiß, die öffentliche Meinung hat er hinter sich. Das ist manchmal mutig, manchmal aber ein Spiel mit dem Feuer. Das weiß er auch."

Bestellt man im Zeitungsarchiv alte Artikel über Markus Söder, legt man beim Ausdrucken erst fast die Redaktion lahm und sitzt dann vor einem Papierstapel, so dick, dass man für mindestens eine Woche jeden Roman beiseitelegen kann. Auch der Bedarf an Seifenopern ist vorerst gedeckt. Markus Söder wird 1967 in Nürnberg geboren, als erstes Kind eines Maurermeisters und einer Bankkauffrau. Er wächst im Nürnberger Westen auf, dem ärmeren Teil der Stadt. Der Vater verehrt Franz Josef Strauß, der Sohn tritt wenige Tage nach seinem 16. Geburtstag – zum frühestmöglichen Termin – der CSU bei. Er studiert Jura, macht ein Volontariat beim Bayerischen Rundfunk, wird mit 27 jüngstes Landtagsmitglied und mit 36 Generalsekretär unter Edmund Stoiber. Er fordert, die Namen von Schwarzfahrern ins Internet zu stellen und zur besseren Integration von Ausländern in Schulen morgens die Nationalhymne zu singen. Als Stoiber stürzt, knickt auch Söders Karriere, er wird

als Europaminister zur Randfigur im Kabinett, dann Umweltminister, schließlich Finanzminister, pünktlich zur Euro-Krise.

"Markus Söder sah sich immer in Konkurrenz zur Gruppe"

In den Zeitungen wird Söder als "smarter Flachdenker", "Boulevardpolitiker" und "politischer Hallodri" beschrieben, als Mann mit dem "düsteren Charme einer politischen Drückerkolonie". Er sei ein Mensch mit "charakterlichen Schwächen", "von Ehrgeiz zerfressen", mit Lust an "Schmutzeleien". Die letzten drei Zitate stammen nicht von Journalisten, sondern von Horst Seehofer, vor Publikum vorgetragen auf einer CSU-Weihnachtsfeier. Söder und Seehofer sind gleich groß, gleich machthungrig, gleich populistisch. Es trennen sie: 18 Jahre. Der klassische Rangordnungskampf zwischen Jung und Alt.

An einem sonnigen Morgen bittet ein älterer Herr in Nürnberg in sein Reihenhaus. Der Mann war Söders Lehrer am Dürer-Gymnasium, in den Oberstufenjahren. Er kannte Markus Söder, bevor der zur Marke Söder wurde. Der Lehrer möchte namenlos bleiben. Er will nicht, dass seine Identität zu sehr mit Söders Biografie verschmilzt.

Der Lehrer sagt, er hätte Markus Söder "auch in Erinnerung behalten, wenn der nicht diese Karriere gemacht hätte. Ein exzellenter Schüler, hohes intellektuelles Potenzial." Söder schwänzte nie, hielt glänzende Referate, schrieb hervorragende Klausuren, bekam von ihm in jedem Zeugnis 15 Punkte, "übersetzt: eins plus", was zu Söders Abi-Durchschnitt von 1,3 beitrug.

Während der Lehrer sich erinnert, hängt die ganze Zeit ein fast hörbares "Aber" in der Luft. Er spricht es aus, als er die Tektonik seines damaligen Kurses beschreibt: eine Gruppe von Schülern, unter denen Söder "leider" auch durch einen "Mangel an Empathie" auffiel. Er habe seine Einsen am meisten genossen, solange die anderen nur Dreien schrieben. Sei ihm jemand im Notenspiegel zu nah gekommen, habe es passieren können, dass er sich beklagte, die Klausur sei zu einfach gewesen.

"Markus Söder sah sich immer in Konkurrenz zur Gruppe", sagt der Lehrer. Nie sei er von den anderen um Hilfe gebeten worden. "Wen bittet man um Hilfe? Den, von dem man vermutet, dass er helfen will."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Fragt man Söder selbst nach seiner Schulzeit, stellt er sie anders dar. Die Erinnerungen des Lehrers seien "Quatsch, nichts davon stimmt – außer, dass ich ordentliche Noten hatte". In seiner eigenen Erzählung ist er der rechte Revoluzzer im linken Mainstream der achtziger Jahre. Als seine Klassenkameraden, angefeuert von einigen Lehrern, gegen die Wiederaufbereitungsanlage Wackersdorf demonstrierten, lernte er lieber. Als seine Mitschüler das Video einer Scheibenwischer-Sendung des Kabarettisten Dieter Hildebrandt zeigten, die der Bayerische Rundfunk nicht ausgestrahlt hatte, schaute er nicht mit. Die ersten Stunden der Abiturfete verpasste er, weil die Junge Union zeitgleich eine Konferenz zum Thema "Sandinistisches Nicaragua" abhielt. Wegen seiner politischen Überzeugung, sagt Söder, sei er in der Schule nie für ein Wahlamt infrage gekommen, als Klassensprecher oder Schülersprecher. "Das einzige Amt, das ich da hatte, war Kartenwart."

Wenn Söders Lehrer seinen ehemaligen Schüler heute im Fernsehen sieht, freut er sich für ihn, einerseits. Andererseits, sagt er, wundere er sich, warum der Vielbeachtete nach wie vor so erkennbar um Anerkennung ringe.

"Aus mir nicht ersichtlichen Gründen", sagt der Lehrer. Für ihn wird das Rätsel Söder größer, nicht kleiner.

Die klassische Anerkennungsbestätigungsgelegenheit für Politiker ist ein Parteitag. Es ist ein Samstag im Juni, als im Sheraton-Hotel Nürnberg 92 Delegierte der CSU-Sektion Nürnberg-Fürth-Schwabach zusammenkommen, um ihren Bezirksvorsitzenden wiederzuwählen: Markus Söder. Eigentlich ein langweiliger, kaffeetränkter Termin, bei dem gegessen, geredet und heimlich gegähnt wird – aber auch ein Tag mit doppeltem Boden, bei dem es nicht ums Gegenwärtige geht, sondern um ein "Signal", wie Politiker sagen, ähnlich wie bei einem Testspiel im Fußball: Jeder Pass ist Prognose für die Zukunft. Hat der Trainer das Team im Griff? Wie viele Stimmen kriegt Söder? Hat er "die Rückendeckung der Basis"?

Söder spricht 75 Minuten, die ersten zehn verbringt er damit, Bekannte in den ersten Reihen namentlich zu grüßen, zur Geburt eines Leopold und eines Theodor zu gratulieren, Beziehungsfäden zu spinnen, Nähe und Kenntnis zu beweisen, eine Mischung aus Liebeserklärung und Drohung. Er sagt, was er bei Lanz sagt und in Tutzing, nur vertraulicher: "Wir sind uns ja einig ... spüren wir nicht alle ... ich darf

also feststellen ..." Söder, äußerlich jung geblieben, kann nicht ganz verbergen, wie lange auch er schon dabei ist, als er den administrativen Teil der Rede runternuschelt. Bei vielen Politikern, die ihr Leben in Parteistrukturen verbringen, schleifen sich mit der Zeit ein paar Silben ab: So wie Erich Honecker die Deutsche Demokratische Republik zur "Deutschen Kratschen Plik" verkürzte und Helmut Kohl zum "Bunzkanzler" wurde, fränkelt Söder "Zirgsvorzer" statt Bezirksvorsitzender und "Misterbräsent" statt Ministerpräsident. Aus der CSU wird ein etwas trunken klingendes "Zesu". Wir als Zesu, mit uns als Zesu, eine Partei wie die Zesu. Am Ende wünscht sich Söder für die bevorstehende Abstimmung "Unterhaken statt Fingerhakeln". Bei seiner letzten Wahl hat er 100 Prozent bekommen.

Söders "rezipientes-adäquates" Auftreten

Kaffee, Cola, Butterbrezn, dann das Auszählen: 92 abgegebene Stimmen, davon 89 für Söder, zwei gegen ihn, eine ungültig. Der Wahlleiter rundet etwas auf und verkündet: "98 Prozent!" Ein "Signal", da Ilse Aigner im Bezirk Oberbayern fast zeitgleich nur 96,3 Prozent erhält, Manfred Weber im Bezirk Niederbayern allerdings 99,5.

Söder bedankt sich und sagt: "Wir leben in einer modernen, demokratischen Partei!" Noch vom Podium twittert er ins Land: "Super Ergebnis. 98 %. Das ist Rückendeckung und Seelenbalsam."

Neben dem Seelenbalsamierten sitzt beim Parteitag ein Mann, den Söder bereits im ersten Gespräch erwähnt hat, als die Reporter-Routinefrage nach einem guten Freund fiel: Michael Frieser.

Wie das kontrollierte Öffnen des Terminkalenders ist auch die Preisgabe der Kategorie "Kumpel" eine Möglichkeit für jeden Politiker, mitzumalen am Porträt, das eine Zeitung von ihm zeichnet. Frieser gehört zur gleichen Generation wie Söder, ist Nürnberger wie Söder, Jurist wie Söder, sie kennen sich seit Jahrzehnten. Eigentlich ist kaum mehr als erkenntnisfreie Deckungsgleichheit zu erwarten, als Frieser nach Berlin einlädt – dorthin, weil es doch einen Unterschied gibt: Frieser vertritt die CSU im Bundestag. Er ist Mitglied im Innenausschuss, stellvertretender Vorsitzender des zweiten Untersuchungsausschusses zur Edathy-Affäre, laut eigener Internetseite

außerdem unter anderem "im Gremium nach § 23c Absatz 8 des Zollfahndungsdienstgesetzes (ZFdG-Gremium)".

Ein Fachpolitiker.

Im Regierungsviertel erzählt Frieser bei Espresso und Zigarillos, wie der 16-jährige Söder zur Jungen Union stieß. Ein Kerl in Cowboystiefeln. Ein Großer, der sich nicht kleinmachte. "Er war sich seiner Erscheinung schon damals bewusst."

Damals: forderte Söder mehr Schallschutzwände, Minigolf-Anlagen und Parkbänke, während die Linken vom Weltfrieden faselten und "voll auf dem Hippitrip" waren. Damals schon: hatte Söder die Gabe, Wählerwünsche zu wittern. Er rief dann bei Frieser an und blockierte den Telefonanschluss der Familie "bis an die Grenze des Akzeptablen".

Eine halbe Stunde lang decken sich Friesers jovial-loyale Erinnerungen mit allem, was Söder selbst sagt, wie er seine politische Position erklärt: "Dem Linken ist die Haltung zu einem Thema wichtiger als die Lösung. Der Linke sagt: Die Zukunft steht ohnehin fest, da müssen wir auf jeden Fall hin. Der Konservative fragt: Warum etwas Neues machen, wenn das Bewährte funktioniert?"

In Berlin lobt Frieser Söders "rezipientes-adäquates" Auftreten und dessen Gabe, mit Wortschöpfungen "Hörgewohnheiten zu brechen und sich so Aufmerksamkeit zu sichern". Friesers Ton ändert sich unmerklich, sobald man ihn an seiner eigenen Eitelkeit kitzelt, am Ehrbegriff des Fachpolitikers.

Warum twittert er nicht, wie Söder?

"Ich kann mein Thema ›Assistierter Suizid und Sterbehilfe‹ schlecht auf 120 Zeichen eindampfen. Die Welt verzweigt sich sowieso, dem möchte ich nicht noch Vorschub leisten."

Warum kämpft er nicht um Parteiposten, wie Söder?

"Ich will meine Zeit nicht in politischer Konkurrenz verbringen, im persönlichen Dauerzwist. Dafür ist mir das Leben zu wertvoll."

Warum ist er nie bei Markus Lanz zu sehen, wie Söder?

"Ich erschöpfe mich lieber in Phoenix-Runden. Meine Welt ist der Vortrag, in dem ich Menschen argumentativ in eine bestimmte Richtung lenke."

Frieser sagt all das gut verborgen unter beredtem Lachen. Erst beim Abschreiben des Tonbands fällt auf, dass er Söder nur einen "politischen Freund" nennt.

Gefragt, von wem sich Söder gern spielen lassen würde, sollte einmal sein Leben verfilmt werden, antwortet Frieser: "Ich glaube, er hätte nichts gegen George Clooney."

Wenn der beste Freund so redet, was sagt dann der Feind?

Schwer zu klären, wer das ist.

Fingerhakeln statt Unterhaken

Man kann in München, in einem Separee des Landtagsrestaurants, mit Margarete Bause sprechen, Fraktionschefin der bayerischen Grünen. Die sagt, Söder sei "ein Machtpolitiker in Reinkultur. Der hat keine inhaltliche Überzeugung, die ihn hindert, seine Machtspielchen zu betreiben. Ein ganz Verbissener." Was Gegner eben so sagen.

Man kann in alten Nürnberger Lokalzeitungen nachlesen, wie Söder in seinem ersten Landtagswahlkampf mit Parteifreunden Stimmung gegen eine Flüchtlingsunterkunft machte und ein Bürgergespräch organisierte zu der Frage: "Was können wir gegen das Asylbewerberheim tun?" Linke Gruppen nannten das auf einem Plakat Rassismus, Söder erstattete Anzeige und verlor in zweiter Instanz. Die Wahl gewann er.

Man kann dem Hinweis eines frühen Weggefährten folgen, der rät, sich im Archiv des Bayerischen Rundfunks die Fernsehbeiträge anzuschauen, die Söder zwischen 1992 und 1994 als Volontär und Redakteur verfasste und die "skrupellos CSU-Meinungen" wiedergäben. Es finden sich Drei-Minuten-Sequenzen wie Streitfall Europa, in der Bayerns damaliger Ministerpräsident Stoiber – Söders Mentor – nach Brüssel reist, um dort "die überzogene Bürokratie zu kritisieren". Unterlegt sind die Stoiber-Szenen mit dem Popsong Eye of the Tiger, der Hymne des Boxfilms Rocky III.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Und dann sitzt da ein Mann Mitte 50 in einem Nürnberger Biergarten und sagt, Söder sei ein "charakterloser Mensch", das solle man bitte auch so schreiben.

Peter Dilling sieht sich als Söders erstes Opfer in der Politik. Sollten Michael Friersers Erinnerungen von Nostalgie weichgezeichnet sein, sind seine von Hass gehärtet. Dilling führte die Junge Union in Nürnberg an, als Söder dort auftauchte. An inhaltliche Impulse des Neuen kann er sich nicht erinnern. Wurde gegrillt, habe Söder die Wurst besorgt, nicht mehr und nicht weniger. "Der ist nicht dadurch aufgefallen, dass er was Neues gemacht hätte, der hat engagiert ausgeführt", sagt Dilling. "Und der war immer da. Andere sind bei schönem Wetter auch mal ins Freibad gegangen."

Dilling, dünnes rotes Haar, rahmenlose Brille, kariertes Hemd, nippt an einer Apfelschorle und verjagt ein paar Wespen. Ende der Achtziger, als er zum Bezirksvorsitzenden der JU aufstieg, ein Amt, in dem man bis München wahrgenommen wurde, machte er den Immer-da-Söder zu seinem Geschäftsführer, ein Posten für loyale Seelen. Als Dilling später einen Job bei der Bundesanstalt für Arbeit antrat und für ein Jahr auf Lehrgänge geschickt wurde, habe Söder ihn nicht vertreten, sondern "Stimmung gemacht: Unser Bezirksvorsitzender ist ein Ausfall, unser Bezirksvorsitzender ist nicht präsent und so."

Fingerhakeln statt Unterhaken?

Söder bestreitet Dillings Darstellung. Der JU-Chef sei "wochenlang nicht erreichbar" gewesen. Dilling wiederum behauptet, nach langem Kampf habe er zermürbt aufgegeben und zugesehen, wie Söder an seiner Stelle immer weiter aufstieg. Dessen Weg habe ihn nicht verwundert: "Söder war schon damals auf Parteilinie. In der CSU sind inhaltliche Debatten nebensächlich. Es wäre naiv, zu glauben, dass man sich in einer derart dominanten Partei mit dem politischen Gegner auseinandersetzt. Da geht es den meisten um Posten."

Hin und wieder, sagt Dilling im Biergarten, schaue er sich im Internet Söders Facebook-Seite an, "aber nur mit Kotztüte". Manchmal frage er sich, ob er zu schwach gewesen sei für den "gnadenlosen politischen Darwinismus", ob Söder einfach stärker war.

Er findet aber: Söder war nur "skrupelloser".

Schon wieder dieses Wort. Wer ehemalige Begleiter zu Söder befragt, hört es häufig.

Markus Söder betont immer wieder, dass er in einfachen Verhältnissen aufgewachsen sei, in einem "Nürnberger Arbeiterviertel".

Das Navi führt in eine Straße, in der kleine Häuser in kleinen Gärten stehen. Söder verbrachte seine Kindheit in einer linken Doppelhaushälfte. Vor der Tür eine große Magnolie, die Fassade aus grobem Putz, am Klingelschild inzwischen ein slawischer Name.

Im Nachbargarten rechts ein ergrautes Ehepaar.

"Ja, der Markus!"

Die beiden sprechen ähnlich wohlwollend-kritisch über Söder wie dessen Lehrer. Sie würden ihn sofort zum Ministerpräsidenten wählen, obwohl sie ein bisschen sauer waren, als Söder ihr Viertel runterredete.

Den Markus, erinnert sich die Frau, habe man zu zweit wickeln müssen, "so zappelte der".

Der Markus, erinnert sich der Mann, habe sich als Kind "so gut wie nie dreckig gemacht".

Am Vater habe das gelegen, sagen beide, "vor dem Vater musste der Markus parieren", der Vater habe die Familie wie ein Patriarch regiert, mit wenigen Worten und noch weniger Zärtlichkeiten. Vor den Kindern habe Söders Mutter den Vater "Chef" genannt: Seht zu, bevor der Chef heimkommt. Wascht euch, bevor der Chef da ist.

Max Söder, der Maurer, ging morgens früh um halb sechs aus dem Haus und kam abends gegen sieben wieder. Dann blieb er oft stumm auf der Straße stehen und schaute, ob Fenster, Fassade und Dach noch in Ordnung waren. Nie habe der Vater mit dem Sohn Markus und der Tochter Heike im Garten gespielt, sagen die Nachbarn. Markus sei fast jeden Tag zu ihnen gekommen, anfangs ins Planschbecken, später zum Tischtennis.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mit 16 dann, sagen die Nachbarn, "verschwand der Markus in die Politik". Auf seinem Fahrrad, daran ein Anhänger voller Wahlplakate. Das ist das stärkste Bild, das sie von ihm haben.

Söders Dienstwagen rauscht mit Tempo 180 durch die Nacht, wieder ist einer von 1200 Terminen erledigt, dieses Mal ein heikler. In Coburg hat der Minister ein Samba-Festival eröffnet. Vor rund 10.000 Menschen stand Söder in senfgelbem Anzug auf der Bühne und wurde von einer Brasilianerin umsprungen, die kaum mehr trug als ein paar Federn. Trommler trommelten, Tänzer tanzten, Söder söderte ins Mikrofon: "Im Grunde genommen ist der Franke ein totaler Brasilianer. Er zeigt's nur nicht!"

Der Minister, vom Körperbau her eher ein Bär, hätte auf der Bühne viel falsch machen können, zu steif rumstehen oder zu schwungvoll mitgehen, auf Neudeutsch: over- oder underperformen . Also kniete er sich galant wie ein Verehrer vor die Halbnackte und schaffte es, weder blöd noch geil zu gucken. Als seine Sprecherin im Publikum die Germany's next Topmodel- Siegerin Sara Nuru und die brasilianische Multitasking-Moderatorin-Sängerin-Schauspielerin-Fitnessqueen Fernanda Brandão entdeckte, schob sie ihren Chef zwischen die zwei Frauen und machte schnell ein Foto von den dreien: Markus Söder, 12 955 Likes auf Facebook, Sara Nuru, 102 844 Likes auf Facebook, und Fernanda Brandão, 482 651 Likes auf Facebook.

Wollte jemand den Minister fotografieren, stellte er sich zum Selfie auf.

Begegnete der Minister einem Kind, fragte er: "Wie heißt du?"

Max.

"Das ist ein schöner Name."

Leonie.

"Das ist ein schöner Name."

Jannis.

"Das ist ein schöner Name."

Söder spricht, aber er sucht nicht das Gespräch. Und er wird auch nicht darum gebeten.

Wer wählt schon nach Parteiprogrammen?

Wer sich über Söder ärgert, so wie sich mancher über McDonald's ärgert, über diese Lust an der schnellen Bedürfnisbefriedigung, an der Vereinfachung, ärgert sich womöglich auch über sich selbst. Wer wählt schon nach Parteiprogrammen? Wer will noch einen Kandidaten kennenlernen, statt nach Plakatlächeln und Pointen zu entscheiden? Wer Markus Söder einen Spiegel vorhält, entdeckt darin auch ein Stück seiner selbst.

Der Fotograf, der dieses Dossier für die ZEIT bebildert, sagt nach einigen Wochen der Recherche, bei Söder falle ihm ein ungewöhnlich unsteter Blick auf, seine Augen suchten andauernd nach Halt wie ein Autofokus, sähen sich aber nirgends fest. Als sei sich Söder seiner Position im Raum nie sicher. Der Fotograf hat schon Gerhard Schröder, Joachim Gauck und Lech Wałęsa begleitet, Politiker, die Bürger fast als Geiseln nehmen und stets den vollsten Biertisch ansteuern.

Wenn Söder Bühnen oder Parteitagspodien verlässt, wenn das Volk nahe an den Volksnahen rückt, hat der nicht mehr als zwei Reaktionen drauf – Namensfrage und Gruppenbild. Wenn aus einer Masse von Zuhörern einzelne Menschen werden, irrt er durch ein Niemandsland zwischen Nähe und Abstand. Beinahe minütlich zieht er sein iPhone aus der Tasche seines Sakkos und liest SMS, Mails, Tweets, sein Gesicht beschienen vom blauen Licht des Displays. Auf dem Samba-Festival läuft er von der Bühne ins VIP-Zelt. Als die Nachfrage nach Handybildern abebbt, steigt er in seinen Wagen.

Darum jetzt mit 180 Sachen auf der linken Spur die Rücksitzreise, auch das ein fester Bestandteil fast jedes Politiker-Porträts, das Gewähren von Exklusivität und Scheinnähe, Schulter an Schulter.

Also: der Vater.

Vor zehn Jahren gestorben, sagt Söder. Kosenamen hatte er nicht für die Kinder. Schaute er fern (in einer Zeit, zu der es noch keine Fernbedienung gab), befahl er dem Sohn aus dem Sessel heraus: "Markus, umschalten!" Hat der Vater mal gefragt, wie es so geht? Ja, wenn der Sohn was ausgefressen hatte. Ist er je mit durch den Rasensprenger gehüpft? "Mein Vater ist nicht gehüpft."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auf dem Rücksitz strafft sich Markus Söder, verheiratet, Vater von vier Kindern aus zwei Beziehungen, trinkt Wasser in kleinen Schlucken und sagt: "Ich will mich nicht moralisch über jemanden erheben, der zu einer anderen Zeit gelebt hat."

Dabei sind seine Bierzeltreden neuerdings voller Bezüge zum Vater. Söder stellt alte Familienfotos ins Netz, berichtet vom strengen Handwerker daheim, erzählt, wie der Patriarch über schlechte Noten schimpfte. An diesen Stellen fehlt Söders Reden jede Frechheit.

Nach der Umfrage des Bayerischen Rundfunks, auf die Söder selbst gern verweist, sind jene Wähler, die er bedient, jene, die mit ihm "zufrieden" oder "sehr zufrieden" sind, Ebenbilder des Vaters: männlich, oft über 60, Hauptschulabschluss.

Passau leuchtet, Glocken läuten, als die Herren Schönmoser und Hofer, beide CSU, die Treppe des Landratsamts hinaufsteigen. Söder hat sie eingeladen, die beiden tragen Hemd und Krawatte. Georg Hofer ist Ortsvorsteher der Gemeinde Malching, Franz Schönmoser Bürgermeister von Rotthalmünster, Provinz, Grenzland zu Österreich. Es gibt ein paar Probleme: Die jungen Leute ziehen weg, die alten sterben, mit ihnen die Vereine, die Chöre, die Höfe, die Kultur.

Söder hat das begriffen und in einen Slogan übersetzt: "Die kulturelle Stabilität Bayerns wird nicht in Münchens Stadtmitte entschieden." Sein Heimatministerium hat einen großen Behördenumzug angeschoben, mehr als 50 Institutionen, gut 3.000 Jobs, werden in die Regionen verlagert. Der Landkreis Main-Spessart bekommt das Krebsregister, Kulmbach ein Kompetenzzentrum Strahlenschutz, Neustadt an der Aisch das Landesluftbildarchiv, Mittenwald das Beschussamt Südbayern für Waffen-, Böller- und Munitionsprüfungen. Außerdem verteilt Söder 1,5 Milliarden Euro, damit auch das kleinste Dorf ans schnelle Breitband-Internet angeschlossen wird.

Jetzt sollen die Bürgermeister Schönmoser und Hofer ihre Internet-Förderbescheide erhalten.

"Was ich an Söder schätze: Der hält, was er verspricht", sagt Schönmoser.

"Er ist in der Fläche präsent", sagt Hofer.

"So wird natürlich auch überall über ihn geredet", sagt Schönmoser.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Söder ackere wie ein Besessener, sobald er ein Thema entdeckt habe, sagen ehemalige Mitarbeiter: "Er ist nicht Schöpfer, eher Hebamme." Sein Personalverschleiß sei enorm, Zuarbeiter schieden mit Magenproblemen und Schlafstörungen aus, der Mann habe eine Kanzler-Konstitution, manchmal rufe er um drei Uhr nachts an, um Ideen zu besprechen. So treibt der Getriebene die anderen vor sich her. Abends um sieben liest er auf seinem iPad die Süddeutsche Zeitung des nächsten Tages, von Mitternacht an Bild. Nach eigener Aussage wacht er morgens zwischen fünf und sechs Uhr auf, ohne Wecker, und klickt sich durch die Online-Ausgaben der Regionalzeitungen, ehe er im Ministerbüro noch mal im Pressespiegel prüft, was die Journalisten über ihn geschrieben haben.

Seit einiger Zeit nimmt Söder auch noch Englischstunden; wenig ist für einen Politiker peinlicher als öffentliches Denglisch-Gestammel, ewig abrufbar auf YouTube.

Ist es egal, aus welchem Antrieb jemand etwas tut? Unterscheiden sich eine Politik des Gefallenwollens und eine Politik des Gestaltenwollens am Ende gar nicht so sehr?

Im Landratsamt Passau läuft Söder grußlos an mehreren Asylbewerbern vorbei, die auf Wartebänken im Erdgeschoss hocken. Im holzgetäfelten Sitzungssaal, wo die Bürgermeister Schönmoser und Hofer neben drei Amtskollegen warten, geht er wieder in den breitbeinigen Ronaldo-Stand und sagt, er Sorge für schnelles Internet in Bayern, "während man sich in anderen Bundesländern noch mit Rauchzeichen verständigt".

Dann ruft er die Bürgermeister nach vorn. Urkundenübergabe, eine Fotografin beugt sich in die Szene, Söder schiebt Schönmoser und Hofer zurecht: "Kommen S' her ... nehmen S' den Förderbescheid in die Hand ... so passt's." Das Bild, erfahren die Bürgermeister, können sie sich später von der Homepage des Ministeriums herunterladen. Lächeln, Klick, Blitz. In diesem Moment ist Rotthalmünster um 132.000 Euro reicher, Malching um 284.000. Und der Minister wird bald, als Foto, in einigen Amtsstuben mehr hängen.

So schafft Söder politische Win-win-Situationen – für sich und für jene Mehrheit im Land, die ihm eine Mehrheit garantiert. Er macht das derart offensichtlich, so un-

verschämt im ursprünglichen Wortsinn, dass er wie der letzte Ehrliche unter lauter lauenden Strategen wirkt. In Bayern ist so ein Anachronismus zukunftsfähig.

September, München. Ein heißer Sommer geht zu Ende, auf einigen Feldern ist das Getreide verdorrt. In der königlichen Residenz wird der 100. Geburtstag des Urviehs Franz Josef Strauß gefeiert. Die ganze "Zesu" kommt zusammen. Minister, Landräte, Kreisvorsitzende. Aus der Parade der Anzugträger ragt Markus Söder. Den Termin beim Papst musste er absagen. Söder hatte schon einen festen Tag im Kalender stehen, sollte dann aber zur selben Zeit über den Länderfinanzausgleich verhandeln. Sein Team stornierte die Flüge nach Rom und musste zusehen, wie Ilse Aigner im Vatikan auftauchte. Söder? Schaltete derweil freies WLAN am Chiemsee frei, schrieb für Spiegel Online einen Gastbeitrag über Strauß, besuchte Winzer in Franken und ließ das Land per Twitter wissen: "#Steuerhilfen für #Landwirte wegen der #Dürre. Wir lassen unsere Bauern nicht im Stich."

Fast so, als sei ein Treffen mit dem Papst eh nur Zeitverschwendung.

In der Residenzkirche in München strömt das Parteipublikum in die Bänke. Ganz vorn: der Ministerpräsident. In den Reihen dahinter suchen Aufstrebende und Absteigende ihre Plätze. Der ausgebootete Peter Ramsauer schafft's noch in Reihe vier, der abgesägte Innenminister Hans-Peter Friedrich nur in die zehnte. Ilse Aigner hat ausrichten lassen, dass sie später kommt. Markus Söder sitzt in der zweiten Reihe, schräg hinter dem Ministerpräsidenten. Eine Perspektive, hervorragend für die Fotografen und für ihn.

Markus Söder und Marke Söder sind jetzt ganz nah dran.

Die Löwen vom Sindschar

Die heiligen Berge der Jesiden sind von IS-Kämpfern umzingelt, als Adnan Schesho aus Bad Oeynhausen in den Krieg zieht. An der Front stößt der junge Deutsche auf Verwandte, auf Helden - und auf die Frage, wer er ist.

Von Jonathan Stock, DER SPIEGEL, 29.12.2014

Im Dunkel eines Zimmers, zwei Nächte bevor es in den Krieg geht, spricht ein Junge aus Niedersachsen vom Tag seines Todes. Adnan spricht, ein kleiner Mensch, 24 Jahre alt, Jeside, Deutscher, in seinem Gesicht sitzen eine große Nase und ein Paar gute, braune Augen. Er stammt aus Bad Oeynhausen, im Kurpark dort hat er Bier getrunken, hat auf dem Rasen Fußball gespielt und in der Aula der Realschule Süd sein Zeugnis entgegengenommen, im schwarzen Jackett. Jetzt liegt er in Dahuk auf einem niedrigen Bett, in einer Stadt im Nordirak, im Kurdengebiet, das zur Front geworden ist im Krieg gegen den "Islamischen Staat" (IS). Er hofft darauf, seinen Vater zu treffen, den Löwen von Sindschar. Er hofft darauf, dass die Jesiden siegen.

In Dahuk ist der Strom ausgefallen, Adnan würde gern schlafen, aber er kann nicht. Er sinnt darüber nach, ob er diese Reise überleben wird. Erst zweimal in seinem Leben hat er überhaupt ein Flugzeug bestiegen. Im Irak war er nur einmal, Verwandte besuchen. Im Krieg war er noch nie. Übermorgen soll es losgehen, wenn der Wind nicht zu stark bläst und der Nebel nicht zu dicht ist für die Helikopter. Adnan wartet, unruhig.

Als der Strom wiederkommt, mit flackernden Lichtern, ruft er seine Nachrichten und E-Mails ab, eine ist von der CDU, er hat auf sie gewartet. "Bitte entschuldigen Sie, dass wir Ihnen aufgrund des sehr hohen Anfrageaufkommens erst jetzt antworten", liest er. Man könne sein Entsetzen über die Lage im Irak gut nachvollziehen. Der

Konflikt lasse sich langfristig aber nur politisch lösen. Mit freundlichen Grüßen. Adnan lässt das Handy sinken. "Wenn alle so langsam reagieren, gibt es uns bald nicht mehr", sagt er.

Deshalb, weil alle so langsam reagieren, entschied er sich, selbst auf den Berg zu gehen. Er besorgte deutsche Schmerztabletten und russische Nachtsichtgeräte, Zigaretten für die Kämpfer und warme Hosen für seinen Vater. Alles liegt in einem großen Haufen neben seinem Bett, und Adnan hofft, dass er es in den Hubschrauber bekommen wird, auch seinen Rollkoffer, der ihn ein wenig aussehen lässt wie einen Urlauber, der sich auf dem Weg in einen Ferienklub verirrt hat.

Es ist Anfang Dezember, eine Offensive gegen den "Islamischen Staat" wird in zwei Wochen beginnen, sie wird eine Schneise schlagen in den Belagerungsring, aber für den Moment gibt es, wie seit Monaten, nur diesen einen Weg auf den Dschabal Sindschar, durch die Luft. Die Kämpfer des IS haben das Gebirge eingeschlossen und mit ihm 10 000 Jesiden, die schon im August geflohen waren, als der IS den Süden des Gebirges und Sindschar einnahm.

Zehntausende Jesiden ergriffen damals die Flucht, 80 000 zogen über die Berge weiter Richtung Norden, 10 000 blieben, weil sie nicht mehr weiterkonnten oder weil sie sich sicher wähten auf dem Berg. Es gibt eine Luftbrücke der irakischen Armee, die die Menschen mit dem Nötigsten versorgen soll. Aber es fehlt an Essen, an Kleidung, an Medikamenten. Es gibt nicht genug Hubschrauber, einer ist abgestürzt, zwei schossen IS-Milizen vom Himmel.

Was auch passiert, sagt Adnan, der Tag seines Todes sei in unsichtbaren Lettern auf die Stirn geschrieben. Daran glaubt er, es ist der Glaube der Jesiden, seines Volks. "Es ist vorab entschieden", sagt Adnan und wird dann still, weil er das Datum auf seiner Stirn nicht kennt.

Ziel der Reise ist der Tempel von Scherfedin, das zweitwichtigste Heiligtum der Jesiden, Grab eines jesidischen Widerstandskämpfers gegen die Mongolen im 13. Jahrhundert. Dort kämpfen Adnans Bruder, sein Cousin und sein Vater, Kassim Schescho. Er arbeitete im Stadtrat von Sindschar und war einer der Letzten, die die Stadt verließen, als sie vom "Islamischen Staat" eingenommen wurde. Jetzt führt er den Kampf

im Gebirge, bei Scherfedin. Adnans Traum ist es, dass er am Ende dieser Reise die heilige Pilgerstätte befreit. Es ist kein realistischer Wunsch.

Der IS schießt mit Mörsergranaten und Raketen, Selbstmordattentäter greifen mit gepanzerten Militärwagen an und mit Sprengstoff. Ein paar Tage zuvor schaffte es ein Humvee des IS bis an die letzte Absperrung heran. Es wirkt, in diesen Wochen vor der Offensive, als könnte nichts die Angriffe des IS stoppen, nicht die Luftschläge der Amerikaner, nicht die Guerillaangriffe der PKK, nicht die kurdische Armee der Peshmerga.

Zwei Tage nach der schlaflosen Nacht in Dahuk steht Adnan am Landeplatz der Hubschrauber, einem staubigen Feld nördlich des Tigris. In einer Halle stapeln sich Säcke voll Mehl, Helfer sortieren Zelte für den Berg. Soldaten machen sich bereit, schweigende, rauchende Männer. Adnan trägt Jeans und eine grüne Jacke um die Schultern, die er zu Hause bei Intersport gekauft hat. Hinter sich zieht er seinen karierten Reisekoffer her. "Ich glaube, sie kommen", sagt er.

Aus der Ferne klingt Dröhnen herüber, drei russische Helikopter zeichnen sich am Horizont ab, klobige Fluggeräte Baujahr 1964. Schwer landen sie auf dem Flugplatz, der Wind ihrer Rotoren lässt die Umstehenden straucheln. Ein irakischer Dreisternen-General in schwarzer Fliegerjacke steigt aus, nimmt die Sonnenbrille ab und schüttelt Hände. Die Umstehenden stellen ihm Adnan vor als den Sohn von Kassim Schesho, dem "Löwen von Sindschar". "Dein Vater ist ein Held", sagt der General, "ich bewundere ihn." - "Danke", sagt Adnan. Dann stellt er sich wieder zu seinem Reisekoffer.

Sein Vater, der Held, Adnan hört es oft in diesen Tagen, und er sagt dann immer, dass sein Vater gar kein Held sein will. Trotzdem kennt jeder Jeside den Mann, der nahe Scherfedin geboren ist, der als politischer Gefangener in den Knästen des Irak und Syriens saß, nach Deutschland zog und nach dem Fall Saddam Husseins in den Irak zurückkehrte.

Sie nennen ihn den Herrn vom Berge oder eben den Löwen von Sindschar. Er ist es, der mit ein paar entschlossenen Männern am alten Tempel von Scherfedin sitzt, um die Pilgerstätte gegen den "Islamischen Staat" zu verteidigen. Der, als der IS sein

Haupt hob, alle Freunde angerufen hat und sagte: "Kommt her, und bringt Waffen mit. Macht es nicht für mich, macht es für Scherfedin." Über Adnans Vater reimen die Rapper auf YouTube: "Die starke Rettung - mit Kassim Schesho - geht in Deckung."

Adnan ist einer von zehn Söhnen. Für ihn war der Irak immer nur eine Erzählung seines Vaters. Während der Vater für die jesidische Sache kämpfte, wusch er nach der Schule Teller und belegte Burger, er brach das Berufskolleg ab, machte Grundwehrdienst in Delmenhorst, arbeitete in der Heeresfliegerwaffenschule in Bückeburg. Pakete packen bei der Bundeswehr. Abgebrochen. Jetzt sieben Monate Übergangsgeld. "Ganz ehrlich, ich hab es vermässelt", sagt Adnan. Es gibt noch etwas, das ihn verfolgt: Bei seinem letzten Familienbesuch im Irak reiste er an dem Tag ab, als die Kämpfe begannen. "Ich war der Deutsche, ich hatte den Rückflug schon lange gebucht", sagt er. Jetzt ist er auch hier, um diesen Fehler wiedergutzumachen. Vielleicht schafft er es auf einer Insel im Feindesland, ein guter Sohn zu sein.

Auf dem Hubschrauberlandeplatz rennen ein Dutzend Peschmerga-Soldaten mit großen Kartons über die Heckklappe in den Hubschrauber, quetschen sich in den Laderaum. An den Seitentüren postieren sich zwei Bordschützen. Der General wirft die Rotoren an. "Wir fliegen", schreibt Adnan einem seiner Brüder noch ins Handy, "vergiss nicht, was ich dir gesagt habe." Zum Beispiel, dass er unbedingt den Stromanbieter wechseln müsse, wegen günstiger Tarife.

Unter sich sieht Adnan karstiges Land vorbeigleiten, mit einzelnen, wenigen Bäumen. Es ist die Ebene al-Dschasira Mesopotamiens, zwischen Euphrat und Tigris, altes Land. Hier zog der Überlieferung nach Abraham durch, hier bauten seine Vorfahren den Turm von Babel. Hier entstand die Schrift, das Gesetz, der Ackerbau. Hier entstand die Zivilisation.

Jetzt leben dort unten Kämpfer mit einer schwarzen Fahne, von denen die Jesiden sagen, dass sie keine Menschen seien. Dort unten haben sie ein Kalifat ausgerufen, mit Gesetzen wie vor 1400 Jahren. Sie plündern Dörfer, halten Sklaven, verkaufen Geiseln und schlagen Menschen die Köpfe ab. Der Bordschütze zielt auf dieses Land, er sucht die Artillerie des Feindes. Adnan drückt sein Gesicht an die Scheibe.

Als Muschrik, als Götzendiener, sieht der "Islamische Staat" die Jesiden. Ihre Bekehrung oder ihr Tod sei von Gott gewollt, Ziel sei "die kulturelle und religiöse Auslöschung der Identität der Jesiden". Seit Jahrhunderten schon werden sie Teufelsanbeter genannt, weil sie an den gefallenen Engel Tausi Melek glauben, der das Höllenfeuer durch seine Tränen ausgelöscht hat und von Gott begnadigt wurde. Die Jesiden wurden verfolgt; immer schon.

Muslimische Kurden brannten ihre Häuser nieder, osmanische Sultane und iranische Schahs schütteten ihre Brunnen zu, türkische Statthalter riefen zu Treibjagden auf die Jesiden auf. Saddam Hussein ließ ihre Dörfer zerstören, nordirakische Mullahs predigen, dass sich Jesiden "nie wieder freuen" dürften. Nach ihrer eigenen Zählung gab es in der Geschichte 73 Genozidversuche gegen ihr Volk. Dieser laufende, der 74., sei der schlimmste, sagen sie. Saddam Hussein, sagt Adnan, habe nur ihre Dörfer zerstört. Der IS versklave ihre Frauen.

Dschabal Sindschar, ihr Berg, ist Zufluchtsort in höchster Not seit 700 Jahren. "Ohne ihn würde es uns nicht mehr geben", sagt Adnan. Nach einer halben Stunde Flug von Dahuk sieht man die Berge fast ansatzlos aus der Ebene aufragen, ein Felsmassiv, 70 Kilometer lang, 20 Kilometer breit. Hier, am höchsten Gipfel Çel Mera, fast 1500 Meter hoch, schlug gemäß dem Glauben der Jesiden die Arche Noah nach der Sintflut gegen Land. Heute landen dort die Hubschrauber der Luftbrücke.

Aus der Höhe erkennt man die Lager und winkende Flüchtlinge. Der Landeplatz ist mit Stacheldraht und Soldaten gesichert, auch gegen die eigenen Leute. Wenn sich Flüchtlinge um den Eingang drängen, wenn sie versuchen, die rettenden Hubschrauber zu erreichen, treten ihnen die Bordschützen mit Stiefeln ins Gesicht. Vor ein paar Tagen hängte sich ein Mann verzweifelt an die Kufen eines startenden Hubschraubers, bevor er entkräftet herunterfiel.

Adnan ist angekommen. Er steht auf der Spitze des Berges mit seinem Koffer. "Lasst uns meinen Vater finden", sagt er. Die Flüchtlinge hier oben haben kniehoch Steine aufeinander geschichtet und Planen darübergespannt, als Behausungen. Sie schlagen die letzten Eichen zu Brennholz. Der Winter ist gekommen. Vor nutzlos gewordenen Funkmasten steht ein Krankenwagen, dessen Scheibe zertrümmert ist. Ein

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dreckiger Zelteingang weht im Wind, dahinter Müll und umgekippte Pappkartons, das ist "das Krankenhaus".

Aus der Ebene dröhnt das tiefe Krachen von Explosionen herauf. Rauchwolken steigen hoch. Die Flüchtlinge auf dem Berg müssen dabei zusehen und zuhören, wie die Dschihadisten im Tal ihre Häuser sprengen, Straße für Straße, Dorf für Dorf. Wenn die Offensive beginnt, sollen die Heimkehrenden nur die Ruinen ihrer Heimat vorfinden.

Adnan entdeckt seinen Vater unter einer Zeltplane, die gegen einen Lkw gespannt ist, vor der Asche eines verlöschenden Feuers. Der Löwe von Sindschar berät sich gerade mit einem General der Peschmerga. Sie planen die Offensive, die bald kommen soll, jene, die am vorvergangenen Donnerstag wirklich beginnt. Man hört sie verhandeln: "Wann kommst du mich mal zu Hause besuchen?", fragt der General Adnans Vater. Ein kurdisches Angebot, Besuch zeigt Respekt. - "Bring mir 600 Männer, wie versprochen, und Artillerie, dann besuche ich dich zehn Tage zu Hause."

Dann steht der Löwe auf und wendet sich seinen Gästen zu. Etwa fünfzig Männer stehen um das Zelt, Helfer, Soldaten, Flüchtlinge, Journalisten. Irgendwo dazwischen sein Sohn. Adnan bahnt sich einen Weg, der Vater wartet, er muss in der Rolle des Heerführers bleiben. "Guten Tag, Vater", sagt Adnan. Er küsst ihn dreimal auf die linke Wange, dann nimmt er die rechte Hand des Vaters, führt sie zum Mund, berührt sie mit den Lippen, um seine Achtung zu zeigen. Dann küsst ihn der Vater auf die Stirn, sein Segen. Sie tauschen ein paar Worte: "Was hat du mir mitgebracht?" "Marlboro Gold, wie du wolltest", sagt Adnan. "Die originalen?" - "Ja." - "Gut."

Es ist ein kurzes Wiedersehen. Adnans Vater muss mit dem Peschmerga-General nach Dahuk fliegen, um dem kurdischen Präsidenten Barzani neue Waffen abzuhandeln. Adnan soll am Fuß des Berges warten, am Heiligtum Scherfedin, bis der Vater zurückkommt. Der Sohn soll ihn vertreten als Verteidiger des Heiligtums. Adnan sagt, es sei der schönste Moment seines Lebens gewesen, als sein Vater für ihn aufgestanden sei, um ihn zu begrüßen. Vier Stunden später erreicht er eine stromlose Ortschaft. Scherfedin. Der Weg hierher führte über steinige Pisten, an ausgebrannten Wagen entlang. Kinderschuhe lagen am Wegesrand, zwei Männer mit Panzerfäusten und einem Maschinengewehr begleiteten Adnan, um ihn notfalls gegen die "Daisch" zu verteidigen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

gen. Den Namen verwenden sie hier für die Dschihadisten, ein lang gezogenes, böses Wort: Daasch. "Von wo schießen sie denn?", fragt Adnan. "Von Sununi", sagt einer der Männer. "Wo ist Sununi?", fragt Adnan; er kennt die Namen noch nicht, die für die Soldaten mal Heimat verhießen und nun seit Monaten Bedrohung bedeuten.

Hunde heulen den roten Vollmond an, der über der Kuppel von Scherfedin leuchtet. 30 Häuser ducken sich hier an den Hang des Gebirges. In denen, die nicht verlassen sind, haben sich Soldaten verschanzt. Weiße Grabsteine ziehen sich am Ortseingang entlang. Hinter Olivenbäumen erhebt sich eine große Festhalle, in der früher die Dorfbewohner zu Hochzeiten tanzten. Heute lagert Adnans Vater hier Munition und Mehl, an die Wand hat einer geschrieben: "Wir werden so lange kämpfen, bis wir sterben". Es ist Adnans neues Zuhause. In der Halle breitet eine Frau eine Decke auf dem Boden für ihn aus. Es gibt keinen Handyempfang, Adnan spielt Super Mario auf seinem Telefon. "Mach das Licht aus, wegen der Scharfschützen", sagt die Frau.

Mit Adnan sitzen etwa zwanzig Männer im Dunkeln. Sie sprechen von Waffen, Munition, den letzten und den nächsten Angriffen. "Wenn wir ein Artilleriegeschütz bekommen, können wir unsere Dörfer zurückerobern", sagt einer. Helden hier sind ein Mann namens Rambo, ein finster aussehender Kämpfer in Lederjacke, der immer eine Panzerfaust über der Schulter trägt. Oder der 18-jährige Khalaf Said, der mit der bloßen Hand ins Mörserrohr gegriffen hat, um die Granate freizubekommen.

Adnan hört gern Beethoven. Sein Lieblingsfilm ist "The Big Lebowski" mit Jeff Bridges. Sein einziges Vergehen bisher war Fahrradfahren ohne Licht, er zahlte zehn Euro Bußgeld. Seine Heimat, sagt Adnan, sei Bad Oeynhausen. Seine Brüder arbeiten bei VW, bei Hettich, studieren Jura. Ein deutsches Leben. Und doch war er immer Adnan, der Jeside. Er musste sich anhören, dass er für einen Ausländer ziemlich gut Deutsch spreche. "Ich bin seit 24 Jahren Deutscher", sagt er, "natürlich spreche ich gut Deutsch." Er sieht es an den Augen der anderen Deutschen, sagt er, dass er wohl nie wirklich akzeptiert werden wird. In der achten Klasse hielt er ein Referat, und alle starrten ihn an, als er erzählte, dass Jesiden nur Jesiden heiraten könnten. Es ist der Schutzmechanismus eines Volkes, das immer auf der Flucht war.

Ein neuer Tag beginnt, am Berghang von Scherfedin haben Männer aus Steinen Wörter geformt, mit metergroßen Buchstaben: "Help us". Eine Gruppe Kämpfer

kommt auf Adnan zu, sie wollen neue Munition von ihm, vom Sohn des Löwen. "Lasst mich erst mal ankommen", sagt er. Er beschließt, Haydar zu besuchen, seinen Cousin, der im letzten Haus vor der Front wohnt, wo die Fenster mit Pappe verdunkelt sind, damit kein Lichtstrahl nach draußen dringt.

Haydar sitzt in einem Garten an der Front, neben einem Zwiebelbeet, gerade ist es ruhig, kein Beschuss. Der Cousin ist ein freundlicher Mann mit Schnurrbart, ein Abgeordneter des kurdischen Parlaments, früher Manager einer Burger-King-Filiale in Bad Nenndorf. Er hat Politik studiert, seine Tochter ist Bauingenieurin in Deutschland. Jetzt kämpft er hier gegen den "Islamischen Staat".

Haydar ist müde und hat traurige Augen, die zu viel gesehen haben. Vor Kurzem hat er bei Gefechten seinen besten Freund zurücklassen müssen. Dreimal hat er nach ihm gerufen, aber niemand antwortete. Noch immer verfolgt ihn die Erinnerung. "Es tut mir leid, aber sonst wären wir selbst auch dageblieben."

In der Ferne knallt ein Schuss. Haydars Männer rennen aufgeregt auf dem Hausdach hin und her, sprechen in Funkgeräte. Haydar redet weiter, als hätte das Telefon geklingelt. Der Feind, sagt er zu Adnan, sei nicht ihr Feind, sondern der Feind der ganzen Welt.

Zwei Autos nähern sich, sie werden mit Mörsergranaten schießen, Haydar entschuldigt sich, weil er das Gespräch unterbrechen muss, er dreht sich um und geht zu einem schweren Browning-Maschinengewehr auf einem Mauersims. Seine Männer führen die Patronen zu, Haydar zieht den Spannhebel, drückt den Abzug und gibt ein paar Schüsse auf die Wagen ab. Er hebt die Hand, sagt "Reicht!" und dreht sich wieder um. Die Wagen drehen ab. "Wir hatten al-Qaida", sagt er, "das war schlimm. Jetzt haben wir Daisch. Die sind noch schlimmer. Ich frage mich manchmal, was in der Zukunft kommt."

Am Nachmittag beginnt der Beschuss. Schwere Mörsergranaten landen neben der Pilgerstätte. Die Männer suchen Deckung in der Festhalle. Die Scheiben klirren von den Einschlägen um das Haus. Später sammeln sie Geschosssplitter, wie Souvenirs. Als die Einschläge gegen Abend zunehmen, geht der Strom wieder an, und die Männer sehen im Fernsehen das Champions-League-Spiel FC Basel gegen Real Ma-

drid. Real gewinnt, was die Männer nicht besonders interessiert, sie sind alle Fans von Bayern München.

Nach dem Angriff, in der Abenddämmerung, reckt Adnan im Garten sein Handy in die Höhe. Hier bei der Wäscheleine ist ein Platz, an dem die Kämpfer manchmal Empfang haben, wenn sie das Telefon in einem bestimmten Winkel halten. Adnan erreicht seine Familie, man hört aufgeregte Stimmen, er sagt: "Ja, hier ist Mörserbeschuss. Aber das ist normal."

Dann möchte er dem Bundestagsabgeordneten aus dem Wahlkreis Minden-Lübbecke schreiben, Achim Post. "Guten Tag, Herr Post", schreibt er, "Es wird Essen, Wasser, aber vor allem SCHWERE Waffen benötigt. Die IS-Miliz beschießt uns täglich mit Mörsern und Raketen, wir haben nicht genug Munition." Zehn Minuten lang versucht er die SMS an Herrn Post zu schicken, dann gibt er auf. "Keine Verbindung mehr nach Deutschland", sagt er.

Er hat aufgehört, sich zu rasieren, er bekommt langsam einen Vollbart. Seine Intersport-Jacke hat er gegen einen khakifarbenen Militäranzug eingetauscht, darüber eine Weste mit Magazinen. "Es muss wie eine zweite Haut sitzen", erklärt er, "damit ich dran gewöhnt bin, wenn es zum Kampf kommt." Nachts hört er das Reißen von Patronengurten und das Klacken der Sicherungshebel von Gewehren, das Husten und Schmatzen der anderen Männer. Zu Hause in Bad Oeynhausen konnte er die Frösche quaken hören, und wenn er aus dem Fenster schaute, dann sah er die Schaukel im Nachbarsgarten und den Kamm des Wiehengebirges. Das Bad war gefliest, und er aß, was er wollte.

Jetzt schläft er auf dem Boden und isst Bulgur und dünnes Brot. Jede Zitrone ist eine Kostbarkeit. Das Klo ist ein Loch im Boden, durch die zerborstenen Scheiben drückt der Wind kalte Luft, Hunde scharren nach Futter. Aber er, Adnan, ist jetzt dort, wo sein Vater geboren ist. Er wirkt zufrieden. Er erzählt in der Festhalle die Geschichte von seiner Einschulung. Er war sechs Jahre alt. Sein Vater begleitete ihn zu Fuß, und irgendwann fragte er ihn, warum sie nicht mit dem Auto fahren. "Ich gehe nur einmal mit dir diesen Weg", antwortete sein Vater, "ab morgen musst du es allein können."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Adnan sagt jetzt nicht mehr, dass Heimat dort ist, wo man geboren ist, sondern dass sie dort ist, wo man sich wohlfühlt. Früher hat Adnan gern lange geschlafen, aber jetzt steht er um vier Uhr morgens auf, um die Wachen auf dem Dach zu überprüfen. Er sagt jetzt Sätze wie: "Den Feind gilt es zu besiegen und zu vernichten. Der Feind ist leider nicht dumm. Der Feind hat Rückendeckung." Der Krieg hat ihn verändert, binnen zweier Wochen. Er hat Sinn gestiftet. Er hat ihm einen Platz zugewiesen. Er ist nicht mehr Adnan, der Jeside. Er ist jetzt Adnan, der Sohn von Kassim Schesho, dem Löwen vom Sindschar, dem Herrn des Berges. Er verwaltet den Schlüssel zum Munitionsraum, er schlichtet Streit, und er hält Ausschau nach Spionen.

Adnan, hast du keine Angst?

"Um mich nicht, wenn es passiert, dann passiert es halt. Ich habe nur um meine Familie Angst."

Wie lange bleibst du hier noch?

"Monate, vielleicht ein Jahr."

Was willst du hier?

"Der Familie helfen. Den Tempel verteidigen. Ich will leben und nicht existieren."

Er war nie besonders gläubig, aber der Krieg hat den Glauben in ihm geweckt. Er braucht ihn, denn er erklärt seine Reise. Erst wenn wir uns verteidigen, schützt uns Scherfedin, das Heiligtum, sagt er. Am Abend kommt ein alter Freund seines Vater zu ihm, er spricht von den Träumen seiner Kindheit, von früheren Leben und nächsten Leben, vom Seelenbruder und von der heiligen Quelle Zamzam im versteckten Tal von Lalisch. Er sagt, wenn wir unseren Glauben verloren haben, dann haben wir alles verloren.

Adnan sagt, dass man sich früher nicht immer auf ihn verlassen konnte, aber jetzt schon. Man könnte sagen, der Krieg hat Adnan zu einem besseren Menschen gemacht. Aufseiten des IS kämpfen Jungs aus Dinslaken und ein ehemaliger Rapper aus Berlin. Aufseiten der Jesiden kämpft ein Bürgerbrater aus Niedersachsen. Es ergibt keinen Sinn. Aber es ist Krieg.

An einem Dienstag Mitte Dezember, wenige Tage vor Beginn der Offensive, die den Belagerungsring des IS sprengen wird, wird das heilige Feuer im Tempel entzündet. Im Mausoleum von Scherfedin übernimmt der Alte im Dorf die Aufgabe, der Sheikh, er bringt eine Kalaschnikow mit.

Der Tempel ist nur eine kleine Kammer aus Stein, aber für die Menschen hier ist er alles. Sie wissen nicht mehr genau, wer Scherfedin war, das Wissen ist verloren gegangen durch die Jahrhunderte auf der Flucht. Es gibt keine heilige Schrift, jeder hat andere Erklärungen, andere Geschichten. Nur die Rituale sind noch die gleichen, sie sind von den Vätern auf die Söhne immer weitergegeben worden. Adnan geht durch das Tor aus Stein, er küsst den Eingang. "Mögen deine Wünsche in Erfüllung gehen", sagt der Alte am Eingang. Der Sheikh ruft die Namen der Umstehenden auf und segnet sie. Sein Cousin Haydar kann nicht kommen, er wird an der Front gebraucht. Der Wind heult um den Tempel. Das Feuer erleuchtet Adnans Gesicht. Er legt die Hände auf den steinernen Altar. Mit reinem Herzen muss man sich hier etwas wünschen, sagt er.

Er weiß nicht genau, was sich die Leute hier wünschen, erzählt er am Abend. Aber Adnan glaubt, sie wünschten sich, dass die Gestorbenen in Frieden ruhen, die Gefangenen nach Hause finden, die Frauen befreit und die Hungernden essen werden, die Überlebenden den Kampf gewinnen. Und dass sein Vater gesund zurückkehrt.

Von draußen dringt das Geräusch der Haussprengungen herein, der Wind nimmt zu. Der alte Sheikh tritt vor den Tempel und deutet auf den heiligen Maulbeerbaum vor dem Eingang. Er erklärt, dass jeder, der zum Heiligtum kommt, ein Blatt dieses Baumes mitnimmt, als Zeichen seines Glaubens. Einer der jungen Kämpfer neben ihm öffnet seine Brieftasche, darin steckt ein bröseliges, kleines Blatt.

Diese Nacht wird der "Islamische Staat" wieder angreifen. Oben auf dem Berg an der Stellung des Maschinengewehrs hat einer der Kämpfer auf die letzte Mörsergranate in der Munitionskiste gezeigt. Die Männer in den Bergen haben sich auf ihre Gewehre noch eine Patrone montiert. Bevor sie dem IS in die Hände fallen, wollen sie sich lieber selbst töten.

Das Ende von Scherfedin wäre dann so wie das Ende aller Kuppeln in den Dörfern, die vom IS erobert wurden: zerborstene Steine zwischen gesprengten Gräbern. Aber es kommt, für dieses Mal noch, anders. Ein paar Tage später kehrt Adnans Vater zurück, und 500 kurdische Peschmerga-Kämpfer erreichen Scherfedin. Der Tempel ist frei. Lastwagen, bepackt mit Getreide und Decken, erreichen das Gebirge. Es sind, unter dem Maulbeerbaum, Wünsche erhört worden.

Eine große Schuld

Der Völkermord von Srebrenica jährt sich im Juli zum zwanzigsten Mal. Der niederländische Blauhelmsoldat Boudewijn Kok liess sich das Datum in seine Haut stechen

Von Erwin Koch, DAS MAGAZIN, 10.05.2015

Kein Mikrofon liess er aus – schlaflos war er nach jedem Gespräch, traurig, nervös, Boudewijn Kok, geboren am 25. Juni 1974, Kriegsveteran: Doch nun ist genug geplappert, zumindest auf dem Boden des Landes, wo viele ihn einen Feigling nennen, weshalb, Boudewijn, hast du nichts getan, als die Serben kamen, weshalb dem Massaker zugeschaut?

Ignoranten!, stöhnt er und legt die Rechte auf den linken Arm, darauf, tief in weisse Haut geschrieben, sein Gebot: Never forget 11.7.1995.

Über Srebrenica zu reden, sagt er, fällt mir im Ausland leichter.

Seit einem halben Jahr, endlich, sagt er, sei er in Therapie.

Boudewijn Kok, vor einer Stunde aus den Niederlanden angereist, sitzt in der Kellerbar des Hotels Helvetia, nur Schritte neben dem Bahnhof Basel SBB, sein Handy auf dem Tisch, ein Paket Marlboro.

Srebrenica, sagt er mit klarer Stimme, ist eine Stadt in Bosnien.

Ich bin ihr Gefangener.

Und werde es immer sein.

Er schweigt und atmet, schaut zum Bild an der Wand, Sonnenblumen.

Erzähl.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Du weisst nicht, was Küssen ist, bevor du es tust, du weisst nicht, was Sterben ist, bevor du stirbst, und du weisst nicht, was Krieg bedeutet, bevor du darinsteckst.

Boudewijn Kok, ausgemusterter Soldat Nummer 740625267 der Koninklijke Landmacht der Niederlande, legt seine Hände flach auf den schweren dunklen Tisch, spreizt die Finger.

Krieg ist –

Wenn du nicht weisst, ob man dich erschießt, nur weil du einer alten Frau Wasser gibst.

Wenn Männer sich aus Angst erhängen.

Wenn du plötzlich ein schreiendes Kind in den Armen hast und es der Frau reichst, von der du glaubst, sie sei die Mutter, und zwei Tage später in einer Mülltonne ein totes Baby entdeckt wird, ich hatte nicht den Mut, es anzuschauen, ich wollte nicht wissen, ob es das Kind war, das ich auf meinen Armen getragen hatte.

Wenn du gewusst hättest, was nun begann – hättest du dich anders verhalten?

Ich weiss es nicht, sagt er.

Vielleicht.

Vielleicht nicht, schweigt er.

Weshalb wurdest du Soldat?

Er lacht auf.

Aus Lust auf Abenteuer, aus Langeweile, ich war noch ein Kind, achtzehn.

Wieder spreizt er die bleichen Finger, drückt sie aufs Holz, grölt die eigenen Worte nach –

Lust auf Abenteuer!

Srebrenica!

Genozid!

Das schwerste Kriegsverbrechen in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg!

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im Juli 1995 überrannten 5000 christliche Serben, ausgerüstet mit Panzern und Kanonen, den Ort Srebrenica, überfüllt mit muslimischen Flüchtlingen, geschützt von einer Truppe der Vereinten Nationen, 300 Blauhelmen aus den Niederlanden, Dutchbat III.

8000 tote Bosnier, zumeist Männer und Knaben zwischen 12 und 77, industriell hingerichtet, maschinell verscharrt.

Aber wären wir, sagt Boudewijn im Keller des Hotels Helvetia, Sonnenblumen an der Wand, Stühle auf den Tischen, wären wir nicht dort gewesen, wären nun Zehntausende tot.

Boudewijn, das ist deine Theorie.

Trotzdem, sagt er und verschränkt die Arme vor der Brust.

Mir bleibt nichts anderes übrig.

Ich lerne endlich, meinen Krieg zu ertragen.

Mich nicht zu schämen, dass ich in Srebrenica war.

Er holt Luft.

Ich, Boudewijn Kok, war einer von denen – ich war ein Dutchbatter.

Und habe getan, was mir möglich war.

Noch Schüler sei er gewesen, etwas faul und naiv, sagt Boudewijn, Sohn eines Fabrikarbeiters in Hardenberg, Provinz Overijssel, Freund von Kriegsfilmern, Mädchen und Bier, als er beschlossen habe, Soldat zu werden. Das hätte er nicht werden müssen, weil zwei seiner drei älteren Brüder es schon waren, und dennoch, bereits das gute Entlassungsgeld vor Augen, 25 000 Gulden, unterschrieb Boudewijn Kok für vier Jahre und wurde am 2. Oktober 1992 Soldat, grüne Uniform, drei Monate in Weert, Provinz Limburg, rennen, schießen, rennen, warten, rennen, warten, warten, rennen, dann drei Monate in Utrecht, Ausbildung zum Automechaniker, zwei Monate in Soesterberg, Panzermechaniker, ein Monat Veldhoven, Lastwagenmechaniker, schliesslich Havelte, Korporal in der 43. Panzergeniekompagnie, nicht weit von Hardenberg, wo die Eltern wohnten, totale Spiesser, mit denen ich kaum noch sprach.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wann hast du zum letzten Mal geweint?

Am Tag der Befreiung, 5. Mai, vorgestern.

Erzähl.

Was soll ich erzählen? Man hatte mich, den Veteranen, gebeten, am Tag der Befreiung drei Minuten lang zu reden, vor 10 000 Leuten, vielleicht waren es 15 000. In Assen, Hauptstadt der Provinz Drenthe, wo ich nun lebe.

Drei Minuten zum Thema Freiheit.

Van Dik Hout spielten auf, sie spielten ihr berühmtes Lied Stil in mij.

Het is zo stil in mij, es ist so still in mir.

Ik heb nergens woorden voor, ich habe keine Worte dafür.

Dann stand ich dort auf der Bühne, ein Mikrofon in der Hand –

Und?

Ich sagte, ich sei in Srebrenica gewesen, ich wisse, was Friede bedeute, weil ich wisse, was Krieg sei.

Hass gehöre nicht zum Menschen, Hass sei anerzogen.

Also könne man sich davon auch wieder befreien.

Denn nur Liebe bringe die Menschen weiter.

Friede, sagte ich, ist ein rares Gut, geht sorgsam damit um.

Und als ich dann von der Bühne stieg und Van Dik Hout wieder zu spielen begannen –

Stil in mij

Zo stil in mij

Dann hab ich geheult.

Du warst ein braver Soldat?

Es war mein Beruf.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er sei zwar, sagt Boudewijn Kok, nicht einer gewesen, der Befehle nie hinterfragt habe, militärischer Gehorsam, die ganze Disziplin habe ihm zu schaffen gemacht, immer wieder, aber schliesslich, nicht auf den Kopf gefallen, habe er sich zu helfen gewusst, er sei Minimalist geworden, habe sich lieber hinter seinen Motoren versteckt als vorgedrängt, ich war wohl nicht brav, schon gar nicht stolz, aber brauchbar, geil auf mein Bier und das Austrittsgeld nach vier Jahren, 25 000 Gulden.

Worauf bist du stolz?

Worauf bin ich stolz?, sagt er und legt die Rechte auf den linken Arm, Never forget 11.7.1995, daneben, blau auf weiss, das Zeichen des Dutchbat III, eine grosse römische Drei.

Dass ich Hilfe annehmen kann, darauf bin ich stolz, seit einem halben Jahr bin ich in Therapie.

Wo?

Im Sinai Centrum Amersfoort, einer jüdischen Klinik, die sich einst um Menschen kümmerte, die den Holocaust überlebt hatten, heute um solche, die anderswie im Krieg waren – um Leute wie mich.

Mit einer posttraumatischen Belastungsstörung.

Boudewijn, wie zeigt sich das?

Er dreht am breiten Daumenring.

Die das haben, halten sich selbst nicht aus.

Die können nicht allein sein.

Sie rennen weg.

Sind ständig auf der Flucht vor irgendwas.

In Bosnien war Krieg, Serben gegen Bosnier, Christen gegen Muslime, ein Schlachten unter Nachbarn. Im März 1993 reiste General Philippe Morillon, Kommandant der United Nations Protection Force in Bosnien, UNPROFOR, eine internationale Schutztruppe der Vereinten Nationen zur Überwachung von Waffenstillständen in den Jugoslawienkriegen, ins ostbosnische Srebrenica, gebaut für 6000 Menschen.

Nun drängten sich dort 50 000 Flüchtlinge aus den Dörfern der Umgebung, Bosniaken, Muslime, umzingelt und gejagt von serbischen Truppen, die immer näher kamen. Kaum Wasser, kaum Strom, wenig Nahrung, keine Medikamente. Morillon, als er das Elend nach zwei Tagen verliess, gelobte, die UNO werde Srebrenica und seine Bewohner nicht im Stich lassen.

Srebrenica war jenseits meiner Welt, sagt Boudewijn Kok, kurzes blondes Haar, schmales Gesicht.

Ich muss mal, sagt er, klopft sich eine Zigarette aus der Schachtel und steigt hinauf ins Strassenlicht, zieht den Rauch tief in seine Gestalt.

Drei Tage nach der Drohung der Serben, Srebrenica zu erobern, wenn es sich nicht innerhalb von 48 Stunden ergebe, am 16. April 1993, erliess der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen die Resolution 819, rief den Ort und seine Umgebung zur Schutzzone aus, verbot jeden Angriff oder unfreundlichen Akt. Und wieder zwei Tage später fuhren zum Schutz der Belagerten 170 Kanadier vor und schlugen ihr Lager auf, weisse Container, gesäumt von einem hohen Zaun.

Lustlos fuhr Korporal Boudewijn Kok ins deutsche Seedorf, Niedersachsen, Mechanisierte Brigade 41 des Heeres der Niederlande, kroch unter Lastwagen, reparierte, was zu reparieren war, legte nachts eine Matratze auf die Werkbank, trank sich warm, schlief schnell weg, Februar 1994, ein ganzes Jahr lang, hiess es, habe er in Deutschland zu bleiben. Im März rückten die ersten Niederländer in Srebrenica ein, versehen mit kugelsicheren Westen und blauen Helmen, das Dutchbat I, im Juni, zwanzig Jahre alt geworden, erhielt Boudewijn den Bescheid, er sei bestimmt, nach Bosnien zu fahren.

Wo ist denn das?, fragte er.

Hättest du dich weigern können?

Dann hätte ich meinen Job verloren.

Was sagten die Eltern dazu?

Ich weiss nicht mehr, ob ich es ihnen erzählte.

Und deine Freundin?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Komm gesund wieder.

Ein Arzt warnte vor Tripper, Syphilis, Aids, vor Chlamydien und Trichomonaden, ein Offizier redete über die Waffen der Serben, Panzer, Mörser, Haubitzen, ich kann mich nicht erinnern, was man uns noch erzählte, ich weiss nicht, ob jemand erklärte, worum es ging in diesem verdammten Krieg am Arsch der Welt.

Du weisst nicht, was Küssen ist, bevor du küsst –

Im August hiess es, das Dutchbat III, dessen Mitglied Boudewijn bald sei, reise im Oktober, im Oktober sagten sie, im Januar. Sie bestellten Korporal B. Kok nach Assen, Provinz Drenthe, 13 Luchtmobiele Brigade. Am 6. Januar 1995 war Abschiedsfeier, die Eltern, nun doch, standen im Hof der Kaserne von Assen, drei Brüder, die Freundin, Musik spielte, dann hörte sie zu spielen auf, alles war ruhig, jemand schluchzte, meine Freundin.

Und du?

Was?

Hast du geweint?

Nein.

Hast du in Srebrenica nie geweint?

Einmal – als die Bosniaken Raviv van Renssen umbrachten, einen von uns.

Weshalb?

Weil die wollten, dass wir mit ihnen gegen die Serben kämpften.

Also erschossen sie einen von euch?

Der Krieg – und das begreift keiner, der nie im Krieg war – hat keine zivile Logik, kein Krieg hat nur unschuldige Opfer, nur schuldhafte Täter, Krieg ist Verrohung, Krieg ist das Menschenmögliche.

Der 9. Januar 1995 war ein Montag, Schnee lag in den Strassen von Assen, als die Soldaten, die nach Srebrenica sollten, in die Busse stiegen, vorbei an denen, die zurückblieben, aufgestellt in Reihen, die Hand an der Schläfe.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wie fühltest du dich?

Vergessen!

Von wem?

Ich habe vergessen, wie ich mich fühlte, sagt Boudewijn am schweren hölzernen Tisch, blickt hinüber zum Klavier an der Wand, bedeckt mit einem weissen Tuch, zwei Rosen darauf, Plastik.

Sie reisten zum Flughafen Schiphol, stiegen ein, landeten gegen drei Uhr in Zagreb, Kroatien, und hatten zwei Stunden Zeit, sich umzusehen auf dem Gelände der UNPROFOR, Burger King, Duty-free, Boudewijn Kok kaufte ein Aftershave der Marke Davidoff.

Dann die Fahrt durch die Nacht.

Srebrenica.

Leben in Containern, drei Betten, zwei Fenster, eine Tür.

Zwei Dosen Bier pro Mann pro Tag.

Bruce Springsteen ab CD, Garth Brooks.

Und ab und zu eine Gewehrsalve in den Wäldern.

Du wusstest, wo die Front war?

Auch das habe er vergessen, sagt Boudewijn, er sei Mechaniker gewesen, zuständig für alles, was Diesel verbrauchte, vom Lastwagen bis zur Kettensäge, Teil der Kompanie Charlie, 5000 Gulden Sold im Monat, keine Angst, eher Routine, Davidoff nach der Rasur, nachts ein Anruf nach Hause, gratis, weil er den Telefonisten kannte.

Manchmal stand ein Mädchen am Zaun, zwölf Jahre alt, langes schwarzes Haar, Boudewijn schenkte ihr Schokolade, eine Tube Zahnpaste, er gab ihr Geld, damit sie im Dorf Zigaretten für ihn kaufte, ein paar Eier.

What's your name?

Kok.

And your name?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Samira.

Nach zwei Monaten gab es kaum noch Diesel im Lager des Dutchbat III, keine Ersatzteile mehr, kein Gemüse, die Serben fingen den Nachschub ab, März 1995, Hunger in der Schutzzone Srebrenica.

Boudewijn Kok, seine neue Aufgabe, zog von Wachposten zu Wachposten, notierte stündlich die Zahl der Salven, die zu hören waren, ständig mehr, April, Mai, Juni 1995. Abends stand er hinter der Theke in der Bar, schenkte Bier aus, zwei Dosen pro Mann pro Nacht.

Manchmal kam Post aus Hardenberg, Provinz Overijssel, das Lokalblatt De Toren, und Boudewijn, obwohl jede Kamera verboten war, holte aus der Unterhose seine Kamera, fotografierte sich lesend und schickte das Bild der Zeitung.

Weshalb?

Ich war noch ein Kind, sagt Boudewijn.

Einem Knaben, der stumm am Zaun stand, schenkte er seine Adidas Torsion.

Am Morgen des 25. Juni 1995 weckte mich ein Kamerad, Kok, steh auf, am Zaun sind Kinder, die rufen nach dir! Ich ging zum Zaun, Samira war dort und andere Mädchen, dann sangen sie mir zum Geburtstag ein Lied – seine Stimme stockt: Nicht heulen jetzt!

Die sangen mir ein Lied und warfen dann eine kleine Geige über den Zaun, grobes Holz, vier Saiten, ein Geschenk, darauf, mit Bleistift, die Worte: UNPROFOR, DUTCHBAT III, SREBRENICA.

Anfang Juli 1995.

In Srebrenica verhungerten Menschen.

Der Kommandant des Dutchbat III bat die UNPROFOR, die Stellungen der Serben, die immer näher kamen, aus Flugzeugen zu beschüssen, die Flieger kamen nicht, einzig zwei niederländische Maschinen zerstörten einen Panzer. Die Serben drohten, einige Blauhelme, die sie gefangen hielten, beim nächsten Angriff zu töten.

Angst?

Noch nicht.

Boudewijn atmet laut.

Dann ging alles sehr schnell, sagt er.

Am 6. Juli 1995, einem heissen stickigen Donnerstag, strömten Flüchtlinge ins Lager der Niederländer, vielleicht 25 000 Menschen, vielleicht 30 000, und wir waren 300, du weisst nicht, was jetzt passiert, du weisst nichts mehr, es gibt nichts mehr, worauf du dich verlassen kannst, nur Chaos, nur Panik, du siehst in den Gesichtern der Menschen Angst, Angst, Angst, das ist es, was ich nie vergessen werde, die Angst in den Gesichtern dieser Menschen, was ich nie löschen kann.

Eigentlich, sagt jetzt Boudewijn Kok, die Hände zu Fäusten geballt, eigentlich kann man darüber nicht reden.

Immer häufiger schlugen die Granaten ein, immer näher, Häuser brannten, Felder, schliesslich fuhren die Serben mit Lastwagen vor, mit Bussen, 5000 Serben, und drängten die Bosniaken in alte Fabriken, kein Wasser, keine Luft, kein Entkommen, manche erhängten sich.

Ich sah alte Menschen, verdurstend, sterbend, irgendwo, am Strassenrand, von keinem beachtet, und in den Gesichtern der Serben der Tod, der Hass.

Und wir waren 300, sagt Boudewijn Kok und schnäuzt.

Man kann darüber nicht reden –

Zu Hause nennen sie uns Feiglinge!

Sie riefen uns Nazis!

Zwanzig Schuss Munition besass ich.

Wer nicht dort war, versteht nicht –

Die Serben, gut bewaffnet, begannen, die Flüchtlinge in Busse zu treiben, getrennt nach Geschlechtern, die Niederländer stellten sich daneben, manche halfen den Menschen ins Fahrzeug, am Abend des 13. Juli 1995 war Srebrenica geräumt, kein Muslim mehr im Ort.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

8000 tote Bosniaken, zumeist Männer und Knaben zwischen 12 und 77, hingerichtet zwischen dem 13. und 17. Juli, sofort verscharrt.

Jetzt brauche ich eine Zigarette –

Er erinnere sich nicht, wie lange sie noch in Srebrenica geblieben seien, sagt Boudewijn, er erinnere sich daran, dass er alle dienstlichen Schriften, Ordner und Handbücher, verbrannt habe, dass er, um den Serben nichts zu hinterlassen, die Matratze aufschlitzte und den ganzen Wohnraum verpisste, ich war, sagt er, als ich Srebrenica verliess, fünfzehn Kilo leichter als ein halbes Jahr zuvor, aber um fünfzehn Alpträume schwerer.

Der Ministerpräsident kam nach Zagreb geflogen, um seine Soldaten abzuholen, man trank wie seit Monaten nicht mehr, manche weinten, andere tanzten, auch Kronprinz Willem Alexander war da und reichte jedem die Hand.

Ich verweigerte sie ihm.

Weshalb?

Ich kam mir betrogen vor, im Stich gelassen.

Von wem?

Von der ganzen Welt.

Du kamst als anderer Mensch zurück?

Ich war nicht mehr ich.

Wieder unter einen Motor gekrümmt, erschrak Soldat Nummer 740625267 der Koninklijke Landmacht bei jedem Hammerschlag, beim Geschrei eines Babys. Er roch, wo es nach Schweinen roch, den Gestank der Flüchtlinge, die tagelang in alten Fabriken ausharrten, ohne Wasser, ohne Luft. Kollegen fragten, wie viele Leichen hast du gesehen?, erzähl!, und das Lokalblatt De Toren, dem er einst sein Foto geschickt hatte – ein Hardenberger in Srebrenica –, schrieb über Boudewijns Rückkehr ins Dorf.

Ach, du bist das, du Feigling, du Nazi, sagte jemand auf der Strasse. Ende Oktober 1995 stellte der niederländische Verteidigungsminister eine Untersuchung vor, 106 Seiten. Um Exzesse zu vermeiden, habe der Bataillonskommandant damals beschlos-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sen, bei der Evakuierung der Flüchtlinge mitzuarbeiten, was aber nicht bedeute, man habe mit den Serben kooperiert.

Es wird immer an uns haften bleiben, dass wir diese Katastrophe nicht verhindern konnten, sprach der Politiker.

Weisse Autos machten mir Angst, weiss wie die Fahrzeuge der UNO, sagt Boudewijn Kok im Keller des Helvetia.

Ende Februar 1996 verliess er die Armee, zog zu den Eltern, dann in ein Bauernhaus, abends fuhr er nach Amsterdam oder Utrecht und trank durch die Nacht, die Freundin gab auf, kam zurück, gab auf, Boudewijn schlief kaum noch, versuchte sich als Mechaniker, aha, du warst in Srebrenica!

Im April brannte das Haus ab, das er gemietet hatte, übrig blieb der Helm, nun grau statt blau, und Samiras Geige aus rohem Holz, UNPROFOR, DUTCHBAT III, SREBRENICA.

SREBRENICA! hiess das Theaterstück, das man in Amsterdam spielte, eine Abrechnung mit dem Dutchbat III, die Zeitungen berichteten, Radio, Fernsehen, Mai 1996, Roberto, ein Blauhelm, lärmt freudig von der Bühne, ich hörte die Knochen der Muslime krachen unter den Rädern, und ich dachte, gut, krepirt nur, ihre Schweinehunde.

Nichts ging mehr, sagt Boudewijn Kok.

Eines Nachts setzte er sich auf das Geleise der Bahn, die nach Zwolle fährt, er sass und wartete, ich weiss nicht, wie lange, dann stand er auf, ich weiss nicht, wie ich wegkam von dort, irgendwann sass ich wieder im Auto, benommen, bewusstlos, und fuhr nach Hause.

Schluss mit der Freundin.

Schulden.

Boudewijn Kok war nun Vertreter für Reklame im Internet, er lernte eine andere Frau kennen, heiratete, 27. Februar 1999, schied ein Jahr später, sass eines Nachts wieder auf dem Geleise der Bahn.

Nichts!

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Du weisst nicht, was Krieg mit dir macht, bevor du ihn selber erlebst.

Im Jahr 2000 verliebte sich Boudewijn in Silvia, er begann zu erzählen, Nacht für Nacht, immer wieder dachte er an Samira und schrieb dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz, ob man wisse, wo sie sei, er schrieb der Unicef, den Ärzten ohne Grenzen, ihr Name war auf keiner Liste, nicht auf der der Lebenden, nicht auf der der Toten.

2005 gebar Silvia einen Sohn, Denzel, 2006 schickte der Verteidigungsminister des Königreichs der Niederlande, in Ausführung des ministeriellen Beschlusses vom 18.06.2006, ein Ehrenabzeichen, 2007 reiste Boudewijn Kok, getrieben von irgendwas, nach Srebrenica, bosnische Polizisten an der Seite, einer sagte, du bist doch Kok, bist du nicht Kok?, es war der Mensch, dem ich zwölf Jahre zuvor meine Adidas geschenkt hatte.

Boudewijn schiebt die Schultern hoch und schweigt.

Ich weiss nicht, ob ich etwas fühlte.

Trauer?

Ich weiss es nicht.

Wut?

Keine Ahnung.

Ja, vielleicht Wut.

Und Trauer.

Im März 2008 übernahm Boudewijn, nun 34, Kriegsveteran, das Café de Buren in Witharen, siebzig Einwohner, Niemandsland im niederländischen Norden, er stellte künstliche Blumen auf die Simse, weisse Orchideen, Laternen, an die Wände hängte er Reklame, Heineken, Jack Daniel's Tennessee Whiskey, unter die Decke ein Bild, Öl auf Leinwand, weinende Frauen, schreiende Soldaten, der Völkermord von Srebrenica, daneben das T-Shirt der Vergangenheit, DUTCHBAT III, und den Artikel aus einer Zeitung, 4. Dezember 2006: Srebrenica was zelfmoordmissie – manchmal lud er zu einer Runde Billard oder Bingo, Poker, Dart, brachte sich über die Runden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Irgendwie so, sagt er.

Ab und zu stand ein Reporter vor der Tür, Boudewijn liess kein Mikrofon aus.

Weil ich will, dass die Wahrheit gewinnt.

Die Wahrheit ist, dass wir nicht anders konnten.

Ohne getötet zu werden.

Die Wahrheit ist, dass jeder überleben will.

Krieg macht Egoisten.

Boudewijn Kok fuhr nach Den Haag, Ende Mai 2011, um dabei zu sein, als Polizisten General Ratko Mladic, dessen Truppen die Männer von Srebrenica ermordet, viele Mädchen und Frauen vergewaltigt hatten, in eine Zelle des Internationalen Strafgerichtshofs für das ehemalige Jugoslawien brachten.

Denn ich hatte nicht vergessen, wie er dastand im Juli vor zwanzig Jahren, als wir Srebrenica verliessen, die Daumen im Gürtel, sein Grinsen im Gesicht – nun wollte ich ihn sehen.

Und?

Nichts.

Im Juni 2012, eingeladen vom niederländischen Fernsehsender NTR, reiste Boudewijn wieder nach Srebrenica, ging über das Gelände von einst, sprach in die Kamera, strich dem hohen Zaun entlang, der immer noch stand, und entdeckte, vom Fernsehen erwirkt, in der Ferne eine Frau, Samira, langes schwarzes Haar, sie fielen sich in die Arme, Samira und Boudewijn, hielten sich fest und weinten.

Sie ist nun 32, längst Mutter eines Sohnes, sagt Boudewijn.

Sie sagte, sie sei mir dankbar, dass ich ihr damals in den Bus geholfen hätte.

Vermutlich deswegen, sagte sie, sei sie nicht vergewaltigt worden.

Vielleicht war mein Krieg nicht ganz sinnlos, sagt Boudewijn im Helvetia.

Er beschloss, den Rest seines Lebens in Srebrenica zu verbringen, flog schnell in die Niederlande, dann wieder nach Bosnien, blieb nur eine Woche.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zurück in meinem Café de Buren, ging nichts mehr.

Boudewijn Kok stand erst mittags auf, stritt mit seiner Frau, setzte sich ins Auto, fuhr nach Amsterdam, anderthalb Stunden weit, einfach so, ich fuhr zurück, ständig auf der Flucht, bezahlte meine Rechnungen nicht mehr, verliebte mich in eine andere, zog zu ihr, Scheisse, Scheidung, Scheisse.

Und heute?

Bin ich in Therapie.

Bin arbeitslos, krankgeschrieben, ohne Frau.

Ein Schlusswort, Boudewijn?

Er lacht laut.

Noch dieses Jahr, sobald ich das Geld beisammenhabe, lasse ich mir ein weiteres Tattoo stechen, einen knienden Soldaten, einen Dämon in seinem Rücken, den Dolch gezückt.

Wer ist der Dämon?

Die Politik.

Nur Samira schickt ab und zu ein Smiley.

Mehr als Schläge

Überall Narben - er trägt im Sommer keine kurzen Ärmel mehr „Du bist ein Schlappschwanz, hau doch zurück!“ Auch das hat ihm seine Frau schon entgegengebrüllt. Doch Udo Brehm erduldet seit Jahren Bisse und Tritte. Nun wird es schlimmer. Und sein Arzt warnt: Das nimmt kein gutes Ende

Von Maris Hubschmid, Der Tagesspiegel, 18.08.2015

Als ihre Faust ihn zum ersten Mal trifft, denkt er, dass jetzt endlich alles gut werden kann. Er versucht nicht, sein Gesicht zu schützen, schließt die Augen, fünf oder sechs Mal schlägt sie zu, einmal, gegen die Schläfe, tut es richtig weh. „Danach hätte ich sie gerne in den Arm genommen“, erzählt er. Doch genauso plötzlich, wie sie begonnen hat, lässt sie wieder von ihm ab. Sie habe die Balkontür geöffnet, sich den Lehnstuhl in die Sonne gerückt, noch gerufen: Komm gar nicht auf die Idee, dich zu mir zu setzen. Also habe er sich ein Kühlpad aus dem Tiefkühlfach geholt und sich auf das Sofa gelegt.

„Damals war ich fast dankbar für diesen Gefühlsausbruch. Ich hatte gehofft, dass er einen Neubeginn bedeutet“, sagt Udo Brehm. Ein schlanker Mann, aber nicht schwächlich, 66 Jahre alt, keine 1,80 Meter groß, hohe Stirn, graublondes Haar. In Wirklichkeit heißt er anders. Für das Treffen im April hat er einen Backshop im Südwesten Berlins ausgewählt, Herr Brehm mag die Pizzateigtaschen, das PreisLeistungsverhältnis stimme, sagt er, und wenn man vor elf komme, sei meistens auch noch einer der weißen Plastiktische draußen frei. Es ist die Zeit, in der seine Frau die Wäsche macht, er losgeht, um Briefe und Überweisungsscheine einzuwerfen, die geschälten Tomaten zu sichern, die bei Edeka im Angebot sind.

Bevor die Gewalt kam, war das Schweigen. Stimmt natürlich so nicht, sagt Udo Brehm. Die Müllers haben wieder ihren Briefkastenschlüssel dagelassen, das Spülmaschinensalz ist alle, Fabian kommt diese Woche nicht, so etwas habe sie ihm schon mitgeteilt. Aber gesagt, wirklich gesagt habe sie ihm eigentlich nichts mehr, bloß mit den nötigsten Worten verwaltet, diesen neuen Alltag, der mehr und mehr sie verwaltet hat. Ansonsten behandelte sie ihn wie Luft. Als sei nicht nur der Junge, sondern mit ihm auch er ausgezogen.

In seinem Portemonnaie trägt Udo Brehm das Foto einer jungen Frau in einem Ruderboot bei sich, den Kopf selbstbewusst in den Nacken geworfen. „Keck, nicht wahr?“ Renate und Udo, das war einmal eine schöne Geschichte. Die beiden lernen sich kennen, da ist er 32, lebt noch bei seiner Mutter, und sie, Renate, 25, hat schon eine kleine Tochter. Meine Mama kann dir eine bessere Frisur machen, sagt die Sechsjährige zu dem Mann, der in der Bäckerei vor ihr ein Mandelhörnchen kauft, und er sagt, für diese Unverfrorenheit spendiere ich diesem Kind ein Mandelhörnchen. Anschließend lässt er sich von ihm in den Friseursalon führen. Dort sagt die blonde Renate: Da hat sie recht, so trägt man das Haar nicht mehr.

Udo wurde dann Renates zweiter Ehemann und Lena ein echter Vater. Im Alter von 12 Jahren bekommt Lena ein Brüderchen, Fabian. Wie glücklich sie waren: Bei Familienurlaube in Westerheever, Partys im Gemeinschaftsgarten hinter dem Haus, beim wöchentlichen Kegeln mit Freunden.

Heute ist Udo Brehm einer von geschätzt einer Million Männern in Deutschland, die regelmäßig häusliche Gewalt erleiden. Jedes fünfte Opfer von Gewalt durch den Intimpartner, heißt es in der polizeilichen Kriminalstatistik, ist ein Mann. Es gibt Frauenrechtlerinnen, die sagen, man solle das nicht überbewerten, darunter seien Frauen, die sich nur wehren, weil sie selber geschlagen werden, manchmal erstatteten Männer auch Gegenanzeigen aus rein taktischen Gründen. Frauen, die von Männern verprügelt werden, tragen meist die deutlich heftigeren Verletzungen davon. Die Zahl erfasst auch Männer, die in homosexuellen Beziehungen leben.

All das ändert nichts daran, dass es Männer wie Udo Brehm gibt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wenn er den Ärmel seines rot-blau-karierten Hemdes hochkrepelt, bis kurz vorm Ellenbogen, werden ein halbes Dutzend Narben sichtbar. Manche sind Kratzer, manche Bisswunden, ein paar Schnittwunden. Früher hätte er bei so warmem Wetter kurzärmelige Hemden getragen, sagt er.

Das erste Mal, dass sie ihn schlug, war an einem Frühlingstag. Er hatte die Balkonkästen aus dem Keller hoch geholt, erinnert sich Udo Brehm. Einer ist kaputt, hatte er gesagt, und dann noch mal, weil sie nicht reagierte. Da holte sie plötzlich aus.

Es ist dann schon ein Neubeginn gewesen, aber nicht so, wie Udo Brehm ihn sich gewünscht hat. Die erwartete Aussprache, irgendein Zeichen des Bedürfnisses, das Geschehene ungeschehen zu machen, blieb aus. Im Gegenteil: Mit dem ersten Fausthieb schien auch jede Hemmung zerschmettert. Ihren Ausbrüchen geht nur selten ein Streit voran, sagt Brehm. Dafür oft ein Kümmerling. Früher hat Renate kaum getrunken. Jetzt fängt sie häufig schon um elf Uhr vormittags damit an.

Die Öffentlichkeit erfährt selten von Männern wie Udo Brehm. Das liegt an Männern wie Udo Brehm. Von 277 Erwachsenen, die in den vergangenen anderthalb Jahren die neu eingerichtete Berliner Gewaltschutzambulanz der Charité aufgesucht haben, um Wunden für eine Beweisaufnahme dokumentieren zu lassen, waren 90 Prozent Frauen. Die Männer, die kamen, sind in eine Schlägerei verwickelt oder überfallen worden. Es gibt Beratungsangebote und sogenannte Zufluchtwohnungen, wenn auch wenige - 435 Frauenhäusern stehen in Deutschland drei offizielle Einrichtungen für Männer gegenüber. Sie werden nur schwach frequentiert, obwohl selbst die Organisation „Terre des Femmes“ von einer steigenden Zahl gewalttätiger Frauen ausgeht. Die Dunkelziffer, mutmaßen Fachleute, ist hoch. Dass Männer ihre Opferrolle selber herunterspielen, liege auch daran, dass sie in ihrer Sozialisation viel häufiger Gewalterfahrungen machen als Frauen. Und welcher Mann, fragt Udo Brehm, erzählt schon gerne, dass er von seiner Frau vermöbelt wird?

Die näherliegende Frage ist: Welcher Mann lässt sich von seiner Frau vermöbeln?

Natürlich ist Udo stärker als Renate. Es sei ja aber nicht so, dass sie auf dem Wohnzimmerboden ringen. Dass sie ihn mit der bloßen Faust attackiert, wie am

Anfang, komme nur noch selten vor. „Der Deckel ist unter die Vitrine gerollt“, sagt sie, und wenn er sich hinkniet, um drunter zu gucken, tritt sie ihm in die Rippen. Um seine Finger einzuklemmen, knallt sie Türen und Schubladen zu. Vor allem aber bedient sie sich an Hilfsmitteln. Schuhe, Messer, was immer greifbar ist.

Rechtsmediziner sprechen von einem gängigen Muster. Frauen versuchen auf diese Weise, ihre physische Unterlegenheit auszugleichen. Die Hausfrau, die das Nudelholz schwingt - eine gewisse Komik verbindet sich mit diesem Bild. Udo Brehms Leben ist nicht lustig.

Was wäre gewesen, wenn sie Fabian nicht gehabt hätten? Udo Brehm fragt sich das oft. Es war ein Unfall, sagt er, das Mädchen traf keine Schuld. Die Freundin fuhr, der andere Wagen kam von rechts. Drei Tage, bevor Fabian eingeschult wurde, standen die Polizisten vor ihrer Tür und nahmen die Mützen ab. Lena war sofort tot. Renate hat dann weiter funktioniert, sagt Udo, mit beeindruckender Stärke. Das Leben muss ja weitergehen, hat sie gesagt, wir haben schließlich noch ein Kind.

Renate sei einer der fürsorglichsten Menschen, die er kenne, sagt Udo. Jeden Tag um zwölf Uhr hetzte sie aus dem Friseursalon, damit Fabian ein warmes Mittagessen bekam. Sonntagnachmittags wusch sie die Trikots für seine gesamte Fußballmannschaft. An der Supermarktkasse wog sie die Überraschungseier für ihn ab, um ein Nilpferd mit Laserschwert zu finden.

Wieso er so früh ausziehen musste, will sie bis heute nicht verstehen. Sein Zimmer war das größte. Alles zu eng hier, hatte Fabian gesagt, als er sie vor vollendete Tatsachen stellte. Das Häkelschwein, das sie ihm als Einjährigem gemacht hat, ließ er da, aber ihren Lebensinhalt nahm er mit.

In die Leere, die plötzlich um sie war, krachten die Schläge ein wie etwas, das einen sehr langen Anflug genommen hatte. Trauer, Wut, Enttäuschung, sicher war auch Frustration dabei, meint Udo, weil die Arthrose in den Fingern ihr das Frisieren unmöglich machte, wo sie doch den Laden hatte übernehmen wollen. Geschockt war er aber doch, dass sie sich dann so gar nicht schämte für das, was sie tat. Und dachte er anfangs noch, dass es nicht gegen ihn persönlich ging, ist er jetzt anderer Meinung.

Sein Hausarzt hat ihm gesagt: Was immer in Ihrem Leben da schief läuft, Herr Brehm, ich rate Ihnen, holen Sie sich professionelle Hilfe. Den Psychiater hat Udo Brehm dann eigentlich für eine Paartherapie ausgewählt. Was für eine Idee, sagt er und lacht ein bisschen in sich hinein: Wie konnte er annehmen, dass sie sich darauf einlässt? Ich habe kein Problem, hat sie gesagt.

Udo ist dann allein zu den Sitzungen hingegangen, obwohl es spezielle Beratungsangebote gibt, wie das Krisenhaus Manetstraße in Hohenschönhausen oder das Männerhaus Berlin-Pankow, die sich auf Opfer weiblicher Gewalt spezialisiert haben. Udo sagt, er glaube nicht, dass er die richtige Zielgruppe für derlei Einrichtungen sei. „Die Probleme bei uns zu Haus liegen doch tiefer.“

An einem regnerischen Tag im Juni isst Udo Brehm die Pizzateigtasche mit der linken Hand. An der rechten hat er zwei große Brandblasen. Renate hat sie auf das glutrote Cerankochfeld gedrückt. Thermische Gewalt, wie das die Fachleute nennen, ist eine besonders quälende Form der Aggression - und immer öfter Renates Mittel der Wahl. Weihnachten hat sie ihm flüssiges Wachs in den Schoß geschüttet, vor nicht allzu langer Zeit das heiße Bügeleisen an den Arm gehalten. An diesem Junitag weiß Udo Brehm noch nicht, dass Renate ihm wenige Wochen später den kochenden Kaffee über die Brust kippen wird. So heftig, dass er in die Notfallambulanz fahren muss. Der Arzt will ihn dabehalten, aber Renate ruft auf seinem Handy an, dass er sich beeilen und Butter mitbringen soll, Fabian komme morgen und sie wolle noch backen. Also setzt er sich mit einbandagiertem Oberkörper wieder ans Steuer.

Udo Brehm ist ohne Vater groß geworden. Gewohnt, sich einer Frau unterzuordnen. Die Mutter hat wenn, dann nur schlecht über den Vater geredet. Auf die Männer ist kein Verlass, hat sie gesagt, wenn es dir mies geht, lassen sie dich hängen! Schon als Kind nimmt Udo sich vor, ein Mann zu werden, auf den Verlass ist, auch in schlechten Zeiten. Aus dem Partner, der mitträgt, wurde ein Mann, der erträgt.

Zurückschlagen? Würde er unter keinen Umständen. „Sie ist doch eine Frau - und meine Frau.“ Schreit er manchmal? Nein, sagt er. Er will nicht, dass die Nachbarn etwas mitbekommen. Er glaubt auch nicht, dass jemand Verdacht hegt. Die Müllers fragen schon mal: „Was haben Sie denn gemacht?“, wenn er die Hand verbunden hat. Er sagt dann was von Missgeschick. Einmal haben sie angerufen, als es laut

gescheppert hat, Renate hatte mit dem Regenschirm auf ihn eingedroschen und er war beim Versuch, ihr auszuweichen, in die Vitrine gekracht. Die tiefe Narbe an seinem Kinn kommt daher. Er ist ans Telefon gegangen, keiner ernsthaft verletzt, hat er gesagt, ich bin über die Teppichkante gestolpert. Die jungen Leute, die über und neben ihnen wohnen, kümmern sich nur um sich selbst.

Aber ist denn da niemand, dem er sich anvertrauen könnte? Der Renate auch kennt, vermitteln kann? Freundschaften unterhalten die Brehms kaum noch, Renate hat sich aus Kollegen- und Bekanntenkreisen zurückgezogen. Manche seien sicher nicht undankbar darüber gewesen, sagt er. Mit dem Verlust eines Kindes ist schwer umzugehen, auch für Außenstehende, sagt der Therapeut.

Hin und wieder, wenn Renate schon schläft, setzt Udo Brehm sich an seinen Computer in der Flurnische und liest, was andere Betroffene in der Anonymität des Internets preisgeben. Es tut ihm gut, sagt er, auch wenn er denkt, dass sein Fall anders ist. Eigentlich, betont er, ist Renate „nicht diese Art Frau“. Er möchte nicht, dass sie weiß, was er hier preisgibt. Denn da ist dieses Gefühl, das er nicht abstreifen kann: dass ihn eine Mitschuld trifft, weil er nicht der Ehemann ist, den Renate braucht, der ihr helfen kann. Ein anderer, sagt er, könnte das vielleicht.

In Beziehungen geht körperliche Gewalt oft mit psychischer einher. Kontrolle, Drohungen, Erniedrigungen. In dieser Disziplin, sagen Psychologen und Sozialarbeiter, seien Frauen Meister. Sprach Renate lange gar nicht, sprudeln die Vorwürfe jetzt aus ihr heraus. Er hat das Falsche gekauft, er hat zu lange gebraucht, bestimmt hat er wieder anderen Frauen nachgeguckt, er isst zu schnell, er achtet zu wenig auf seinen Körper, er stinkt aus dem Mund. Zuletzt: Er ist schuld, dass Fabian solche Flausen im Kopf hat. Er hätte ihm Grenzen setzen müssen, dafür sei ein Vater nun mal da. Dass die Vitrinentür kaputtgegangen ist, das hat sie ihm ebenfalls vorgeworfen, es war eine alte mit Verzierung, die gibt es so nicht mehr. Er hat ihr dann einen Strauß gelber Rosen gebracht, am nächsten Tag, als kleinen Trost.

Du bist ein Schlappschwanz, hau doch zurück. Auch das hat Renate ihm schon entgegenbrüllt, als er gebeten hat, sie möge sich doch mehr kontrollieren, sie könnten doch über alles reden. Mehr als einmal hat Udo Renate gefragt in den letzten zwei

Jahren: Soll ich ausziehen? Es war keine Drohung, sondern ein ernst gemeintes Angebot. Untersteh dich!, hat sie geantwortet. Und er blieb.

Ihre Ausbrüche kommen in immer kleineren Abständen, sagt Udo Brehm im Juli. Allein in der zurückliegenden Woche habe sie einen Schuhanzieher nach ihm geworfen, ihm die Gabel in die Hand gestochen, ein Bein gestellt, als er vom Frühstückstisch aufstehen wollte. Er fange an, sich zu Hause unsicher zu fühlen.

Udo Brehm hat seinen Arzt der Schweigepflicht entbunden, denn er möchte, dass auch andere Männer erfahren, dass sie nicht alleine sind. Der Hausarzt sagt: Er mache sich Sorgen um Herrn Brehm, das nehme keinen guten Ausgang.

Der Therapeut rät, Udo Brehm solle Fabian einbeziehen, weil dessen Wort im Leben von Renate Gewicht hat. Und er solle den Gedanken zulassen, Renate zu verlassen. Und zwar dringend, sagt sein Arzt. Udo Brehm überlegt, Fabian wenn nicht von den Angriffen, dann doch wenigstens vom Kümmerling zu erzählen, der Renate so verändert. Am Tag nach der Kaffeeverbrüfung sagt Renate am Esstisch zu Fabian, als sie den Zupfkuchen anschneidet: So ein Dussel, dein Vater, nichts kann man ihm mehr anvertrauen! Fabian blickt Udo ernst an: Papa, du wirst doch nicht dement? All diese Katastrophen im Haushalt, pass doch mal ein bisschen auf.

Wenige Wochen später hält ein Streifenwagen vor dem Haus, in dem die Brehms wohnen. Es sei einfach zu viel geworden, erklärt Udo Brehm, er hätte es so gerne anders gelöst. Ich möchte, dass wir mal gemeinsam über den Alkohol sprechen, du und ich und Fabian, ich finde, du trinkst zu viel, hat er Renate gesagt. Da hat sie einen Kerzenleuchter nach ihm geschmissen und geschrien, wenn jemand Fabian etwas mitzuteilen habe, dann ausschließlich sie, er sei nämlich gar nicht Fabians richtiger Vater.

Udo weiß, dass das Quatsch ist, die Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn ist unverkennbar. Trotzdem hat er die Beherrschung verloren.

Der Schubser reichte aus, dass Renate fiel und sich den Mittelfinger brach. Sie rief sofort die Polizei. Udo hat still am Küchentisch gewartet, bis die Beamten eintrafen, zugehört, wie sie beteuerte, welch gemeines Schwein er sei. In der Befragung hat

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

er gesagt, wie leid es ihm tue, dass er sehr gekränkt gewesen sei, dass er nicht die Absicht hatte, ihr wehzutun.

Drei Krieger

Es war das schwerste Gefecht der Bundeswehr: Beim Dorf Isa Chel geriet vor fünf Jahren eine ihrer Einheiten in einen Hinterhalt der Taliban. Damals kreuzten sich die Leben dreier Männer. Einer verlor ein Auge. Einer seine Kämpfer. Einer seine Seele

Von Jan Christoph Wiechmann, stern, 09.04.2015

Sie waren drei Krieger. Mutschke. Habib. Und LaCrosse. Ein Bundeswehrsoldat. Ein Taliban-Kommandant. Ein Pilot der US Army. Sie begegneten sich im Norden Afghanistans, am Karfreitag vor fünf Jahren. Begegnen ist übertrieben. Sie standen sich gegenüber, im Gefecht. Sie schossen aufeinander. Und sie trafen. Das ist die Seite der Täter.

Es gibt eine andere Seite, die der Opfer. Denn die drei Krieger trafen nicht nur. Sie wurden auch getroffen. Sie wurden verletzt. Und sie ließen etwas in diesem Krieg, in diesem blutigen Gefecht von Isa Chel. Einer verlor ein Auge. Einer seine Männer. Einer seine Seele.

Auf den ersten Blick haben die drei Männer nicht viel gemeinsam. Außer dass sie mit Leib und Seele Krieger waren. Doch an jenem 2. April verwoben sich ihre Leben auf dramatische Weise. Im Rückblick lässt sich sagen, dass ihr eigentlicher Krieg danach erst begann. Sie fragen sich: Wer schoss damals auf wen? Wer gewann das Gefecht? Und wer den Krieg? Wie lebt man mit Krieg? Und wie ohne ihn? Und die vielleicht wichtigste Frage: Was macht er aus Menschen im Lauf der Zeit?

Die Begleitung der drei Krieger erstreckt sich über fünf Jahre und führt an diverse Orte der Welt: nach Kalifornien und Maine, in die Niederlausitz und Oberpfalz, nach Kabul und Kundus. Dort beginnt ihre Geschichte, im Distrikt Tschar Darah, am

Morgen des 2. April 2010.

Eigentlich war es ein friedlicher Karfreitag, erinnert sich Stabsgefreiter Maik Mutschke. Vögel zwitscherten, Kinder spielten, ohne Zwischenfälle erreichten er und 25 Kameraden vom „Golf“-Zug gegen 9.15 Uhr den Rand des kleinen Dorfes Isa Chel, mit vier Dingos und zwei Fuchs-Schützenpanzern und der „Lust auf etwas Action“. Ihr Auftrag lautete, die Zufahrtstraße von Sprengsätzen zu räumen und danach die von Taliban kontrollierten Dörfer zurückzugewinnen. Mutschke erinnert sich an das Kribbeln im Bauch und seinen Heißhunger auf Schokolade, und dass er sich an jedes Detail erinnert, sagt eine Menge über diesen Tag und was er aus dem Soldaten Maik Mutschke aus Döbern in der Niederlausitz gemacht hat.

Es war ein Tag wie jeder andere, erinnert sich dagegen Commander Habib, Anführer einer Taliban-Einheit aus dem nahe gelegenen Dorf Mangtapa. Er glaubt sich lediglich zu entsinnen, dass er und seine 13 Männer sich bald nach Sonnenaufgang versammelten, um die Deutschen in einen Hinterhalt zu locken. Sie verschanzten sich zwischen Lehmhütten und warteten bei Tee und Fladenbrot und einem guten Joint.

In jedem Fall standen sich an jenem Karfreitag in Afghanistans Norden zwei sehr unterschiedliche Scharfschützen gegenüber. Der Novize Mutschke, 24, Kriegserfahrung: vier Wochen. Er ist Fallschirmjäger des Bataillons 373, 1,85 Meter groß, 110 Kilo schwer, ein Bär von Mann. Ausgerüstet war er mit einem Sturmgewehr G3ZF und einer Pistole, mit kugelsicherer Weste, Kampfmesser KM 2000 und einem Gefechtshelm aus Aramid.

Und auf der anderen Seite der Routinier Habib, 38, verheiratet, sechs Kinder, Kriegserfahrung: 25 Jahre, 1,75 Meter klein, die Hände feingliedrig, der Körper ein Narbenfeld. Ausgerüstet war er mit einer alten Kalaschnikow, Turban und ausgelatschten Sandalen.

Für Mutschke war es das erste Mal im Leben Krieg. Für Habib war Krieg das Leben. Für Deutschland begann das schwerste Gefecht seit dem Zweiten Weltkrieg. Für Habib etwa das einhundertste. Mutschke fragt sich bis heute, was der Krieg aus ihm macht. Habib fragt sich eher, was er aus dem Krieg macht.

Etwa zehn Kilometer entfernt, im Feldlager Kundus, begann derweil Captain Ja-

son LaCrosse, 35, der dritte Protagonist des Gefechts, seinen Tag. Er ging ins Fitnessstudio und schaute Filme über den Zweiten Weltkrieg. LaCrosse, Medevac-Pilot der US Army, war im Kosovo, im Irak und dreimal in Afghanistan, mehr als 150 Leben hat er gerettet. Anders als Mutschke und Habib war ihm nicht nach Action. Er hatte alles schon erlebt, was der Krieg an Grausamkeiten hergab. Dachte er.

In Isa Chel schickte Mutschkes Vorgesetzter, Oberfeldwebel Naef Adebahr, gegen 12.30 Uhr eine Drohne in die Luft. Sie sollte Stellungen ausspionieren, stürzte jedoch ab. Die Bergung barg große Risiken, dennoch kommandierte der Zugführer neun Fallschirmjäger ab, um die rund 60 000 Euro teure Drohne zu suchen. Der erste in einer Reihe von Fehlern – in dieser Einschätzung sind sich Mutschke und Habib einig. Kurz darauf, auch da Einigkeit, erging der fatale Befehl, dass ein Teil des Spähtrupps zurückkehren sollte, sodass gegen 13 Uhr nur noch vier deutsche Soldaten im Weizenfeld übrig blieben, unter ihnen Mutschke, genannt Maiki, der beste Schütze seiner Einheit, der Mann mit der ruhigen Hand.

Am meisten erinnert sich Mutschke nun an die Stille. Warum huschen die Bauern hinter Mauern, als wollten sie sich in Stellung bringen? Und warum zum Teufel steht er wie zum Abschuss frei auf diesem ungeschützten Feld? Nur etwa 80 Meter entfernt legten die Taliban ihre Kalaschnikows an. Wie stümperhaft diese Deutschen doch sind, dachte sich Habib. Stellen sich wie Freiwild ins Feld. Sie haben vielleicht die beste Ausrüstung, kennen aber die Gegend nicht. Sie haben Hightech-Drohnen, finden aber ihre Feinde auf 80 Metern nicht.

Da fiel, gegen 13 Uhr, der erste Schuss.

Wie immer im Krieg hat jede Seite ihre eigene Wahrheit, getrübt von Erinnerungen, gefiltert in den Klärstufen der Propaganda. Wenn überhaupt so etwas wie Einigkeit besteht zwischen Bundeswehr und Taliban, dann darin, dass sich in den folgenden neun Stunden zwei sehr ungleiche Feinde in einem Gefecht gegenüberstanden, das alles bot, was ein Kriegsepos ausmacht: Drohnen und Hinterhalte, Sprengfallen und Luftangriffe, Heldentaten und Feigheit. Für Habib ist es rückblickend das beste Gefecht mit den Deutschen. Für Mutschke ist es eine Erfahrung, die er herbeigesehnt hatte, aber nun gern wieder loswerden würde.

Ein Treffen mit Commander Habib ist nicht einfach. Allein der Weg ist ein Abenteuer. Er führt von einer Kontaktperson in Kabul zu einem Mittelsmann in Kundus. Er bringt uns in einem Unterschlupf in der Innenstadt unter. Am nächsten Morgen fährt sein Chauffeur uns zu einem bewachten Haus am Stadtrand. Der Besitzer kennt Habib aus der gemeinsamen Jugend.

Etwa eine Stunde später treffen vier bewaffnete Männer ein. In einem leeren Raum nehmen sie im Schneidersitz auf dem Teppich Platz. Wir lassen Reis und Fladenbrot kommen, Orangen und Pistazien. Die Männer essen mit Fingern und schmatzen, sie trinken Sprite.

Commander Habib trägt ein dunkelgrünes Cape und einen grauen Turban. Seine Haut ist sonnengegerbt, in seinen Haaren schimmern erste silberne Strähnen. Er sitzt barfuß in der Kälte, in seinem Blick liegt ein Lächeln, das nicht freundlich wirkt, eher herausfordernd. Vielleicht liegt es daran, dass er nur noch ein Auge hat. Das linke verlor er bei einem Gefecht an der Grenze zu Tadschikistan. „Er sieht aus wie Mullah Omar“, sagt einer seiner Begleiter. Da lachen alle. Nur Habib lacht nicht. Er sagt: „Ich habe viel eingesteckt. Aber auch viel ausgeteilt.“ Habib sagt nicht, ob er den ersten Schuss von Isa Chel abfeuerte. Er möchte jedoch klarstellen, dass er der beste Scharfschütze der Gegend ist.

Schon die dritte Salve traf Hauptfeldwebel Adebahr, er erlitt Durchschüsse im Ober- und Unterschenkel und einen Streifschuss am Fuß. Für einige Minuten wurde dort am Rand von Isa Chel aus diesem asymmetrischen Krieg der Drohnen und Infrarotkameras, der Bomben und Selbstmordattaken eine, man könnte fast sagen: gleichberechtigte Schlacht. Mann gegen Mann. Beide Seiten zielten auf alles, was sich bewegte. In diesem Moment hatten beide Schützen nur ein professionelles Ziel: Sie wollten den Feind töten.

Nach wenigen Minuten traf ein Schuss Commander Habib in den Unterschenkel. Ein brennender Schmerz, aber die Hauptschlagader war unversehrt, stellte er fest, nichts, was ihn vom Weiterkämpfen abhielt. Er brauchte keine Operation, er erhielt – anders als die Deutschen – auch keine Therapien oder Orden. Heikel wird es bei Nachfragen. Es geht jetzt ums Töten. Um den Moment, in dem man gezielt das Leben eines Menschen auslöscht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Anders als Habib weicht Mutschke der Frage zunächst aus. Unser erstes Gespräch findet in der Fallschirmjäger-Kaserne Seedorf in Niedersachsen statt, im Frühsommer 2011. Mutschke ist umgeben von zwei Presseoffizieren und dem „Beauftragten für Einsatzgeschädigte der Luftlandebrigade 31“.

Haben Sie getroffen?, frage ich ihn.

„Weiß nicht. Du schießt halt. Du siehst ja nicht alles.“

Wie ist der Moment, in dem man schießt, um zu töten?

„Man macht halt seinen Job. Man versucht, nicht groß nachzudenken.“

Bei späteren Gesprächen nähert sich Mutschke der Wahrheit. Da sagt er: „Jeder würde schießen. Es ist dieses Duell: Du oder ich. Man möchte das, wofür man vier Jahre trainiert, auch mal anwenden.“

Ein Jahr später sagt er: „Ich wüsste schon gern, wie viele wir trafen. Können Sie das nicht rausfinden?“

Fragt man Habib, ob er die Deutschen getötet hat, sagt er: „Darum geht es. Ich habe keine Skrupel zu töten.“

Wie viele haben Sie in Ihrem Leben getötet?

„Bestimmt zweihundert“, sagt er.

LaCrosse sagt auf die Frage nach dem Töten: „Bei all unseren Einsätzen beseitigten wir über hundert Feinde. Sie haben es nicht anders verdient.“ Erst später, nach Jahren, modifiziert er seine Sicht. Da sagt er: „Ich mag das Töten nicht. Ich nehme dem Vater seinen Sohn. Dem Sohn seinen Vater.“

Ihre Angaben sind nicht überprüfbar. Die Taliban neigen zur Übertreibung, die Deutschen zur Verniedlichung. Der eine hat den Krieg immer nur simuliert. Der andere stets gelebt. Die eine Haltung ist womöglich menschlicher. Die andere, darf man es sagen – erfolgreicher?

Gegen 13.15 Uhr wurde die Lage im Weizenfeld für Mutschke und seine drei Kameraden immer brenzlicher. Die Schüsse kamen nun von allen Seiten, die vier waren isoliert. Mutschke bemerkte, dass sein verletzter Vorgesetzter Adebahr das Komman-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

do nicht mehr ausführen konnte, zudem ging ihnen die Munition aus. Einer musste jetzt den Kontakt zum 300 Meter entfernten Hauptzug herstellen. Da rief Mutschke: „Ruhe bewahren. Macht euch keine Sorgen, ich hol euch raus.“

Und so rannte Mutschke ballern los, 110 Kilo Körpergewicht plus 30 Kilo Ausrüstung, die G3 in Hüfthöhe, mitten in die Feindstellung hinein, 300 lange Meter über das stoppelige Weizenfeld.

Es ist der Moment, für den man nicht trainieren kann, in dem Menschen versagen oder über sich hinauswachsen. Mutschke sagt heute: „In dem Moment hatte ich keine Angst vorm Sterben, nur unbändigen Willen. Du denkst: Mich trifft es nicht. Wenn ich heute realisiere, was ich gemacht hab, denke ich: Wahnsinn. Was wäre passiert, wenn ich nicht angekommen wäre? Dann hätte ich massakriert im Propagandavideo gehangen.“

Mutschke erreichte die Männer seines Zuges, sie holten den verletzten Adebahr und die anderen raus. Später erhält Mutschke dafür das Ehrenkreuz für Tapferkeit und eine Gefechtsmedaille. Er ist der Bundeswehrsoldat mit den meisten Auszeichnungen. Man kann sagen: der einzige deutsche Held eines schiefgelaufenen Krieges.

Im Feldlager Kundus ging derweil die Nachricht um: Der „Golf“-Zug ist in einen Hinterhalt geraten. LaCrosse, der den Gefechtslärm bis ins Lager hören konnte, fragte: Wenn es Verletzte gibt, warum werden wir nicht gerufen? Man sagte ihm: „Wir Deutsche fliegen nicht in die Kampfzone.“ Er antwortete: „Wir aber.“ Er nennt das, was nun folgte, eine Schlacht zweier Philosophien, der deutschen Zurückhaltung und des amerikanischen „Can do“, ein Spiegelbild dieses ganzen Krieges. Wertvolle Zeit ging verloren, irgendwann zog er sich frustriert auf seine Stube zurück. Währenddessen kreisten die Taliban den „Golf“-Zug von drei Seiten ein, etwa 80 Kämpfer waren beteiligt. Vor Mutschke sackte plötzlich sein Kumpel Robert Hartert lautlos zusammen, eine Kugel hatte ihn in den Oberkörper getroffen. Der Hartert. Wie er aus dem Osten, Fußballspieler bei SG Motor Wilsdruff, erst 25.

An dieser Stelle wird Mutschke immer still. Es geht jetzt ums Sterben. Er spricht über alles, aber nicht über den sterbenden Kameraden im Arm. Später kommen wir immer zurück an den Punkt, aber Mutschke stockt dann, er will da nicht ran.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Habib dagegen sagt übers Sterben: „Das gehört zum Alltag. Krieg ist Sterben. Ich habe sechzig Mann verloren. Sie sind bei Allah.“

LaCrosse sagt: „Ich habe viele Kameraden verloren. Mich verfolgen ihre Bilder bis heute. Schlimmer sind nur die von sterbenden Kindern.“

Nach einem weiteren Wortgefecht bekam LaCrosse endlich das Okay für den Flug. Binnen sieben Minuten war er in der Luft, gemeinsam mit seinem Sanitäter Travis Brown und einem zweiten Blackhawk, der ihm den Weg freischießen sollte. Doch da erhielt er einen Funkspruch: Sofort umkehren. Die Mission ist zu gefährlich.

„Ich habe kurz nachgedacht“, erzählt LaCrosse. „Befehl verweigern geht nicht. Verletzte im Stich lassen auch nicht. Ich sagte also: Ich versteh nichts. Hab Probleme mit der Funkverbindung.“

Aber das ist doch Befehlsverweigerung? LaCrosse grinst. „Das dürfen Sie nicht schreiben, solange ich in der Army bin. Ich werde gefeuert.“

Das erste Treffen mit LaCrosse findet in seinem Haus im kleinen Dorf Pilsheim in der Oberpfalz statt. Ein bayerisches Haus, viel Holz, vor der Tür ein BMW. Er lebt dort mit seiner deutschen Frau Michaela und zwei Kindern, seit 16 Jahren ist er in Bayern stationiert. Anders als Habib redet LaCrosse ohne Hang zur Selbstglorifizierung. Anders als Mutschke redet er ohne Hang zur Ironie. Er ist der kurzatmige Erzähler eines großen Stoffs.

„Wir fliegen also rein. 13 Uhr. Wollen landen. Doch überall Schüsse. Popp. Popp. Wie Popcorn. Eine Rakete explodiert unter uns. Zwei Schüsse durchschlagen den Rotor. Aber Blackhawks sind robust. Wir brechen die erste Landung ab. Fliegen schneller an. Ich bekomme die Ansage: Touchdown unmöglich. Landezone zu heiß. Ich antworte: Für mich ist sie kalt genug. Mein Attack Bird schießt mir einige Taliban aus dem Weg. Dann landen wir. Nehmen die beiden Verletzten an Bord. Sind auf dem Rückflug. Da hören wir die Explosion.“

Am Boden erging ein weiterer fataler Befehl. Mitten im Dorf versuchte der Dingo zu wenden, da wurde eine Sprengfalle ferngezündet. Die Explosion tötete Martin Augustyniak und Nils Bruns, die deutschen Opfer zwei und drei. Auch Mutschke wurde schwer getroffen, die Bombe zerfetzte sein Gesicht und den linken Arm. Er sagt es

so: „Du konntest vom offenen Hals bis in den Kiefer sehen. Da war bei mir Dienstschluss.“

Da lag Mutschke im Staub von Isa Chel und schien dem Tod geweiht. Ein Sanitäter war bei ihm, doch er verlor Unmengen Blut. Für den Fall der Fälle hatte Mutschke seinem Schwager einen Song in die Hand gedrückt. Er möge ihn auf der Beerdigung spielen, „Geboren um zu leben“ von der Gruppe Unheilig. „Man denkt schon über das Sterben nach“, gibt Mutschke zu. „Darüber, dass man vielleicht nie mehr nach Hause kommt.“

Über den Anschlag sagt Mutschke zunächst: „Das war feige und hinterhältig.“ Später, nach Jahren, sieht er auch die andere Seite: „Das war gut geplant von den Taliban. Das sind Leute, die ihr Geschäft beherrschen.“

Spüren Sie keinen Hass? „Am Anfang schon“, antwortet Mutschke. Und heute? „Die kämpfen eben gegen ihre Eindringlinge. Aber Sprengfallen sind trotzdem hinterhältig.“

Habib erwidert: „Sprengfallen sind nicht meine Sache, aber sie schaffen Gleichheit im Gefecht. Die Deutschen haben Drohnen, Flugzeuge und Panzer.“ Waren Sie für den Anschlag verantwortlich?, will ich von ihm wissen. Da wirkt er empört. „Sprengfallen habe ich nie gebaut. Es gibt eine Aufgabenteilung bei den Taliban: die Klerikalen, die Bombenbauer und die Krieger. Ich bin Krieger. Ich finde direktes Töten ehrlicher.“

Nach dem Anschlag flog LaCrosse zurück ins Gefecht und lud die nächsten Verletzten ein. Da sah er Mutschke zum ersten Mal – als Bündel aus Verband und Blut –, „ein Bild, das sich in mein Gehirn eingebrannt hat“. Viermal flogen die Blackhawks hin und her, sie sammelten Verwundete und Tote ein, sie bekämpften die Taliban aus der Luft und signalisierten den Deutschen, wo sich der Feind befand. Sie brachten die Wende, gibt Habib zähneknirschend zu.

Keine Angst vorm Sterben?, frage ich auch LaCrosse. „Beschossen zu werden macht mir nichts aus. Ich liebe das Adrenalin. Das ist meine Droge.“

Nach mehr als acht Stunden war das Gefecht von Isa Chel beendet. Die Bundeswehr erlebte die schlimmsten Stunden ihrer 60-jährigen Geschichte. Sie beklagte drei

Tote und acht Verletzte, die Taliban verloren mehr als ein Dutzend Kämpfer. Wenige Tage später sprach die Bundesregierung zum ersten Mal nach sieben Jahren „Stabilisierungseinsatz“ von Krieg. Die Kanzlerin hielt eine Trauerrede, die Bundeswehr änderte ihre Strategie. Wie schon im Herbst 2009 die Bombardierung zweier Tanklastzüge bei Kundus nach Anforderung durch Oberst Klein löste auch Isa Chel eine Debatte über den Abzug aus Afghanistan aus.

Wer gewann? Glaubt man Mutschke, so endete das Gefecht unentschieden. „Die werden tierisch gekotzt haben, dass sie nur so wenig getötet haben.“

LaCrosse sagt, ganz der Analytiker: „Eigentlich die Deutschen. Sie haben sich gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner behauptet. Dennoch war es eine Niederlage. Das Volk ist seitdem gegen den Einsatz. Afghanistan ist das deutsche Vietnam.“

Habib sieht einen klaren Sieg der Taliban, den Beleg, dass eine Gruppe Krieger in Sandalen eine hochgerüstete Hightech-Armee in die Knie zwingen kann.

Einig sind sich die drei Krieger nur in einer Frage. Wer gewinnt diesen ewigen Krieg? Da sagen alle: keiner.

Einige Wochen danach ist das Gefecht von Isa Chel in der Öffentlichkeit vergessen. Nicht aber für die drei Krieger. Maik Mutschke wird dreimal wiederbelebt und noch am selben Tag nach Deutschland geflogen. Keine 24 Stunden später wird er im Bundeswehrkrankenhaus Koblenz operiert, es ist die erste von zwölf Operationen. Die Ärzte haben es mit Nierenversagen zu tun, inneren Verbrennungen, einem zersprengten Gesicht. Die Eltern sollten mit dem Schlimmsten rechnen, sagen sie.

Ramona und Andreas Mutschke verbringen jeden Tag am Bett ihres Sohnes, zehn Wochen lang. Sie sehen ihn im Koma kämpfen, als führe er das Gefecht weiter. „Man verarbeitet so viel“, erklärt Mutschke später. „Ich weiß, dass ich ständig Angst hatte.“ Sein Arzt sagt: „So etwas überleben nur ganz wenige. Maiks Fitness gab den Ausschlag. Und dieser unglaubliche Kampfeswille.“

Auch das ist ein Unterschied zwischen den Kriegern. Mutschke wehrt sich gegen den Tod. Habib dagegen sehnt ihn fast herbei. Er hat, aus seiner Sicht, abgeräumt für Allah. Er hat sein Planziel als Krieger übererfüllt.

Nach vier Wochen erwacht Mutschke aus dem Koma. Sein erster Weg führt vor

den Spiegel. Er sieht dort einen Mann, den er nicht wiedererkennt. Um seiner Mutter die Sorgen zu nehmen, sagt er: „Ich hab ja noch ein Auge. Das kriegen wir schon hin.“ Sechs Monate verbringt Mutschke im Krankenhaus, es folgen Reha, Therapien, ein Glasauge, „eine neue Schulterorthese zum Preis eines Gebrauchtwagens“ . Er bekommt eine Einmalzahlung von 150 000 Euro, eine Versehrtenrente, sogar eine Ausbildung zum Skilehrer wird ihm bezahlt. Der deutsche Staat dankt ihm für seinen Einsatz mit lebenslanger Sicherheit. „Die haben mir gesagt, ich koste einen zweistelligen Millionenbetrag“ , sagt Mutschke. „Ich hätte lieber mein Gesicht zurück.“

Die Taliban dagegen entlohnen erfolgsabhängig. Für Habib und seine Einheit gibt es eine Pauschale: 100 000 Afghani im Monat, 1600 Euro. Davon bezahlt er Motorräder, Benzin, Essen, Kleidung. Darüber hinaus gilt das Leistungsprinzip. Habib wird an der Zahl der Opfer gemessen. Am Karfreitag fügte er der Bundeswehr den bisher größten Schaden zu. Es war sein bester Zahhtag.

Danach aber ändert sich sein Leben. Bald nach dem Gefecht nimmt die Bundeswehr Isa Chel ein und startet eine Gegenoffensive. Sie verstärkt den Druck auf die Dorfältesten, sie bietet die Anreize der „Counterinsurgency“, baut Brücken, Straßen, Brunnen. Die Dorfältesten wiederum erhöhen nun den Druck auf Leute wie Habib. Sie stellen ihm ein Ultimatum: Entweder er wird ausgeliefert, oder er schließt sich der CIP an, einer Art Bürgerwehr, die von Bundeswehr und US Army bezahlt wird.

Ein Seitenwechsel? Eine Herabstufung zum Späher? Er kann doch nur Krieg. Habib kämpfte schon mit 14 gegen die Russen. Er war das jüngste von zehn Kindern, kann weder lesen noch schreiben. So wie andere in die Pubertät treten, trat er in den Krieg. Er lässt sich schweren Herzens darauf ein. Wie viele Taliban ist er nicht so ideologisch wie oft dargestellt. Es geht ihm weniger um den Tod der Ungläubigen als um Geld und Macht. In der Sprache des Westens: um die berufliche Perspektive.

Schwieriger ist die Rückkehr für Jason LaCrosse ins beschauliche Pilsheim, 163 Einwohner, 250 Kühe, 30 gefegte Gehwege. Nach seinem sechsten Auslandseinsatz freute er sich auf Frieden, aber nun kann er mit ihm nichts anfangen. Tagsüber geht er auf riskante Mountainbike-Touren. In den Nächten wacht er schweißgebadet auf. Er nimmt den Krieg mit ins Bett, in den Wald, in die Wortgefechte mit der Frau. Es sind die Anzeichen einer posttraumatischen Störung, aber ihn quälen nicht nur die Bilder

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

von Leichen und der Geruch brennenden Menschenfleisches. Es ist vor allem eine Frage: Warum habe ich nicht mehr Soldaten gerettet?

Aber Sie waren doch der Held!, halte ich ihm entgegen. „Ich finde, ich habe versagt“, kontert er. „Hartert war noch am Leben. Wären wir eher losgeflogen, könnte er jetzt hier sitzen.“

Sie haben sieben andere gerettet! „Aber einen verloren. Das macht mich fertig, bis heute.“

LaCrosse sitzt am Küchentisch, das jugendliche Gesicht zwischen Händen vergraben. Man hört das Ticken einer Uhr, das Muhen einer Kuh. Er muss das Gespräch unterbrechen. Es ist eine der vielen Wendungen dieser Geschichte. Man erwartet einen Helden und trifft auf einen gebrochenen Mann.

LaCrosse und Mutschke werden für ihren Einsatz geehrt. Sie erhalten das Ehrenkreuz für Tapferkeit, LaCrosse zudem den Silver Star „für besondere Tapferkeit vor dem Feind“. Es ist paradox, finden sie heute. Sie sind die Helden von Isa Chel und gleichzeitig die Leidtragenden. Am ersten Jahrestag des Gefechts sehen sich die beiden Männer zum ersten Mal. Sie sagen kein Wort. Sie umarmen sich. Und weinen. Auch die anderen deutschen Soldaten umarmen LaCrosse und weinen. Kein Wort über das Gefecht. Sie kennen sich nicht, werden aber ein Leben lang zusammenhalten.

Mutschke macht gesundheitliche Fortschritte, aber er weiß nicht, wohin mit sich. Wir treffen uns in unregelmäßigen Abständen, in der Kaserne und bei ihm zu Hause in Döbern. Seine Eltern beschreiben ihn als einen, der schon als Krieger auf die Welt kam. Von klein auf ging er mit seinem Vater, einem ehemaligen NVA-Soldaten, in den Wald und trug so viel Militärausrüstung, wie ein Kind nur tragen kann. Er war ein Junge, der zu viel Kraft hatte, sagen sie. Einer für Wälder, nicht für Klassenräume.

Sie sitzen um den Esstisch herum: Vater, Mutter, Schwester, Maik, eine innig verbundene Familie. Sie verbringen die Wochenenden und Ferien zusammen. An der Wand hängen Jagdtrophäen und eine Postkarte aus Afghanistan: „So meine lieben Eltern, es ist Ostern. Das erste Mal Ostern ohne Familie. Wir werden das Beste draus machen mit den Jungs. Euer Sohnmann.“

„Ziemlich makaber, was?“, sagt Mutschke. Er lacht. Er macht gern Witze über

sich. Es ist sein Humor. Aber auch ein Schutzschild.

Mutschke ist zunächst enttäuscht von seinen Vorgesetzten. Sie haben ihn allein gelassen, erst im Krieg und dann in seinem Krieg danach. Er soll zum Materialbewirtschaftungssoldaten ausgebildet werden. „Ich werde nicht mehr zum Schießen eingesetzt, sondern zum Schleppen von Batterien.“ Nicht die Verletzung sei das eigentlich Schlimme, sondern die Sinnlosigkeit, findet er. Der halbe Körper mag weg sein, aber doch nicht seine Persönlichkeit, sein Tatendrang.

Wenn Mutschke loszieht, starren ihn die Menschen an. Sie sehen ein Gesicht, das sie nur aus Horrorfilmen zu kennen glauben. Wenn Passanten höflich nach der Ursache fragen, erklärt er es ihnen. Wenn sie glotzen, glotzt er zurück. Einmal ging er durch die Fußgängerzone in Ulm. Da erklärte ihm einer, dass es ihm recht geschehe. Deutschland habe in Afghanistan nichts zu suchen. Das macht Mutschke am meisten zu schaffen: Die Deutschen müssen Krieg ja nicht mögen, aber sie könnten mit ihren verwundeten Soldaten mitfühlen.

Habib dagegen erntet Bewunderung für sein Aussehen. „Je grausamer, desto besser“, sagt er. Seine Wunden erzählen die Geschichte eines Kriegers. Für Mutschke mögen Narben ein Zeichen der Versehrtheit sein. Für ihn sind sie ein Zeichen der Vollkommenheit.

LaCrosse sagt über seine Verletzung: „Meine Wunden sieht keiner. Eine zerstörte Seele kann man nicht sehen. Ich sage zu allen Kameraden: Ich habe PTSD.“ Fragt man Mutschke, ob er wissen will, wer ihn so zurichtete, folgt eine längere Pause. „Nein“, sagt er. Seine Stimme zittert.

Anders Habib. Er würde gern wissen, wer ihn traf. Es sind die sensibelsten Momente der Gespräche. „Ich rede auch mit den Taliban“, sage ich zu Mutschke, „mit Menschen, die auf Sie schossen.“ Mutschke zögert mit einer Antwort. Schließlich sagt er: „Warum nicht?“

Würde er selbst mit ihnen reden? – „Dafür ist die Zeit nicht reif. Sie haben meine Kameraden getötet. Aber ich will schon wissen, was sie denken.“ Habib sagt über eine Begegnung: „Jederzeit. Wenn sie angemeldet in mein Dorf kommen, würde ich ihnen ein Schaf schlachten.“ Und wenn nicht? – „Werden sie umgebracht.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Beim nächsten Treffen scheint es LaCrosse besser zu gehen. Es findet im Herbst 2013 auf der US-Militärbasis in Hohenfels bei Regensburg statt. LaCrosse ist voller Elan. Er befindet sich endlich wieder in einem Kampf, diesmal allerdings mit der eigenen Army. Sie wollen ihn für ein Jahr nach Südkorea abschieben, ein Schreibtischjob. Als würde man LeBron James, den Superstar des US-Basketballs, nach Bamberg versetzen. Da reicht er impulsiv seine Kündigung ein, zehn Tage bevor er zum Major befördert werden sollte. Nach 21 Jahren Army, nach 700 Gefechtsstunden. Er will ein neues Leben beginnen, in Maine, seiner Heimat. Schon sein Vater kämpfte in Vietnam. Sein Großvater landete im Zweiten Weltkrieg in der Normandie. Es war ein geradezu organischer Weg in den Krieg, eine Bestimmung. Wenn es bei Mutschke der Drang war und bei Habib die Not, dann war es bei ihm die Familientradition.

Zur gleichen Zeit macht sich auch Mutschke auf den Weg nach Amerika. Er erfüllt sich einen Traum und nimmt für Deutschland an den „Warrior Games“ in Südkalifornien teil, einem Wettkampf für versehrte Krieger, bezahlt vom Verteidigungsministerium. Für die Bundeswehr ist er nicht nur der Held von Isa Chel. Er ist der Überlebende, der es zurück ins Leben schaffen soll. Er ist ihre beste Story seit dem Zweiten Weltkrieg.

Es sind heiße Tage in Camp Pendleton, der Boden staubig, die Pflanzen trocken, fast wie in Afghanistan. Aber Erinnerungen kommen bei ihm nicht hoch. Mutschke geht in ein Shopping Center, da hört er: „Thank you for your service.“ Im Bus: „Thank you for your service.“ Es ist der Soundtrack, der ihn hier begleitet. „Der helle Wahnsinn“, findet er, „die Amis lieben Soldaten.“ Mutschke ist wie verwandelt. Er ist umgeben von Menschen, die ähnlich aussehen wie er selbst. Amputierte, Vernarbte, Brandopfer. Und Tausende jubeln ihnen zu.

Am frühen Abend sitzt Mutschke unter einer Palme, auf dem Trainingsanzug der Bundesadler. Nie in den fünf Jahren schien er so glücklich. Er sagt: „Ich habe ein neues Ziel. Ich will zu den Paralympics. Ich will wieder schießen, wie früher, wieder Scharfschütze sein.“

Für Habib dagegen wird die Lage mit den Jahren immer schlechter. Er beobachtet jetzt Brücken, Straßen, Gräben, sagt: „Ich war ein Führer. Jeder respektierte mich, weil ich ein guter Krieger war.“ Ihm geht es wie LaCrosse und vor ihm Mutschke: Er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

fühlt sich nutzlos. Habib druckst nun herum. Er raucht Kette, sein Telefon klingelt, eine westliche Melodie. „Das Schlimmste ist, dass die Taliban mich töten wollen, weil ich ein Verräter bin. Ich schlafe nicht mehr.“ Das regt ihn so auf, dass er wieder die Seiten wechseln will. „Ich müsste aber etwas Großes machen. Nur das würden sie akzeptieren.“

Was kann das sein? – Da grinst er. „Etwas Großes. Darunter fallen: Mord des Gouverneurs, Angriff auf Nato-Soldaten, Entführungen von Westlern.“ Es ist das letzte Gespräch mit Habib. Danach ist sein Telefon abgemeldet. Das CIP-Programm, in das er eingegliedert wurde, läuft aus. Der Krieg in Afghanistan geht ins 37. Jahr.

Ein letztes Gespräch mit Maik Mutschke, März 2015, er ist auf dem Weg nach England zum Weltcup. Anschließend geht's weiter nach Südkorea, Australien, Amerika. Er bereitet sich auf die Schießwettbewerbe bei den Paralympics 2016 vor. Es sieht gut aus. Seine ruhige Hand aus dem Krieg ist zurück. Fünf Jahre nach Isa Chel lässt sich sagen: Mutschke hat es gepackt.

Was hat geholfen? „Eine Familie und Vorgesetzte, die zu dir halten. Und ein Ziel im Leben, Rio de Janeiro 2016.“

Eine Blockhütte in Maine am Lake Togus, Ende März. Der See ist noch zugefroren, es war ein harter Winter. Jason LaCrosse fliegt Noteinsätze für ein Krankenhaus in der Kleinstadt Bangor. „Ein Horrorjob“, knurrt er. „Nichts los. Höhepunkt ist der Unfall eines Snowmobils im Wald.“

Seine Frau kommt dazu. „Er ist so negativ“, sagt sie. – „Ich versuche mich zu finden“, erwidert er. – „Wenn du dich gefunden hast, lass bitte das Arschloch zurück, das du bist, Schatz“, sagt sie liebevoll.

LaCrosse blickt raus auf den See. Er hat sich ein Snowmobil gekauft, um den Kick zu spüren, aber der Kick kam nicht. Er hat zugenommen, ähnelt eher einem Teddybären als einem sehnigen Krieger. „Mit wem soll ich Sport machen?“, klagt er. „Ich habe hier keine Freunde. Auch meine Ehe stand am Abgrund.“ Irgendwann ähnelt das Gespräch einer Therapiesitzung.

Woran liegt das?, frage ich ihn. – „Ich habe noch Albträume. Aber vor allem vermisse ich die Army.“ Es gebe noch eine Chance für eine Rückkehr, sagt LaCrosse

zum Abschied. „Wenn es gegen den IS richtig losgeht. Dann lass ich meine Brüder und Schwestern nicht im Stich.“

Es klingt nicht so sehr wie eine Möglichkeit denn wie eine Hoffnung. Eine Rettung. Endlich wieder im Einsatz.

So enden die Geschichten der drei Krieger, fünf Jahre nach dem Gefecht von Isachel. Jeden Tag werden sie an den schwarzen Karfreitag erinnert. Mutschke beim Blick in den Spiegel. LaCrosse beim Blick in die Seele. Habib im Angesicht der Angst. Sie waren Helden. Dann waren sie am Boden. Nur Mutschke ist wieder aufgestanden.

Vielleicht, weil er wieder der ist, der er immer war. Ein Krieger.

Das Zeugenhaus

*Es ist ein Wunder, dass sie leben – es ist ein Wunder, dass man sie treffen kann:
In einem Hotel in Lüneburg wohnen die Nebenkläger im Prozess gegen den SS-Mann
Oskar Gröning. Ein Besuch bei denen, die noch erzählen können*

Von Karin Steinberger, Süddeutsche Zeitung / Seite Drei, 30.04.2015

Da sitzen sie, die Sonne zaubert Streifen auf ihre alten Gesichter. Max Eisen schaut aus dem Fenster, sieht aus wie Disneyworld da draußen, rundbogige Backsteingiebel, schwarz gebranntes Fachwerk, der Hafenkran, die Mühle, tausendjährige deutsche Geschichte: „Hättet ihr gedacht, dass ihr einmal einem SS-Mann eine Frage stellen dürft?“

Er lacht. Eine Frage an einen SS-Mann? Wer wäre so lebensmüde.

Hedy Bohm schaut auf die Ilmenau, die sehr gemütlich vor dem Fenster fließt, in das gleißende Licht von Lüneburg, in kopfsteingepflasterte, deutsche Heimeligkeit. Erstaunlich schön da draußen. Sie hat von diesem Land nicht viel gesehen damals, na ja, die Munitionsfabrik in Fallersleben natürlich, in der man an ihr den NS-Slogan auf Alltagstauglichkeit getestet hat: „Vernichtung durch Arbeit“.

An der Hotellobby stehen Geschäftsmänner mit Rollkofferchen: Angenehmen Aufenthalt. Ich hoffe, es hat Ihnen bei uns gefallen. Nicht zu glauben, dass diese Sprache so sanft klingen kann, wie Watte.

Als Hedy Bohm in den Sechzigerjahren das erste Mal nach dem Holocaust nach Deutschland kam, ertrug sie die Sprache fast nicht, mit der man sie am 3. Juni 1944 auf der Rampe in Auschwitz-Birkenau empfangen hatte. Man hatte sie und ihre Familie aus ihrer Heimatstadt Oradea herangekarrt und in der Hölle abgeladen. Es war

eine kantige, gebellte Sprache: Antreten in Fünferreihen! Arbeitsfähig, nicht arbeitsfähig, links, rechts, zur Entlassung! Von der Endlösung hörte sie erst später.

Erst Auschwitz, dann Zwangsarbeit in den VW-Werken in Fallersleben. Ja, es ist ein Wunder, dass sie hier sitzen. Es ist ein Wunder, dass sie leben. „Wer hätte gedacht, dass das noch mal passiert in meinem Leben“, sagt Hedy Bohm. Nackt, kahl geschoren, irre vor Hunger standen sie damals vor Männern wie Gröning. Sie redet leise, man muss sich zu ihr hinbeugen, wenn man sie verstehen will. Die Tochter sitzt neben der Mutter, so wie sie neben ihr auf der Nebenklägerbank im Gericht sitzt und bei der Pressekonferenz, als Hedy Bohm sagt: „Die, die nicht den Worten einer jüdischen Frau glauben, müssen den Worten eines ehemaligen SS-Wächters glauben.“

Die Tochter hat sich übrigens ein deutsches Auto gekauft, Hedy Bohm lacht. Keinen VW, das dann doch nicht.

Die meisten Nebenkläger und ihre Angehörigen wohnen in diesem Haus an der Ilmenau, in dem früher gesalzener Ostseehering gelagert wurde und das zum Hotel umgebaut wurde, Safe, Minibar, WLAN. „Dat Heringshus“ ist für ein paar Wochen das Zeugenhaus, das Hotel der meisten Nebenkläger im Lüneburger Verfahren gegen den ehemaligen SS-Unterscharführer Oskar Gröning, dem Beihilfe zur Ermordung von 300 000 Menschen in Auschwitz vorgeworfen wird. Von 1942 bis 1944 gehörte er der Abteilung IV, der Gefangenen-Eigentums-Verwaltung der Kommandantur des Konzentrationslagers Auschwitz an, zuständig für die Verwaltung von Wertsachen und Geld. Er war im Dienst während der Ungarn-Aktion, als vom 15. Mai bis 12. Juli 1944 in Rekordzeit 438 000 ungarische Juden nach Auschwitz deportiert und mehr als 300 000 von ihnen vergast wurden. Die Ungarn lieferten so zügig, dass die Nazis gar nicht nachkamen mit dem Vergasen. An manchen Tagen kamen 10 000 bis 20 000 Menschen in Auschwitz an.

Unter ihnen Max Eisen, Hedy Bohm, Bill Glied – und Éva Fahidi, die jetzt in die Hotellobby kommt, feingliedrig, ihre Augen liegen tief. Wie immer friert sie in der größten Hitze, das sind so die Sachen, die man aus Auschwitz mitbringt und ein Leben lang nicht mehr los wird. Es ist nie mehr warm geworden. Als sich die Nebenkläger hier in der Hotellobby zwei Tage vor dem Prozess das erste Mal trafen, waren sie voller Sorge: Wird Gröning gesund sein, wird er da sein, wird er reden?

Jetzt wissen sie: Er ist gesund, er ist da, und er redet. Aber er sagt Dinge, die klingen, als sei er in der Zeit hängen geblieben. Er sagt: „Im KZ ist das eben so“, oder dass die Rampe „ordentlich“ war. „Die Züge wurden erst aufgemacht, wenn alles in Ordnung war, die Kapazität in den Gaskammern und den Krematorien war ja reichlich begrenzt, dass man nur 5000 Leute versorgen konnte.“ Er redet von „Kameraden“, die SS nennt er eine „zackige Gruppe“, der er angehören wollte, er benutzt Worte wie „Sonderbehandlung“, redet von der Familie, in der Kaisertreue, militärischer Drill und Gehorsam zählten. Und er spricht vom „schön geschmiedeten Eisentor“, auf dem stand: Arbeit macht frei.

Ein alter Mann, 93 Jahre alt, helles Hemd, beiger Pullunder, schlohweißes Haar, Oskar Gröning, geboren am 10. Juni 1921, verwitwet, Rentner, zwei Söhne, der eine 65, der andere 70 Jahre alt. Meist war er klar und antwortete sehr konkret, nur manchmal verirrte er sich in seinen eigenen Sätzen oder verstand die Fragen nicht.

Éva Fahidi sagt: „Der Herrgott war niemand im Vergleich zu so einem SS-Mann, alles konnte so einer machen, alles.“

Hedy Bohm sagt: „Es könnte sein, dass er an der Rampe war, als ich ankam.“

Max Eisen sagt: „Wer einem SS-Mann in die Augen geschaut hat, war tot.“

Den ganzen Tag saßen die Nebenkläger und ihre Angehörigen in der Stuhlreihe hinter ihren Anwälten Thomas Walther und Cornelius Nestler, alle trugen Schwarz, sie hatten es nicht abgesprochen, sie trugen Schwarz und sahen dem ehemaligen SS-Mann Oskar Gröning in die Augen.

„Er hat durch einen durchgeschaut“, sagt Hedy Bohm.

Éva Fahidi, die ein aus der Zeit gefallenes Deutsch spricht, kam am 1. Juli 1944 in Auschwitz an, im Morgengrauen, betäubt vom Gestank und dem Durst und der Hitze in den Viehwaggons. Mutter, Vater, die kleine Schwester, Tante Margit, Onkel Antal, Cousine Boci und ihr Mann Jalos, in einem Wäschekorb ihr sechs Monate alter Sohn Ferike, die mit großer Freundlichkeit auf die andere Seite gebeten wurden. Wie hatte Oskar Gröning vor Gericht gesagt, bevor er von Reue und Demut vor den Opfern sprach, und davon, dass er sich moralisch mitschuldig gemacht habe? Dass er dort nur

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

stand, um auf „Koffer und Bündel der Juden“ aufzupassen, und dass die drei Male, die er an der Rampe stand, alles „normal“ und „ohne Schwierigkeiten“ ablief.

Ja, so kann man das sagen, ohne Schwierigkeiten, links, rechts, und zack, war Éva Fahidi allein auf dieser Welt.

So vieles geht ihr seit Wochen durch den Kopf, was wird sie vor Gericht sagen, wie wird sie Gröning gegenüberreten, wird sie ihn anschreien, befragen, man denkt so vieles. Hass? Ach Kindchen, der ist schon lange weg, wer hasst, bleibt Opfer. Sie ging in der Mittagspause im Gericht ganz nah an seinem Tisch vorbei und machte: nichts.

Er aß Brote, die er dabei hatte, ein alter Mann, papierene Haut. Vielleicht war sie ihm in dem Moment nur dankbar, dass er ihnen nicht weggestorben ist, wie Johann Breyer, bei dem sie Nebenklägerin sein sollte. Breyer, mit 17 Mitglied der Waffen-SS, Ausbildung im KZ Buchenwald, 1944 Versetzung nach Auschwitz. Er starb am 22. Juli 2014 in einem Krankenhaus in Philadelphia, ein paar Stunden bevor ein amerikanisches Gericht einem Auslieferungsantrag nach Deutschland stattgegeben hatte.

Er war 89 Jahre alt. Es war nicht wirklich überraschend.

Éva Fahidi, geboren am 22. Oktober 1925 in Debrecen, die 49 Familienmitglieder im Holocaust verloren hat, hatte eine Frage an Breyer: Wie konntest du dort stehen? Und Gröning? „Na, er muss aufstehen, die ganze Wahrheit sagen.“ Nicht dieses Herumgeeiere, erst hatte er 1944 Flecktyphus, dann 1943, er sagt, er stellte drei Versetzungsanträge, doch ein Historiker im Gericht meint: Die Lager-Akten sagen etwas anderes. Oskar Gröning war dort, er hat die Gaskammern gerochen, er hat alles gesehen, die Selektion in ihrer absurden Beiläufigkeit, ein Wink für die Mutter, die wie immer ein Mieder trug, die kleine Schwester, Käthe-Kruse-Puppe im Arm.

Von 6500 SS-Männern in Auschwitz, die den Krieg überlebten, wurden nur 49 verurteilt. 1965 wurde SS-Lagerzahnarzt Willi Schatz freigesprochen. Er behauptete, er habe sich bei der Selektion in Auschwitz nur „herumgedrückt“. Ein Lagerarzt, der an der Rampe spazieren ging, der keinen der Tat des Selektierens und Mordens förderlichen Beitrag leistete? Wie konnte das zur Grundlage der Rechtsinterpretation für die nächsten Jahrzehnte werden? Weil es der Stimmungslage der Deutschen entsprach? 2011 wurde dann der ehemalige KZ-Wachmann John Demjanjuk wegen Beihilfe zum

Mord an mehr als 28 000 Menschen im NS-Vernichtungslager Sobibór zu fünf Jahren Haft verurteilt. Er starb, bevor das Urteil rechtskräftig wurde.

Es gibt Leute, die fragen, warum ein 93-Jähriger vor Gericht gestellt wird. Und in den Köpfen der Nebenkläger toben Erinnerungen. Max Eisen, der in Auschwitz das erste Mal im Leben in einer Dusche stand, der SS-Mann, der das Wasser eiskalt machte, dann kochend heiß, eiskalt, heiß. Oder der Jude, der seine Brille in der Dusche verlor, als er sich bückte, traten ihn SS-Männer tot, das Knacken der Knochen bleibt.

Mord verjährt nicht – aber millionenfacher Mord schon?

Am Abend sitzen sie alle zusammen im Hotelrestaurant, Kerzenlicht, vor dem Fenster die Mühle, der Mond, es ist eine lange Tafel, die vier Anwälte, die vier Überlebenden, ihre Kinder und Enkel, Esther Altmann, Tochter eines Auschwitz-Überlebenden, ist mit ihren zwei Töchtern aus New York angereist. Judith Kalman, die für ihre in Auschwitz ermordete Halbschwester sprechen wird, Eva Edit Weinberger, sechs Jahre alt. Joe Singer, auch er Sohn eines Nebenklägers, sagt: „Die Pessimisten landeten in New York, die Optimisten in Auschwitz. Ist doch so.“ Max Eisen sitzt neben Bill Glied, auch er hat Auschwitz überlebt, und Dachau. Auch er lebt in Kanada. Max Eisen erklärt den Töchtern von Esther Altmann, wie das damals war mit der Tschechoslowakei, Rumänien und Ungarn. Einer sagt, dass ein Freund aus Kanada geschrieben hat, dass er sich wundere, wenn man das so höre, dann hatte die SS in Auschwitz nichts zu tun, außer zu schwatzen und zu rauchen.

Und dann, weil die Dinge schon traurig genug sind, erzählt Max Eisen einen Witz: Ein Mann geht in ein Hotel, er will das Zimmer erst sehen, bevor er es fest bucht. Er legt 50 Euro auf den Empfang, als Pfand, dann geht er hoch in den 13. Stock. Der Hotelbesitzer trägt das Geld sofort rüber zum Metzger, dem er 50 Euro schuldet, der Metzger trägt es sofort zum Supermarktbesitzer, dem er 50 Euro schuldet, der Supermarktbesitzer trägt es zur Prostituierten, der er 50 Euro schuldet. Die Prostituierte rennt ins Hotel, legt die 50 Euro hin, die sie dem Hotel schuldet. Der Gast kommt runter, sagt, das Zimmer gefällt ihm nicht, nimmt die 50 Euro und geht. „Griechische Finanzen“, sagt Max Eisen,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Und jetzt zurück zum Holocaust“, sagt Joe Singer, dessen Vater nicht zum Prozess gekommen ist, weil er gehört hat, wie Juden in deutschen Gerichten behandelt wurden, kurz nach dem Krieg, wie man sie wieder anbellte in der Sprache der Mörder. Joe Singer, zweite Generation, lebt in Japan, sehr weit weg von den Eltern in Kanada, von den Erinnerungen, den Traumata, aber er will zum Vater fliegen und ihm sagen, wie beeindruckt er von diesem Richter ist, Franz Kompisch, wie er die Verhandlung führt, wie er mit den Nebenklägern spricht, mit dem Angeklagten, wie er sich den Applaus im Gerichtssaal verbat, als Eva Mozes Kor ihren ersten Auftritt hatte. Er will den Vater überzeugen, doch noch zu kommen zu diesem Prozess, der den Kreis schließt. War nicht in Lüneburg der erste NS-Kriegsverbrecherprozesses, der Bergen-Belsen-Prozess im September 1945, und könnte dies hier nicht der letzte sein? „Aber mein Vater ist stur“, sagt Joe Singer.

Max Eisen fällt etwas ein. „Wisst ihr noch, was Gröning über die Ungarn und den Speck gesagt hat?“ Er sagte, dass die Polen, die kamen, ziemlich abgerissen waren, und dass die Ungarn dicken Speck hatten, das hat er gesagt, nicht wahr? „Mir fiel der Speck ein, den mein Vater brachte, weiß nicht, woher er ihn hatte, aber er zwang mich, ihn zu essen.“ Obwohl es Schweinefleisch war, *treife*, nicht koscher. Der Vater nahm kein Stück, aber der Sohn zuzelte jede Nacht am Speck, den er versteckt hatte, Block 16, Auschwitz I, oberstes Bett, das war wichtig, weil die Leute, die starben, nichts mehr bei sich behielten, alles tropfte nach unten. Als er den Vater in Auschwitz das letzte Mal sah, sagte der: „Du musst überleben und es der Welt erzählen.“ Er hat überlebt – der Speck.

Max Eisen, geboren am 15. März 1929, schaut in die mondhelle Nacht, Deutschland 2015, manchmal kann er nicht glauben, dass das hier dasselbe Land ist.

Éva Fahidi sagt, es gibt zwei Arten von Überlebenden: Die, die darüber reden, und die, die nie darüber reden. Sie redet. Max Eisen auch. Weil der Vater es wollte.

Irgendwann auf dem Weg zum Empfang beim Bürgermeister von Lüneburg erzählte Max Eisen, wie er am 12. Januar 1945 von Auschwitz in das KZ Mauthausen, dann in das KZ Melk und dann in das KZ Ebensee getrieben wurde. Esther Altmann hört zu. Max Eisen erzählte von den Tagen in Mauthausen, wo sie zusammengepfercht wurden wie Tiere, Männer wie Gerippe, einer saß auf dem Schoß des anderen, einer

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

schiss in den Schoß des anderen. Max Eisen lacht, weil es so surreal klingt, in dieser sonnendurchstrahlten Welt. „Wir werden die Juden ausradieren“, schrie der Führer aus dem Radio, daran kann sich Max Eisen noch erinnern.

Er war 15, als er auf der Rampe in Auschwitz stand. Er trägt ein Mäppchen bei sich, darin ein Foto seiner Familie, Vater, Mutter, zwei Brüder und er, und ein Foto vom Krematorium II in Auschwitz, in dem seine Familie vergast wurde. Er erzählt vom Todesmarsch: Auschwitz, Mauthausen, Melk, Ebensee. Esther Altmann hört ihm zu, sie sieht zerbrechlich aus. Auschwitz, Mauthausen, Melk, Ebensee? „Das ist die Geschichte meines Vaters, die er mir nie erzählt hat.“ Sie stolpert über das Kopfsteinpflaster wie benommen. Der Vater konnte nie darüber reden, kein Wort, eine Blackbox. Und das Kind ewig bemüht, die Leerstellen zu füllen, irgendwas zu heilen. Einmal ist der Vater zusammengebrochen, als sie vor mehr als zehn Jahren in Melk waren. Dann wieder Schweigen.

Max Eisen erzählt von dem schweren Gerät, das man ihm in Melk gab, um Quarzstein aus dem Berg zu schlagen, er konnte es nicht mal halten, „Schachten“ sagt er, ewig lange Schachten. Ein Drittel überlebte es nicht - das Benediktinerkloster im Blick. Von der Zisterne in Ebensee redet er, in der Leichen trieben, von Männern, die den Toten das Muskelfleisch aus den Hintern schnitten, und er dachte, lass mich nicht auf dem Teller enden. Es gibt von den Befreiten in Ebensee Fotos, ihre Knie sehen aus wie Tellerminen, weil das Fleisch drumherum fehlt, die Füllmasse.

Max Eisen redet, über seine Jugend, die glücklich war, nur die Schule, ach Gott, er konnte nie still sitzen, und immer Schläge. „Klingt nach ADHS“, sagt Esther Altmann, die jetzt wieder ruhiger ist, auf ihrer Visitenkarte steht: Clinical Psychologist.

Sie sitzen in der Lobby ihres Hotels und reden. Darüber, dass Gröning der Mord an einem Baby so erschüttert hat, zurückgelassen auf der Rampe, das ein SS-Mann an einen Lkw knallte. Und hinten in den Gaskammern brüllten Zehntausende. Warum dieses eine Baby? Weil das Morden in den Gaskammern so schön reibungslos ablief? Oder als er von Reue sprach, von moralischer Schuld, warum hat er das vorgelesen, es war wie Theater, herzlos, ohne Scham. Sie reden darüber, wie es sich anfühlt, von deutschen Polizisten beschützt zu werden. Sie diskutieren über die Sprache, die

Gröning benutzt, Ankommende werden da „versorgt“, Rampen sauber gemacht, bevor der nächste Zug „abgefertigt“ wird. Es klingt, als hätte man nur ein bisschen durchgefegt. Sie waren in diesen Viehwaggons, der Boden voller Kot und Urin, sie hörten das Brüllen der Menschen, die verrückt wurden, und das Schweigen der Toten. Die Leichen standen neben ihnen, weil kein Platz war, sie hinzulegen. Die Nebenkläger fragten sich, ob Gröning ihnen überhaupt zuhört, wenn sie reden.

Als sie erfuhren, dass die Antifa sich jeden Morgen vor dem Gericht anstellt für die Angehörigen, die keinen Sitz als Nebenkläger haben, sind sie gerührt. Sie sahen sich die rotbäckige Ursula Haverbeck an, Jahrgang 1928, mehrfach verurteilte Holocaust-Leugnerin und Rechtsextremistin, die es an einem Tag in den Gerichtssaal schaffte, die aber leider ging, bevor Max Eisen und Bill Glied aussagten. Sie gewöhnten sich an die Journalisten, an die vielen Fragen, an die Kameras, an die knarrenden Mikrofone und die überforderten Simultanübersetzer im Gericht. Sie gewöhnten sich an die Ritterakademie, eine Veranstaltungshalle, zum Gericht umgebaut, die Toiletten knallrot, über dem Spiegel die Aufschrift: Aufhübschzone. An die Turnhallenästhetik, in der am Vormittag über die Geräusche geredet wurde, die Menschen machen, wenn sie vergast werden, und am Nachmittag ein Event stattfand mit dem Titel: „Guter Sex ist teuer.“

An was sie sich nicht gewöhnten, waren die Auftritte von Eva Mozes Kor, die vor Gericht sagte, sie sei die einzige Überlebende, die den Nazis vergeben habe. Ist das so? Dann empfahl sie denen, die den Schmerz und den Zorn in sich halten, sich durch Vergebung selbst zu heilen. Jeder hier hat seine Art, mit dem Geschehenen umzugehen, keiner käme darauf, den anderen zu sagen, wie sie es zu halten haben. Sie wollten, dass dieser Gerichtssaal in Deutschland eine Bühne wird für die Toten, aber er wurde immer öfter zur Bühne von Eva Mozes Kor.

Sie kurvte mit ihrem Rollwägelchen durch den Gerichtssaal, Rainer Höß im Schlepptau, Enkel des SS-Obersturmbannführers Rudolf Höß, des Kommandanten des Konzentrationslagers Auschwitz. Sie ging mit großer Geste an den Tisch von Oskar Gröning, wartete noch, bis die Journalisten versammelt waren, dann verzieh sie ihm und umarmte ihn. In der Sendung von Günther Jauch erklärte sie, dass sie eigentlich gegen eine Anklage ist. Die Anwälte der 49 anderen Nebenkläger veröffentlichten eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Presseerklärung, in der sie fragten: Warum tritt man als Nebenklägerin im Namen der Ermordeten auf, wenn man öffentlich das Strafverfahren ablehnt? Das Auschwitz-Komitee sprach von einer „Personalityshow und Seifenoper“.

Als Éva Fahidi am Dienstag vor Gericht steht, sagt sie: „Es geht nicht um die Strafe für einen alten Mann, es geht um das Urteil, die Stellungnahme der Gesellschaft.“

Hedy Bohm sagt: „Ich glaube nicht, dass mir jemand das Recht gibt, den Mördern meiner Mutter zu vergeben. Vielleicht kann Gott vergeben. Ich kann es nicht.“

Bei der Pressekonferenz vor Prozessbeginn stand ein älterer Mann auf der Straße. Worum es hier geht, fragt er. Ein NS-Prozess? „Immer wieder, immer wieder, lasst es endlich gut sein.“ Eva Mozes Kor meint das eine, aber andere denken vielleicht: Vergebung, dann Schluss damit.

Es ist schon spät am Abend, als sie auf die Hunde kommen. Max Eisen hatte einen Deutschen Schäferhund, zu Hause, bevor die Welt aus den Fugen geriet, Farkas hieß er – der Wolf. Auch Éva Fahidi hatte einen, ihre kleine Schwester freute sich, als sie die Deutschen Schäferhunde in Auschwitz an der Rampe sah. Immerhin, ein letztes Lächeln. Sie wusste nicht, dass diese hier von klein auf trainiert waren, auf Bälle mit gestreifter Sträflingskleidung umwickelt. Also: Auschwitz, Feldarbeit, SS-Männer sitzen im Schatten unter einem Baum, während die Juden einen Baumstumpf ausgraben. Dann schnippt ein SS-Mann ein kleines Stück Brot in den Dreck. Und wartet. Einer rennt sofort los, greift das Brot, der SS-Mann lässt den Hund von der Leine, der sich in die Hand verbeißt, wie in den Ball. Das war es, arbeitsunfähig, ab ins Gas.

Sie sind die Letzten, die das bezeugen können. Sie sind die Letzten, die die kreisende Handbewegung kennen, für die Toten, wie der Rauch, der durch den Schornstein abzieht. Sie kennen den Gestank der Suppe, die man ihnen gab, sie haben blutige Lappen gesehen, voller Goldzähne.

Dann erzählt Judith Kalman, die nichts sah, aber die mit dem Schweigen und den Traumata der Überlebenden aufwuchs, dass ihre Mutter nicht verstanden hat, dass sie hier ist. Ihre Mutter überlebte Auschwitz, Zwangsarbeit, Buchenwald, sie ist 95, schwerhörig, sie war nie wieder in Deutschland. Die Mutter fragte die Tochter, warum

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sie dort hingeh. „Weil ich über deine und Papas Familie sprechen will.“ – „Großer Gott, sieh zu, dass du zurückkommst.“ – „Natürlich komme ich zurück. Ich komme zurück aus Deutschland.“

Die Mutter sagte nur: „So Gott will, es kamen nur sehr wenige zurück.“

Der Sprung

Xu Lizhi, 24, ist Bauernsohn, Wanderarbeiter und Dichter. Am Tag schraubt er bei Foxconn iPhones zusammen, nachts verleiht er dem Bodensatz der chinesischen Gesellschaft eine Stimme. Bis er sich aus dem Fenster stürzt. Trifft uns Schuld an seinem Tod?

Von Kai Strittmatter, Süddeutsche Zeitung, 20./21.06.2015

Eine Schraube fällt zu Boden
In dieser Nacht der Überstunden
Fällt schnurgerade
Mit einem leisen Pling
Keiner wird aufblicken
So wie beim letzten Mal
Als in einer Nacht wie dieser
Ein Mensch zu Boden fiel

Am 30. September 2014 um 12.08 Uhr verlässt der 24-jährige Xu Lizhi zum letzten Mal seine Wohnung im fünften Stock eines Wohnblocks im Shenzhener Stadtteil Longhua. Um 14 Uhr betritt er den Aufzug des AAA-Büro- und Einkaufszentrums, nicht weit von seiner Arbeitsstelle, dem Elektronikkonzern Foxconn. Er fährt in den 17. Stock. Die Überwachungskamera zeigt, wie er zum halb geöffneten Fenster geht und davor stehen bleibt. Er schaut hinaus. Steht einfach da, und schaut, eine Minute, zwei Minuten. Steht da noch immer nach drei Minuten, vier Minuten, und

schaut. Dann, es sind fünf Minuten vergangen, klettert er auf die Fensterbank. 17 Stockwerke.

Zehn Stunden später, Punkt Mitternacht, mit dem ersten Pulsschlag des 1. Oktober, Chinas Nationalfeiertag, taucht auf seinem Mikroblog eine von ihm vorprogrammierte Nachricht auf. Es ist nur eine Zeile, sie lautet: „Ein neuer Tag“.

Das Leben, am Ende. Bauernkind, Wanderarbeiter. So nannten sie ihn vor jenem Tag: die Familie, die Fabrik, die Nation. Einer von 300 Millionen Arbeitern, die vom Land in die Stadt ziehen. Heute nennen sie ihn einen Dichter, Kritiker feiern ihn. Guo Jinniu, selbst Wanderarbeiter, selbst Dichter, selbst eines der Millionen Krabbeltierchen in den Eingeweiden dieser Stadt, sich Tag für Tag mit neuem Trotz imprägnierend, steht an der Brüstung eines Hochhauses und blickt hinab auf die Straßen des Viertels. Es sind die Straßen, die Xu Lizhi entlangging, Morgen für Morgen wieder „den Mut von hundert Jahren“ sammelnd, Mut, den er den eigenen Worten zufolge brauchte, um sich auf den Weg zur Fabrik zu machen. Guo ist doppelt so alt wie Xu, er kannte die Verse des Jüngeren. „Am Ende“, sagt also Guo, „am Ende zählt nur das Leben, oder?“

Es zählen nicht die Erwartungen der Familie und nicht die Aktienkurse der Apples und Samsungs und Huawei. Es zählen nicht die iPhones und iPads, die der eine in China todmüde zusammenschraubt und deren Display der andere in Europa wohligherregt streichelt. Und ist das nicht der größte Nutzen der Literatur? Dass sie dich dein eigenes Leben ausloten und das der anderen nachempfinden lässt? Am Ende aber haben auch die Gedichte keine Bedeutung. Am Ende zählt nur das Leben.

„Und ihr, ihr im Westen, interessiert euch das?“ Noch einmal Guo Jinniu, Arbeiter, Dichter, Vater. Die Frage schnell hervor. Interessiert uns das? Ein Leichnam, der einen fremden Namen trug. Zwei Handvoll Asche, verstreut in den Wellen der südchinesischen See. Der Tod eines jungen Mannes im Bezirk Longhua, in der Stadt Shenzhen, in der Volksrepublik China. „Ich sage, es muss euch interessieren, wenn ihr euch menschlich nennen wollt!“ Sein Blick: lauernd. „Jedes einzelne unserer Leben geht euch etwas an. Selbst wenn es bei uns hier, in China, keinen Pfifferling wert wäre, selbst wenn es den eigenen Eltern egal wäre. Ich sage, ihr tragt Verantwortung.“

Shenzhen. Vor etwas mehr als drei Jahrzehnten war das ein schläfriges Fischerkaff im Perflussdelta unweit von Hongkong. 30 000 Einwohner damals. Mehr als zehn Millionen heute. Größer als Hongkong. Größer als New York. Wirtschaftsleistung der Stadt im vergangenen Jahr: 260 Milliarden Dollar. Mehr als Irland, mehr als Chile, mehr als Vietnam. Das Spielzeug der Welt, die Turnschuhe der Welt, die Smartphones der Welt – made in Shenzhen und Umgebung. In Chinas Wirtschaftswunder ist das Perflussdelta der Maschinenraum. Ein Schlund, der sie alle schluckt, die Bauernsöhne und -töchter, die aus dem ganzen Land staunend herbeiströmen, manche die ersten Wochen in den Hügeln zwischen den Bauerngräbern schlafend, bevor ein Fabrikator sich auftut.

Als er nach Shenzhen kommt, 2010, schreibt Xu Lizhi schon Gedichte, er veröffentlicht sie auf einem eigenen Blog. Aber er ist ein Dichter, den die Monotonie des Fließbands „zu einer alten Statue“ erstarren lässt. Ein Dichter, der die zehn Minuten für einen Vers der bleiernen Müdigkeit abringen muss, die ihn von nun an nie mehr loslässt. Er ist ein Dichter in weißer Schutzuniform, die nur einen Schlitz freilässt für das Augenpaar, mit dem der Arbeiter seine eigenen drei Handbewegungen kontrollieren soll. Bewegungen, die er 40 000 Mal am Tag ausführen muss, wenn es zum Beispiel seine Aufgabe ist, das Objektiv eines iPhones in eine kleine, staubfreie Box zu stecken. Er vergleicht sich und seine Kollegen in der Fabrikhalle mit den Soldaten der Terrakotta-Armee des ersten Kaisers. Militärisch gedrillte Befehlsempfänger waren die Terrakotta-Soldaten. Außerdem waren sie – das spricht er nicht aus – Grabbeigaben.

Die Stadt, die Fabrik und der Tod. Der Dichter hat hier seinen Stoff gefunden. Oder vielmehr: Der Stoff hat ihn gefunden. Es ist nun sein Leben, das ihn begräbt, Schicht um Schicht.

Vor vielen Jahren

Betrat er diese aufblühende Stadt

Auf dem Rücken sein Bündel

Voller Mut und Kraft

Wer entscheidet, wo einer zur Welt kommt? Was macht einer hier im Weiler Dongliao? Zwischen Bergen und Reisfeldern, zwischen Zuckerrohr und Litschi, zwischen Froschteich und Banyanbaum? Zwischen den geduckten, einst weiß getünchten und nun in Flecken zerlaufenden Hofhäusern, in denen ein paar Alte ausharren, und den nebenan sich triumphierend erhebenden dreistöckigen Zementkästen, in die stolz jene einziehen, denen die Kinder aus der Stadt Geld schicken? Was also macht so einer? Er haut ab. So wie alle abhauen. Die Tochter des Nachbarn. Der große Bruder. Die ganze Klasse. Das ganze Bauernvolk überall in China. Es ist ein Naturgesetz. „Ob ich in die Stadt gehöre?“, fragt Xu Lizhi einmal. „Ich musste die Heimat verlassen. Sie nennen das ‚Entwicklung‘“. Die Dörfer bluten aus.

War es schlecht hier in Dongliao? Nein. Glückliche seien sie gewesen, sagt sein Bruder Xu Hongzhi. Sie spielten auf dem Feld, in den Bergen, versteckten sich in verlassenen Häusern, auf deren Holztüren noch heute die in breiten Strichen gepinselten Kalligrafien von einst zu lesen sind. „Arbeit ist glorreich“, rufen sie einem entgegen, und: „Merzt den Kapitalismus aus, rühmt das Proletariat“. Gebote der Kulturrevolution.

Xu Lizhi war das Nesthäkchen, acht Jahre jünger als der große Bruder. Der Bruder hat ihn geliebt, den Kleinen, auch wenn der Kerl bisweilen nervte. Er musste oft auf ihn aufpassen, wenn die Eltern auf dem Feld waren. Leere Zigarettenschachteln falteten sie zu Fliegern, füllten sie mit Sand und bewarfen einander damit. Nachts huschten ihre Schatten durch die engen Gassen des Dorfes. „Wir spielten Verstecken, manchmal Krieg, jagten einander von Baum zu Baum“, schreibt Xu Lizhi. „Manchmal trat einer von uns dabei ein Küken tot.“ Der Vater spielte die Yehu, eine zweisaitige Laute, die Mutter, eine Christin, las ihnen aus der Bibel vor. Sie verstanden nicht viel von den fremden Erzählungen, aber sie spürten: Es sollte sie trösten, wappnen für das da draußen.

Die Schule war in Yuhu. Dort, wo sich das Grün der Reisfelder und Palmen auflöst in Wolken aus Gipsstaub. Xu Lizhi war kein besonders guter Schüler. Nein, allzu verschlossen hat ihn sein Chinesischlehrer nicht in Erinnerung: „Ein wenig rebellisch, das war er.“ Xu verschlang wie andere Jugendliche auch die populären Wuxia-

Romane, Abenteuerbücher über die Rebellen und die Kampfkunst des alten China. Eine Zeit lang fieberte er mit bei der TV-Show „Happy Boys“, einer Art „China sucht den Superstar“. Xu hängte sich Poster der jungen Kandidaten an die Wand. „Er wäre so gern auch ein ‚Happy Boy‘ geworden“, sagt sein Bruder. Xu bat den großen Bruder, ihm eine Gitarre zu kaufen, gab aber die Musik bald auf. Bei der Aufnahmeprüfung zur Hochschule kam er auf 341 Punkte, zu wenig. Von den 2000 Schülern in Yuhu schafft es pro Jahrgang kaum eine Handvoll auf die gute Hochschule in der nahen Stadt Jieyang. „Der Unterricht auf dem Land ist einfach nicht gut genug“, sagt der Bruder. „Wir haben nicht dieselben Chancen wie die Stadtkinder.“ Der Vater hoffte, Xu Lizhi werde an der Berufsschule Computerwartung lernen, so wie sein Bruder. „Aber er war ratlos, traurig“, sagt der Bruder. „Die Stadt reizte ihn, die große Welt.“

Irgendetwas musste doch passieren. Er war jetzt 18. Ging kurz beim Bruder in die Lehre, in der Kreisstadt, warf wieder hin.

Irgendetwas musste doch passieren. Er war jetzt 19. Stolperte über den Roman „Leben“ von Yu Hua, einem der spannendsten modernen Autoren Chinas. „Mir war, als wachte ich auf wie nach einem langen Winterschlaf“, schrieb er in seinem Mikroblog. Für das Kurztagebuch hatte er sich jetzt ein Konto bei Sina Weibo, Chinas Twitter, eröffnet. „Die Literatur rettete mich aus Trübsal und Ratlosigkeit.“

Irgendetwas musste doch passieren. Er war jetzt 20. Verkaufte in einem Laden in der Kreisstadt Geldzählapparate. Er gewöhnte sich an, am letzten Tag eines jeden Monats zum Friseur zu gehen. Neuer Haarschnitt, neues Glück. „Stets war ich danach voller Hoffnung auf den neuen Monat“.

Im Dezember 2010 fiel er die Entscheidung. „Ein Neustart. Alles auf Los“, schreibt er. „Die Sonne geht auf, unter den Füßen nun ein Weg.“ Die Stadt also.

Einige Jahre später

Steht er an einer Kreuzung dieser Stadt

In den Händen seine Asche

Blickt sich verloren um

Ein Volk auf Wanderschaft. Vom Dorf in die Stadt. Vom Feld ins Wohnheim. Vom Gestern ins Morgen. Chinas Regierung hat große Pläne für Shenzhen, will die Stadt nun zur Speerspitze von Innovation und Hightech machen, iPhone-Hersteller Foxconn will seine Arbeiter schrittweise durch Roboter ersetzen. Aber noch schlagen in den Robotern der Stadt Herzen, noch tragen sie Namen wie Xu Lizhi. Wanderarbeiter. 274 Millionen von ihnen zählte die Regierung Ende vergangenen Jahres, wahrscheinlich sind es mehr. Sie sind die Kohle, die den Kessel am Dampfen hält. Sie alle sind auf der Suche. Nach einem Auskommen, nach ihrem Glück. Sind die einen verglüht, kommen neue, der Nachschub ist schier endlos.

Shenzhen ist gut zu manchen. Shenzhen ist brutal zu vielen. Die Stadt ist jung, tolerant, ohne Geschichte, ohne den Dünkel der großen alten Städte. Hier kann man es schaffen. „Es ist einmalig, wie diese Stadt einen aufnimmt“, sagt eine Lehrerin aus dem 800 Kilometer entfernten Changsha, 46 Jahre alt und vor drei Monaten hier angekommen. „Ich fange ein neues Leben an.“ Hier ist jeder ein Einwanderer.

Xu Lizhi aber nennt den Ort einmal den „Friedhof unserer Jugend“. Shenzhens Arbeiter sind bei ihm „im Sumpf des Lebens zappelnde Ameisen“. Die Fabrik verlangt Unterwerfung. Die Stadt Opfer. Der Schlüssel zum Stadtleben ist in China der Hukou, der Meldeschein der Einheimischen. Zugewanderte bekommen keinen Hukou, auch nicht nach zwanzig Jahren in der Stadt. Ohne ihn aber sind sie ein Leben lang Geduldete nur, Entrechtete. Sie müssen ihre kleinen Kinder im Dorf zurücklassen bei den Großeltern, zehn, zwölf Jahre lang, die Wanderarbeiter. Ihre Kinder dürfen in Shenzhen nicht in die Schule, sie selbst sind hier kaum versichert. Hier ist jeder ein Exilant.

„Es hat euch keiner gezwungen, Wanderarbeiter zu sein“, fährt der Schichtleiter Xu Lizhi einmal an. Darf man den Menschen ihre Hoffnungen vorwerfen? Der 17. Februar 2011 ist sein erster Arbeitstag bei Foxconn. Nachtschicht. „Es ist nicht so schlimm, wie ich befürchtete. Viel zu tun, kaum Zeit nachzudenken“, schreibt er. Öde, ja, „aber auch sorgenfrei“. Er notiert in den nächsten Tagen peinlich genau seine Ausgaben: eine Rolle Toilettenpapier 3,5 Yuan (50 Cent), ein Essen 4 Yuan (60 Cent), Internet-Café 8 Yuan (1,20 Euro), ein kleines Gebäck 1,5 Yuan (20 Cent). „Ich hatte

mich schon gegen das Kuchlein entschieden. Aber ich hielt es dann doch nicht aus . . . super lecker!“

Jede Woche gibt es einen freien Tag. Anfangs ist Xu der Abenteuerreisende. „Ich habe einen neuen Kontinent entdeckt“, jubelt er: die städtische Bibliothek. „Jetzt weiß ich, wofür es sich zu leben lohnt.“ Daneben Shenzhens größte Bücher-Mall. „Ein Meer voller Bücher! Wo soll ich bloß anfangen?“ Xu ist euphorisch. Er besucht auch die „Bookbar“, einen kleinen Buchladen mit Café, 24 Stunden geöffnet, eine Oase der Ruhe und der Kultur, die genauso auch in Taipeh, Tokio oder New York stehen könnte. In Sesseln lümmeln Studenten, versunken in ihre Bücher. Der Espresso kommt aus einer italienischen Maschine. Der Barkeeper presst frische Säfte: Kumquat und Limone, das Glas für 38 Yuan, fast sechs Euro. Die weite Welt.

Am Nebentisch sitzt eine Frau und liest einen Gedichtband. Sie heißt Yan Hong und ist Reiseführerin. „Es muss brutal sein für die Neuankömmlinge“, sagt Yan Hong. „Ich glaube, es war zu unserer Zeit einfacher, wenn du vom Land kamst. Ich bin jetzt 38 und selbst in der Stadt geboren. Der Abstand zwischen uns und den Bauernkindern war nicht so groß damals. Als ich klein war, trug ich selbst auch geflickte Hosen.“ Die Kluft zwischen Arm und Reich ist explodiert in China, Das Land nennt sich noch immer sozialistisch – und ist doch längst „eines der ungleichsten Länder der Welt“. So steht das wörtlich in einem Bericht des Internationalen Währungsfonds vom März.

Als Bauernsohn konnte einer einst aufsteigen in China. Und heute? „Hast du fast keine Chance mehr“, sagt Yan Hong. „Gleichzeitig siehst du um dich herum, was die anderen essen, du siehst, wie sie wohnen – und du weißt: Dahin kommst du nie. Du wirst das nie essen, nie dort leben.“

Auf die Glastür der „Bookbar“ ist ein Spruch geklebt: „Selbst wenn die Stadt im Dunkel versinkt, leuchtet dir hier ein Licht.“ Ein Versprechen. Für Xu Lizhi war es eine schmerzhaft Erfahrung: Die Stadt verspricht, aber sie hält nicht.

Ich schluckte einen eisernen Mond

Sie nennen es eine Schraube

Ich schluckte die Fabrikabwässer

Die Arbeitslosenpapiere

Die Jugend, vor die Maschinen gebückt

Stirbt vor ihrer Zeit

Ich schluckte die Schufteerei

Ich schluckte das verrostete Leben

Jetzt kriege ich nichts mehr runter

Alles, was ich geschluckt habe

Quillt aus meinem Rachen hervor

Ergießt sich über dem Land meiner Vorfahren

In ein schändliches Gedicht

Eisen. Blut. Tod. Davon redet der Poet. Für die Liebe hat er genau einen Vers übrig: „Gehabt. Erlebt. Verpasst.“ „Wie gerne würde auch ich den Wind, die Blumen, den Schnee und den Mond besingen“, schreibt dieser Dichter. „Aber ich rede über Blut, denn ich kann nicht anders.“ Er redet über seinesgleichen, über die Männer ohne Frauen, über die Frauen, die sich prostituieren. Er redet über die Straßenhändler aus dem Norden, die von der Polizei gejagt, über die Arbeiter aus dem Westen, die von den Maschinen zermalmt werden. Er redet über die Stadt, die „uns ihre Abwässer in die vertrockneten Venen spritzt“.

Man kann Foxconn eine Fabrik nennen, so wie man zu einem iPhone auch Telefon sagen kann. Die Firma beschäftigt zu Spitzenzeiten 1,3 Millionen Menschen, die meisten in China. Sie stellen nicht nur für Apple iPhones und iPads her, sondern auch für Amazon den Kindle, für Sony die Playstation, für Microsoft die Xbox und für Nintendo die Wii-Konsole. Geschätzte 40 Prozent der weltweit verkauften Unterhaltungselektronik kommt aus den Hallen von Foxconn.

Allein die 20 Jahre alte Fabrik in Shenzhens Longhua-Bezirk beschäftigt im Moment mehr als 200 000 Arbeiter, es waren auch schon mal 400 000. Auf dem drei Quadratkilometer großen Gelände stehen Werkshallen, Wohnheime, Banken, Super-

märkte, Restaurants, Basketballfelder, Cafeterien, ein Schwimmbad und ein Krankenhaus. Die Fabrik hat eine eigene Feuerwehr, eine eigene Polizeiwache und einen eigenen Fernsehsender. Hier müsste einer sein Leben lang nicht mehr raus, wenn er nicht wollte. Foxconn in Shenzhen ist eine eigene Stadt. Über einen Mittelsmann, der für die Stadtregierung hier Inspektionen durchführt, kann man sich im Auto hineinschleusen lassen. „Schau“, er deutet nach oben: Man sieht den Himmel hier nur mehr durch die engen Maschen großer Netze, jedes Gebäude ist von einem solchen Netz umkränzt. „Damit keiner mehr springt.“ Der Inspektor verbessert sich: „Damit keiner mehr hier auf dem Gelände springt.“ Die Netze wurden angebracht im Jahr 2010, nach einer Serie von 14 Selbstmorden, die Foxconn und Apple weltweit in die Schlagzeilen brachten. Neulinge mussten hernach eine Klausel im Arbeitsvertrag unterschreiben, wonach sie „das Leben lieben“.

Nun gehört Foxconn mit Sicherheit nicht zu den schlechtesten Arbeitgebern in Shenzhen. Manche würden sogar sagen: Wer Glück hat, der landet bei Foxconn. Der Konzern bezahlt seine Arbeiter, und zwar pünktlich, das ist schon einmal alles andere als selbstverständlich. Es gibt Sozialleistungen. Die Zahl der Überstunden ist firmenintern auf 60 pro Monat begrenzt seit den Selbstmorden von 2010, ebenso die Zahl der Arbeiter, die sich im Wohnheim ein Zimmer teilen: Es sind jetzt nur mehr acht. Es gibt eine psychologische Beratung und eine Hotline. Unter der Nummer 78585 – auf Chinesisch klingt das wie „Bitte helft mir, helft mir!“ – kann anrufen, wer etwas auf dem Herzen hat. Einerseits.

Andererseits hat die Firma einen Chef, den Taiwaner Terry Gou, der für seinen Jähzorn bekannt ist. In seinen Fabriken lässt er einen paramilitärischen Führungsstil durchexerzieren. Im Januar 2012 ließ Terry Gou eine Feier für sein Management-Team im Zoo von Taipeh ausrichten. Danach konnte man in der Zeitung WantChina Times nachlesen, dass Terry Gou den Direktor des Zoos um Tipps gebeten habe. Schließlich seien seine Arbeiter „wie alle Menschen auch Tiere“, sagte Terry Gou: „Die Frage, wie ich eine Million Tiere managen soll, bereitet mir Kopfschmerzen.“ Die Foxconn-Leute in Shenzhen haben das gelesen. Einer zuckt mit den Schultern: „Du gibst am Werkstor deine Seele ab“, sagt er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Furcht kriecht in das Leben von Xu Lizhi. „Noch nie hast du einen vorsichtigeren Menschen gesehen als mich auf dem Weg von der Wohnung zur Werkshalle“, schreibt er schon nach vier Monaten bei Foxconn: „Ich setze Schritt vor Schritt, als balancierte ich auf einem Hochseil, auf einer dünnen Eisfläche.“

Unweit des Werkstores, in einem Café, sitzen nach Schichtende bei Pizza und Bier vier Zugezogene. Ruhig, wach, schlau. Sie sprechen über ihre Arbeit, über ihre Heimat, über Musik und Poesie. Sie tragen Nikes, Jeans, Kapuzenpulli. Es könnte eine Runde Studenten sein, in Berlin, Edinburgh, Boston. Es sind vier Wanderarbeiter bei Foxconn. Sie wollen ihre Namen nicht in der Zeitung lesen.

Der Jüngste stammt aus dem Bergland von Guangxi, Chinas Armenhaus, er ist 23 Jahre alt und steht am Fließband. Der Ingenieur von der Ostküste, 30 Jahre, Hochschulabschluss, arbeitet ebenfalls am Fließband. Der am Mittellauf des Jangtse geborene Bibliothekar, 28 Jahre, auch er studiert, hat sich von der Werkshalle in die Fabrikbücherei hochgearbeitet. Dann ist da noch der Kontrolleur aus Zentralchina, 28 Jahre. Sein Job war es, die Leistung der Kollegen mit der Stoppuhr zu messen und hochzutreiben. Er hat vor Kurzem gekündigt, macht jetzt Musik, trat auch schon im Fernsehen auf mit seinem Lied: „Unser sehnlichster Wunsch ist ein Acht-Stunden-Tag“. Er schläft bei Freunden, Geld hat er keines mehr. „Dafür“, sagt er im Gespräch, „habe ich mein Leben zurück.“

Jüngster: Ich bin vor Freude in die Luft gesprungen, als ich den Job bei Foxconn bekam. Foxconn! Mit Überstunden kam man auf 3300 Yuan im Monat (500 Euro). Das war unglaublich. Im Oktober 2012 hatte ich meinen ersten Arbeitstag. Was war ich aufgeregt. Ich konnte kaum atmen. Seither bin ich eine Maschine. Manchmal versuche ich, einen Gedanken zu fassen, aber da ist nur Taubheit.

Ingenieur: Als es 2010 die vielen Selbstmorde gab, da war ich sehr bedrückt. Das war ansteckend, wie ein Virus. Ich schrieb sogar mein Testament. Foxconn war ein isolierter Ort. In der Mensa lief nie der Fernseher, nie das Radio, kein Laut. Selbst beim Essen war keinem zum Reden zumute. Die Wachmänner waren verrückter als heute, schikanierten uns. Am schlimmsten war der Hallenleiter. „Komm her, friss dei-

ne Scheiße!“; brüllte er uns an, oder: „Ich brech’ dir deine verdammten Hundebeine!“
So war das damals.

Jüngster: So ist das noch heute.

Ingenieur: Ich rief damals auch unsere Hotline an. „Na und?“, sagten sie.

Jüngster: Keiner wagt es heute, dort anzurufen. Wenn du es tust, dann schicken sie sofort deinem Vorgesetzten eine E-Mail mit deiner Personalnummer.

Kontrolleur: Die sind nicht unabhängig bei der Hotline. Man bleibt nicht anonym. Sie wollen dich identifizieren als Problemfall und dann loswerden.

Ingenieur: Bei uns in der Halle ist letztes Jahr auch eine gesprungen, eine Frau. Auf einmal war sie weg. Da war die Angst wieder da. Vor dem Virus. Dass es wieder losgeht mit den Selbstmorden.

Bibliothekar: Xu Lizhi war ein Dichter. Dichter sind nun mal sensibler.

Kontrolleur: Er machte sich Gedanken, hatte Träume. Und musste dann erleben, was wir alle erleben. Manche ertragen das eben, andere nicht. Ich habe seine Gedichte gelesen, am besten finde ich das mit dem Eisenmond und der Schraube. Ich konnte gar nicht zu Ende lesen, hätte beinahe auch alles rausgekotzt. Viele Leute haben ja solche Gedanken. Aber sie trauen sich nicht, sie zu Ende zu denken. Denken ändert ja eh nichts. Die Würde des Menschen – hier ist sie käuflich, für einen Lohnzettel.

Ingenieur (spöttisch): Also jetzt sagt mir mal bitte konkret, woran ihr Bücherleser leidet. Du sprichst von Leiden? Von mir aus. Aber ich, ich lebe an meinem Fließband in echter Furcht.

Bibliothekar: Dein Leid ist anders als unseres.

Ingenieur: Ich schufte zwölf Stunden jeden Tag, lasse mich beschimpfen und demütigen, jeden Tag, sechs Tage die Woche. Bei manchen Schichten weiß ich nicht, ob es Tag oder Nacht ist.

Bibliothekar: Und ich sage dir, wenn die Arbeiter die Wahl hätten, würden sie alle zwölf Stunden und mehr am Tag arbeiten. Weil es dann mehr Geld gibt. **Kontrolleur:** Das Gesetz erlaubt nur 36 Überstunden pro Monat. Aber jeder in der Fabrik

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

macht 50, 60 oder sogar 80. Das Grundgehalt von jetzt 2000 Yuan (300 Euro) ist mit Absicht so mager gehalten, davon kann kein Mensch existieren.

Jüngster: Einmal habe ich einen Streik organisiert. Weil mein Vorarbeiter mir die Überstunden gestrichen hatte, das ist fast die schlimmste Strafe für uns am Fließband. Ich musste mir Geld leihen von anderen, um über die Runden zu kommen. Wir wollten dann streiken – für mehr Überstunden! Aber die zehn Leute, die wir zusammengetrommelt hatten, die wollten am anderen Tag plötzlich nicht mehr.

Ingenieur: Die haben Frau und Kinder, wie ich. Die haben Angst.

Jüngster: Du bist verheiratet, dir geht es ja schon viel besser als uns. Die meisten von uns können sich keine Freundin leisten. Uns will doch keine, die Frauen wollen alle erst einmal Auto und Wohnung sehen.

Ingenieur: Ja, toll. Ich habe nachgerechnet: Wenn ich mir hier in Shenzhen eine Zwei-Zimmer-Wohnung kaufen wollte, müsste ich dafür zu den jetzigen Preisen 200 Jahre arbeiten.

Verkaufen unsere Jugend,

Verkaufen unsere Kraft

Am Ende bleibt nur mehr ein Husten,

Ein Knochen, den keiner will

Fließbandarbeit ist auf der ganzen Welt ein deprimierender Knochenjob. Aber das Perlflussdelta im Jahr 2014, das erinnert bei allen Parolen von Hightech und Innovation doch stark an das, was der Westen vor hundert Jahren erlebt hat. „Haben Sie ‚Moderne Zeiten‘ von Charlie Chaplin gesehen?“, fragt der Redakteur einer Shenzhener Literaturzeitschrift. „Das sind wir, hier und jetzt.“ Die Fabriken mögen heute sauberer und hübscher sein. Die Maloche und der Druck sind derselbe wie früher. Verboten sind: Sprechen am Fließband. Im Sitzen die Beine übereinander schlagen. Unangemeldet zur Toilette gehen. „Die Halle ist voller Maschinenlärm“, sagt einer der Foxconn-Arbeiter. „Aber sobald ein Mensch ein Geräusch macht, gar eine Liedzeile singt, dann ist das wie ein schriller Misston, der alle aufschreckt.“ Xu Lizhi sah seine Jugend

„langsam zurechtgepresst, geschliffen und gefaltet zu ein paar mageren Zetteln: das nennen sie dann einen Lohn“.

Es ist die Tragik der Generation von Xu Lizhi, der in den Neunzigern Geborenen, dass sie etwas vom Leben erwarten: Würde, Freiheit, Sinn. Anders als ihre Vorgänger, anders als der Arbeiter und Dichter Guo Jinniu: „Wir Älteren, wir suchten schlicht das nackte Überleben. Mehr nicht. Wir waren ein hartes Leben gewohnt.“ Guo war zwei Jahrzehnte vor Xu Lizhi nach Shenzhen getrieben worden. Die Jungen seien anders, sagt er, umsorgt von den Eltern, weicher. „Sie stellen Fragen ans Leben: Was soll das alles? Sie haben einen Traum, wollen hoch und weit fliegen.“ Und landen dann doch im selben Käfig wie die Alten. „Daran zerbrechen Menschen.“

Sie suchen die große weite Welt, und sie finden Foxconn und Shuidou Xinwei, ein schnell hochgezogenes Viertel, in dem Tag und Nacht ähnlich schwer auseinanderzuhalten sind wie in der Werkshalle. „Billigere Zimmer finden sie in ganz Shenzhen nicht“, wirbt eine Hausmeisterin. Von der Hauptstraße aus ist es, als zwänge man sich durch einen Spalt in ein Höhlenlabyrinth. Dutzende von zehnstöckigen Wohnblocks, jeweils kaum zwei Armlängen voneinander gebaut. „Kusshäuser“ nennen die Leute die Gebäude: Weil sich vom Fenster des einen zum Fenster des anderen Hauses hier leicht die Münder zweier Liebender finden könnten. Wären die Fenster nicht alle vergittert.

Nummer 59/60, fünfter Stock: Hier hatte sich Xu Lizhi eine Kammer gemietet. 350 Yuan, knapp 50 Euro im Monat. „Eng, feucht, kein Sonnenstrahl das ganze Jahr“, schreibt er. „Hier esse, schlafe, scheiße, denke ich. Hier huste ich, hier platzt mir der Schädel.“ Jedes Mal, wenn Xu die Wohnungstür öffnet, kommt er sich vor, „wie ein Toter, der langsam den Deckel seines Sarges beiseite schiebt“. Der Boden der Gassen ist nass und schmierig von den Ausdünstungen der Häuser und von den Waschmaschinen, die im Freien stehen. Ein Aushang sucht „Nebenfrauen– für die Bedürfnisse reicher Geschäftsleute aus Hongkong und Taiwan“. Gerne im Zweitjob.

Die Schichtarbeit, die feuchte Wohnung, sie fordern bald ihren Preis. Schon wenige Monate nach Ankunft in Shenzhen klagt Xu Lizhi über Schlaflosigkeit, Dauerhusten und Migräneattacken, die ihn „brüllend wie ein Tsunami“ überfallen. Nicht nur er, auch „der Schmerz macht Überstunden“.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er flieht. Ins Lesen. Li Bai, Du Fu, Shakespeare, Baudelaire, Faulkner, Tagore, Rilke, Adonis. Er flieht ins Schreiben. Manchmal wird eines seiner Gedichte gedruckt, in einer Lokalzeitung, im Werksblatt von Foxconn. „Dieses Glück kann man mit Geld nicht kaufen“, notiert er in seinem Mikroblog. Bald schreibt er auch Filmkritiken: Ein Artikel über die „Truman Show“ in der Werkszeitung bringt 100 Yuan (15 Euro), doppelt so viel wie ein Gedicht. „Sei fleißig, der Tag wird kommen!“, notiert er. Dann wieder ist er deprimiert, wenn seine Gedichte abgelehnt werden, oft mit dem Hinweis: „Zu düster“. Im Internet findet er Gleichgesinnte, er, der von sich sagt, er sei sich selbst sein einziger Freund („Manchmal haben wir Streit, wir beide, manchmal prügeln wir uns, dann aber wieder umarme ich mich ganz fest“). Ran Qiaofeng, 23, Fließbandarbeiter aus Sichuan und Gründer des Arbeiterdichterklubs mit inzwischen mehreren Tausend Mitgliedern, ist so ein Internetfreund: „Ich glaube, die Poesie war für uns beide ein Fenster“, sagt Ran: „Du stellst dich einfach ans Fenster und brüllst alles raus.“ Dabei hätte Xu Lizhi schon gerne auch Zuhörer gehabt. Im „Letzten Willen eines Dichters“ beschreibt er den Frust eines Poeten, der „voller Zorn seine Gedichte wie Blitze in den Himmel schleudert“, in der Hoffnung, wenigstens im Weltall Leser zu finden.

Wie er es gefunden hätte, dass soeben ein Buch erschien, das alle seine Gedichte vereint, herausgegeben von Qin Xiaoyu, einem renommierten Pekinger Literaturkritiker? Dass der in Berlin lebende Yang Lian, einer der meistübersetzten chinesischen Dichter, den Band „ein herausragendes Werk der modernen chinesischen Literatur“ nennt? Qin Xiaoyu war auf Xu Lizhis Blog gestoßen, hatte ein paar Mal mit ihm telefoniert, wollte ihn gewinnen für Unsere Verse, einen Dokumentarfilm, den er gerade drehte über Chinas Wanderarbeiterdichter. „Xu ist einer der Besten“, sagt Qin Xiaoyu. „Einer von ganz unten, einer, der mitten aus dem Leben schreibt und Erschütterndes zu berichten hat.“ Der Sozialismus, sagt der Dichter Yang Lian, rede seit Jahrzehnten tagein, tagaus vom Volk. „Aber bislang war das ein stummes Volk. Jetzt kommen diese Dichter vom Bodensatz der Gesellschaft und verleihen den Stimmlosen mit einem Mal eine Stimme. Das ist nicht nur eine Infusion von Leben und Seele für den blutleeren Literaturbetrieb. Das ist eine Stimme für die Unterschicht Chinas, aus der längst die Unterschicht der globalisierten Welt geworden ist.“ Foxconn zum Beispiel:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Arbeiter sind aus China, der Boss ist aus Taiwan, die Profite gehen an Apple, und wir alle streicheln die Geräte.

Die Kommunistische Partei findet sich dabei in einer besonderen Rolle wieder: Einst an die Macht gekommen als Kämpferin fürs Proletariat, steht sie mit einem Mal auf der Seite der Ausbeuter. „Die Partei und die an ihren Strippen tanzenden Gewerkschaften sind in China die Komplizen der Unternehmer“, sagt der 41-jährige Zhang Zhiru, ein Arbeiteraktivist in Shenzhen. Manches habe sich verbessert, berichtet Zhang, geprügelt zum Beispiel werde heute kaum noch, auch gebe es gute neue Gesetze. „Aber was helfen Gesetze, wenn sie bloß auf dem Papier stehen und die Arbeiter weiter nichts zählen?“ Zhang Zhiru macht eigentlich nichts anderes, als die Arbeiter über ihre im Gesetz festgeschriebenen Rechte aufzuklären. Dafür muss er sich von der Polizei eine „Krebszelle unseres Systems“ nennen lassen. Zhang hat Frau und Tochter, dreizehn Mal musste die Familie in den vergangenen zwei Jahren umziehen, weil die Polizei immer wieder seine Vermieter unter Druck setzt. „Leider“, sagt er, „leben wir noch immer in einer menschenfressenden Gesellschaft.“

Aber Komplizen der Bosse sind nicht nur Partei und Regierung, Komplizen sind auch die ausländischen Konzerne, die ihre Aufträge an Subunternehmer wie Foxconn auslagern. Stephan Rothlin ist Schweizer, seit 1998 lebt er als Dozent und Unternehmensberater in Peking, ist spezialisiert auf Wirtschaftsethik. „Klar beuten einige ausländische Firmen China und Indien aus, eigentlich ist es noch viel schlimmer, als ich mir das vorgestellt hatte“, sagt er. Im allgegenwärtigen Gerede von der „Corporate Social Responsibility“ sieht er nicht mehr als ein „Feigenblatt“: „Schauen Sie sich doch das iPhone an: Die gewaltigen Profite bleiben bei Apple. Ein solch schneller Produktwechsel zu solchen Herstellungspreisen, das geht ja gar nicht ohne das, was Karl Marx einst Sklavenhaltergesellschaft nannte.“

Rothlin, muss man hinzufügen, ist kein Marxist und kein Revolutionär, in Europa würde er als konservativer Gelehrter durchgehen. Auch als solcher darf man die Praktiken von Konzernen wie Apple als fragwürdig empfinden: Seit Foxconn im Gefolge der Selbstmordserie von 2010 daranging, seine Arbeitsbedingungen zu verbessern und die Löhne zu erhöhen, zieht Apple einen immer größeren Anteil der Aufträge bei Foxconn ab und schenkt sie dem Shanghaier Billigkonkurrenten Pegatron zu. Das

iPhone 6 etwa kommt nun von Pegatron, einem Konzern, der seinen Arbeitern einer neuen Studie der Bürgerrechtsorganisation „China Labor Watch“ zufolge noch einmal 20 Prozent weniger als Foxconn bezahlt, und der sie so zu noch mehr illegalen Überstunden zwingt. Die Profitmarge beim iPhone 6 schätzt die Marktforschungsfirma IHS übrigens auf 69 Prozent, Samsung kommt demnach für seine Topmodelle auf 58 Prozent. Die Arbeitskosten wiederum machen IHS zufolge bei einem iPhone 6, Ladenpreis in Deutschland ab 699 Euro, weniger als vier Euro aus. „Für mich ein Grund, nicht in das Apple-Kloster einzutreten“, sagt Stephan Rothlin.

Xu Lizhi versuchte den Ausbruch aus dem Sklavendasein, er bewarb sich um eine Stelle in einem Buchladen, um eine in der Werksbibliothek. Kassierte Absagen. „Habe ich wirklich die einzige Chance, mein Schicksal zu verändern, verpasst?“, schreibt er im September 2013. „Wir alle wollen raus aus diesem Leben“, sagt sein Internetfreund Ran Qiaofeng. „Aber wir entkommen dem Fließband einfach nicht. Ich weiß nicht, warum. Ich weiß es nicht.“ In seinen Gedichten hat Xu Lizhi den Tod Hunderte Male geprobt. „Ein rechter Poet bringt sich um“, schreibt er einmal. Seiner Familie ruft er dies zu: „Als Asche, zerstreut in alle Winde, so sehen wir uns wieder“. Den Bruder, die Eltern, er vermisst sie. Er beschreibt den Geruch der Mondkuchlein zu Hause, das alljährliche Wiedersehen mit der Mutter beim Frühlingsfest („Ich kann mich gar nicht erinnern, wann du so klein geworden bist“). Aber er zeigt ihnen keinen seiner Verse. „Ich habe erst nach seinem Tod von seinen Gedichten erfahren“, sagt der Bruder. „Und jetzt bringe ich es nicht fertig, sie zu lesen. Es tut weh.“

Xu Lizhi weiß, dass die Asche seines Leichnams nicht im Heimatdorf bestattet werden wird: Wer eines unnatürlichen Todes stirbt, so will es die Tradition in Dongliao, der darf nicht mehr heimkehren, es ist ein alter Aberglaube. Aber die See war ihm eh lieb.

Im Frühjahr 2014 nimmt er noch einen Anlauf. Er kündigt bei Foxconn, reist in die Provinz Jiangsu. Sein Mikroblog schweigt. Keiner weiß, was Xu Lizhi in diesen Monaten tut. Im September kommt er zurück. Es ist seine zweite Ankunft in Shenzhen. Diesmal eine ohne die tröstliche Ungewissheit des Neuanfangs. Er weiß, was ihn erwartet: dieselbe Werkshalle, die er eben noch eine „Hinrichtungsstätte“ genannt hatte. Am 26. September unterschreibt er einen neuen Vertrag bei Foxconn.

Vier Tage später, um kurz nach 14 Uhr, tritt der 24-jährige Xu Lizhi, Bauernsohn, Wanderarbeiter und Dichter, im 17. Stock des AAA-Büro- und Einkaufszentrums vor ein halbgeöffnetes Fenster. Er steht da und schaut. Vor dem Fenster das Panorama des chinesischen Traums: teure Mittelschichtapartments, ein Park, hinten ein Kindergarten, der in großen Lettern „Self Confidence“ verspricht. Nach fünf Minuten zieht Xu Lizhi sich hoch aufs Fensterbrett.

Kurz zuvor hatte er das Gedicht „Meine letzten Momente“ geschrieben. „Noch einmal möchte ich das Meer schauen“, beginnt es. Die letzten Zeilen:

Mir ging es gut, als ich kam

Mir geht es gut, jetzt wo ich gehe